

Anthropologie der modernen Welt

Authenizität und Maskenspiele

Vorlesung

Heinz-Ulrich Nennen



Abb. 1: WALTER CRANE: *Die Rosse des Neptun* (1893). Neue Pinakothek, München. — Quelle: Quelle: Public domain via [Wikimedia Commons](#).



Institut für Philosophie
Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften

WS 2014 | dienstags | 14:00–15:30 Uhr s.t. | Raum: 20.12-110
21. Oktober 2014 — 10. Februar 2015

Vorlesung
Anthropologie
der
modernen Welt
Authenizität und Maskenspiele

PD Dr. phil. Heinz-Ulrich Nennen

Blog: www.nennen-online.de

Email: heinz-ulrich.nennen@t-online.de

28. März 2016

Heinz-Ulrich Nennen: »Anthropologie der modernen Welt«

© 2014 Heinz-Ulrich Nennen

www.nennen-online.de

heinz-ulrich.nennen@t-online.de

Alle Rechte vorbehalten!

Im Internet unterliegt dieses Werk der Creative Commons-Lizenz BY-NC-ND:



Inhalt oder Teile dieses Werkes dürfen im Internet vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zugänglich gemacht werden, unter folgenden Bedingungen:

Namensnennung, keine kommerzielle Nutzung, keine Bearbeitung.

[Übersicht Nutzungsbedingungen](#) | [Lizenzvertrag](#).

Für eine von den Bedingungen abweichende Nutzung wird die Zustimmung des Rechteinhabers benötigt!

Hergest. unter Verw. folgender Programme:

Editor: [KEDIT 5.0](#) Textsatz: [L^AT_EX 2_ε](#), [MiK_TE_X](#), [pdf_TE_X](#), [KOM_A-Script](#),
Bildschirmdarstellung: [G_sview32](#), [Evince](#)

Inhaltsverzeichnis

Das göttliche Maß	6
Zum Prozeß der Zivilisation	6
Von Clangeistern und Großgöttern	6
Vom Nexus zwischen Religion und Politik	7
Die Diskurse, die Vernunft und die Götter	10
Zivilisation als Sozialexperiment	13
Religion stiftet Gesellschaft	15
Vielfalt und Einheit	20
Staatsgötter	20
Die Stadt als säkularer Raum	23
Vom Maßnehmen	24
Der Götter Neid ist ganz der unsere	26
Götter sind wirklich ideal	27
Arbeit am Mythos	29
Götterfiguren als Orientierungsweisen	29
Das Märchen vom Streit zwischen Mythos und Logos	32
Von der Unmöglichkeit, auf Bilder zu verzichten	35
Vom Narzißmus der Metapher	39
›Vergleiche hinken‹	39
Die Metapher als unheimlicher Wandergeselle	39
Metaphern als ›Geist‹	42

Es fehlen die Worte	44
Hilfreiche Geister	47
Bilder leiten das Denken	47
Dialog und Diplomatie	51
Verstehen als Prozeß	56
Zum Gelingen von Verständigung	57
Moderne als Zeitgeist	60
Prozeß und Wirklichkeit	60
Moderner Aberglaube	60
Der Dialog als Zwiesprache zweier Seelen	64
Authentizität und Maskenspiele	66
Langeweile oder Risiko	69
Metaphern, Mythen, Symbole und Götter	69
Metaphern ›begeistern‹	71
Vom Wechsel der Metaphern	74
Ein beredtes Beispiel	78
Metaphern und Diskurse	81
Wenn das Bild die Sache verdrängt	81
Zauberlehrlingseffekte	81
Metaphernfolgenabschätzung	88
Über das Verstehen von Mißverstehen	91
Cartesianische Methodologie	95
Provisorische Moral	95
Im Dickicht der Exkurse	98
Einen oder alle Wege zu Ende gehen?	99

Nichts als ein Traum in einem Traum	105
Über die Unabhängigkeit im Denken	105
Auf Distanz gehen	105
Blindheit und bewußtes Sehen	111
Die Psyche als Traumwelt	119
Die Sachen selbst zur Sprache bringen	124
Vorstellung und Wirklichkeit	124
Metaphern und die Kunst des Zuschauers	128
Metaphorologie als Metaphernfolgenabschätzung	130
Bilder, Ideale und Götter	135
Die Macht (über) die Bilder	135
Bilderverbot und Definitionsmacht	135
Frömmeler, Fanatiker und Fundamentalisten	140
Beliebigkeit als Belastung	143
Religion als Politik	149
Hirtenidylle	149
Religion, Psyche und Relativismus	152
Alles bleibt, nichts geht verloren	157
Die Moderne und der Geist der Sachen	163
Über die neue Liebesunordnung	163
Multiple Identitäten	163
Die Masken der Götter	171
Der Auftritt der ›inneren Göttin‹	174
Ritual und Selbstverhältnis	184
Literaturverzeichnis	190

Das göttliche Maß

ZIVILISATION — THEOGENESE — POLYTHEISMUS UND MONOTHEISMUS —
RELIGION UND POLITIK — DIE DISKURSE SIND NICHT FREI — VERNUNFT
UND PANTHEON — POLITISCHEN THEOLOGIE UND DISKURSTHEORIE —
ZUM PROZESS DER ZIVILISATION — URSPRÜNGE DES STAATES UND DER
ZIVILISATION — AUTORITÄTEN — DIE PYRAMIDE ALS SINNBILD

Zum Prozeß der Zivilisation	6
Von Clangeistern und Großgöttern	6
Vom Nexus zwischen Religion und Politik	7
Die Diskurse, die Vernunft und die Götter	10
Zivilisation als Sozialexperiment	13
Religion stiftet Gesellschaft	15

Zum Prozeß der Zivilisation

Von Clangeistern und Großgöttern

Nicht von ungefähr bringen die Mythen vom Ursprung der Welt und des Menschen immer wieder den Vergleich mit den Göttern. Es gilt zu ermessen, wie weit ›*wir*‹ schon sind, was sich Menschen bereits angeeignet haben von den eigentlich göttlichen Kompetenzen, was nach wie vor fehlt, wie groß die Distanz noch immer ist und was von allen vakanten göttlichen Attributen wohl niemals zu erreichen sein dürfte.

Wo immer in und mit der Zivilisation die ersten Götter in Menschengestalt auftreten, um ein mondänes, urbanes, eben ›göttliches‹ Leben zu führen, dort entsteht nach ihrem Vorbild der Wunsch, *selbst* zum Gott zu werden oder wenigstens wie ein solcher zu erscheinen. — Erst in den frühen Städten kommt

dieser Wunsch auf, weil es dort seit der *Neolithischen Revolution* einige wenige Menschen gibt, die in der Tat wie Götter leben.

Auch die Götter entwickeln sich im Verlaufe der Zeit, sie gehen mit im *Prozeß der Zivilisation* und stehen für manches mit ihrem eigenen Schicksal ein. Die Zahl der vergangenen, vergessenen aber auch abgesetzten Götter dürfte beträchtlich sein: Sogar Bestattungen sind vorgenommen worden, wohl um sie milde zu stimmen, bevor sie abgesetzt wurden. — In diesem Zusammenhang sind die immer wieder nachgewiesenen Scheinbegräbnisse phänomenal, ganz offenbar wurde nach Ablauf der Amtsperiode die Amtsperson als solche bestattet, während der vormalige Amtsträger selbst sein Leben weiter leben sollte. Dabei dürfte es auch manchem Gott nicht anders ergangen sein, wenn erst einmal die Autorität eingebüßt wurde, wenn die Zahl derer, die seiner gedenken, immer weiter abnimmt, dann läßt sich der Untergang nicht aufhalten. Das ist umso dramatischer, wenn man bedenkt, daß Götter nun einmal davon ›leben‹, daß ihrer gedacht wird.

Ihren Anfang nehmen die uns später bekannt gewordenen Götter oft als Clangeister und so beginnen sie dann auch ihre *Theogenese*. Manche dieser göttlichen Karrieren lassen sich inzwischen verläßlich zurückverfolgen: Ursprünglich entstammen sie lokalen Kleinkulturen und Häuptlingstümern, die zwischenzeitlich eingemeindet wurden. Mit den Menschen wandern selbstverständlich auch ihre Götter vom Herkunftsland ins fremde Reich. — Sollten sie dort bedeutend erscheinen auch für das größere Ganze, dann erhalten sie einen hervorgehobenen Platz im Festtags-Kalender der Kulte, im Pantheon aller Götter.

Tatsächlich ist es von eminenter Bedeutung, ob sich ein Volk auf mächtige Götter berufen kann. Zusammen mit den Identitäten, wie sie mit Göttern einhergehen, so daß sich ganze Gruppe damit identifizieren, kommen spezifische Wertvorstellungen auf, die allgemeinverbindlich für die Clans sind. — Dabei ist der Götterglaube gerade im Polytheismus ganz und gar nicht so jenseitsorientiert, wie im Monotheismus. Ein einziger Gott kann gar nicht die überaus schillernden Facetten haben und die Vielfalt aller Widersprüche und Wechselwirkungen vertreten, wie sie für menschlichen Gesellschaften, die sich aus vielen einzelnen Gruppen zusammen setzen, nun einmal üblich sind.

Vom Nexus zwischen Religion und Politik

Bis ins letzte Jahrhundert hinein galt, Religion ist Politik und Politik wurde zumeist religiös begründet, selbst und gerade wenn Interessen im Spiel waren, die den Glauben nur vor sich her schoben als Maskierung der eigentlichen

Absichten. — Für Zivilisationen ist der Nexus zwischen Religion und Politik allerdings konstitutiv. Die Welt der Götter und die Welt der Menschen spiegeln sich wechselseitig und bilden einen schicksalhaften Zusammenhang, in dem der Glaube so etwas leistet wie die Letztbegründung aller Überzeugungen.

Wer sich in politischen Grundsatzfragen etwa über Krieg oder Frieden, glaubhaft auf den Willen einer respektablen Gottheit berief, konnte sich durchsetzen, weil es schien, als wären die Götter mit ihm. So wird Politik zur Kunst, sich auf höhere Mächte zu berufen, um den eigenen Willen zur Macht und die Befriedigung der Wünsche des eigenen Klientel als fromme Wünsche und gottgefälliges Tun und Treiben zu maskieren. — Stets geht es darum, die Tendenzen der Diskurse in der öffentlichen Meinungsbildung zu beherrschen und das Wasser der Emotionen, Ängste, Hoffnungen und Sehnsüchte auf die eigenen Mühlen zu leiten.

Diskurse sind frei. Wäre da nicht auch die Vielfalt, würde es nicht viele andere Götter geben, die auch angerufen werden können, dem Despotismus, der Tyrannei und dem Denkdiktat stünde kaum mehr etwas entgegen. Und so ist dann die Vielgötterei weit mehr als das, was Priester im Namen eigens geschaffener eifersüchtiger Götter später eingefordert haben, es dürfe keine anderen Götter mehr geben. — Tatsächlicher Monotheismus ist bar jeder Vernunft, weil sich *so* nichts reintegrieren läßt, was ansonsten auseinander driftet. Nicht die Vielgötterei ist daher das Problem, sondern der Anspruch, alles aus einem einzigen Geist erklären und herleiten zu wollen.

Polytheismus ist Ausdruck einer Politik, die mit Vielfalt umzugehen versteht. In einer solchen Gesellschaft muß immer wieder neu verhandelt werden, welchem Gott wie viel jeweils zugedacht werden soll und welche Priesterschaft wie einflußreich ist unter den vielen anderen, die auch wichtig sind. — Es ist an der Zeit, die geistige Armut monotheistischer Zwangsvorstellungen zu überwinden. Es sind viele Wahrheiten in ein und derselben Sache zu verzeichnen, entscheidend ist, mit dieser Vielfalt umgehen zu können. Wenn es einen einzigen obersten Gott geben soll, dann kann es nur die *Vernunft* sein, denn sie hat den Ausgleich zwischen den verschiedenen Ambitionen, Interessen und Ideologien immer wieder neu zu schaffen.

Auch die Götter sind einander nicht gleich, allein durch ihre Zuständigkeiten sind sie mal mehr oder weniger von Belang. Wo es einem Gott und damit einer bestimmten Auffassung von Wirklichkeit gelingt, von überragender Bedeutung zu sein, dort wird der Geist der Sachen, die damit verbunden sind, eine immense Aufwertung erhalten. Man sollte aber nicht erwarten, daß ein Gott, der sich mit etwas Bestimmtem auskennt, auch etwas von anderen Dingen versteht. —

Das ist das schwere Erbe des Christentums, daß wir erst mühsam wieder lernen müssen, die Vielfalt nicht mehr aus der Welt zu vertreiben, sondern sie als Chance zu betrachten. Menschen haben es immer verstanden, sich mit Vielfalt zu arrangieren um dabei die eine Macht gegen die andere auszuspielen. Wer von den hilfreichen oder auch destruktiven Gewalten schlußendlich den Zuschlag erhält, von entscheidender Bedeutung zu sein, sollte immer wieder offen gemacht und gehalten werden.

Was sind Opfer und Gebete anderes, als daß gewürdigt wird, irgendeine spezifische Sicht der Dinge sei maßgeblich und aus guten Gründen wichtiger als manche andere. Wo demnach einer bestimmten Weltanschauung tendenziell mehr ›Opfer‹ und ›Gebete‹ zufallen, vielleicht auch von denen, die diesen ›Gott‹ unlängst erst kennen und schätzen gelernt haben, dort kommt es zu einer Veränderung des gesamtgesellschaftlichen Klimas. Zugleich wird damit auch die jeweilige Tempelpriesterschaft zu immer mehr Macht und Einfluß gelangen, so daß sie im Namen der vertretenen Gottheit fortan vielleicht sogar die Richtlinien der Politik bestimmen darf. — Es ist erstaunlich, wie leicht dieses Sprachspiel vonstatten geht, Politik polytheistisch und den Polytheismus politisch zu betrachten.

Der Nexus zwischen Politik und Religion ist konstitutiv von Anfang an. Es wäre an der Zeit, diesen Zusammenhang wieder neu zu thematisieren, und wir sollten uns dabei als Urheber aller Götter und ihrer Geschichten begreifen. Mögen sich die Buchreligionen noch so sehr dagegen verwahren, entscheidend ist es, möglichst viele verschiedene Perspektiven ernst zu nehmen und nicht eine einzige Hinsicht zum Maß aller Dinge zu erklären.

Viel zu lang wurde die Politik am Bild monistischer Prinzipien ganz im Sinne des Christentums ausgerichtet: Nur ein Gott, eine einzige Kirche, nur ein Staat und nur eine einzige Wahrheit sollte zugelassen sein. Seltsamerweise waren die Vorstellungen über die Zustände im christlichen Himmel über Generationen hinweg von einer aberwitzig strengen militärischen Ordnung geprägt. Die ›himmlichen Heerscharen‹ waren wie die Kirchen selbst nach dem Gehorsamsprinzip konzipiert.

Der Nexus zwischen Politik und Religion ist kaum enger als dort, wo beide Seiten ineinander gespiegelt werden. Als ginge es im Himmel ebenso nach Befehl und Gehorsam zu, wie auch auf Erden. Der Hurra-Patriotismus der Nationalstaaten fand dann auch seine Fortschreibung in einem Militarismus, der die Zivilgesellschaft und vor allem den aufkommenden Rechtsstaat aushebeln wollte, noch ehe er sich zu entfalten begann. Als Politische Theorie ist die ›Politische Theologie‹ an diesem überkommenen Monismus orientiert. Insbesondere die

›rechtslastige‹ politische Theologie krankt daran, daß sie vom Monotheismus und nicht vom Polytheismus ausgeht.

Also gibt sich der Wille zur Macht monistisch, denn man möchte möglichst alles aus nur einem einzigen Guß als gemachte, nicht als gewordene Wirklichkeit: Staat, Wirtschaft, Volk, Recht und Militär sollen ›geführt‹ werden, als wäre der Gottesstaat auch unter den Bedingungen des Industrialismus und der aufkommenden Moderne tatsächlich noch möglich. Es gibt aber viele Wahrheiten in ein und derselben Angelegenheit, die einander nicht unbedingt widersprechen, die vielmehr einander ergänzen können. Daher wäre es von größtem Interesses, *Politische Theologie* und *Diskurstheorie* miteinander zu amalgamieren.

Die Diskurse, die Vernunft und die Götter

Nichts sollte uns davon abhalten, Weltanschauungen, ja sogar Theorien mit den Göttern eines unüberschaubar umfassenden Pantheon zu vergleichen. Das waren sie ohnehin schon immer, Fixpunkte in gesellschaftsübergreifenden Debatten. In den Diskursen sind sie entscheidend, weil wir immer Maß nehmen und Relationen herstellen müssen.

Es gilt, endlich den freien Markt für Geltungsansprüche zu eröffnen, auf dem alle ›Götter‹ miteinander im Wettbewerb stehen. *Theorie* ist per se als solche für sich so etwas wie ein göttlicher Blick, aber eben auch immer nur der Blick eines bestimmten Geistes. *Skepsis* bedeutet dem Wortsinn nichts weiter, als daß untersucht werden muß, was jeweils gelten soll. — ›Götter‹ sind Spezialisten für ganz bestimmte Angelegenheiten, wie Fachärzte, Therapeuten, Heiler und Schamanen. Es käme darauf an, sie in ihrer Zuständigkeit und in ihren Kompetenzen besser einschätzen zu können. Es käme darauf an, jeweils die richtigen Experten zu konsultieren und ihnen weder zuzumuten noch abzuverlangen, wofür sie gar nicht zuständig sein können.

Aber das Diktum des Monotheismus beherrscht weiterhin das Denken, auch noch unter den Bedingungen einer längst säkularen, fast schon postsäkularen Zeit. Die zeitgenössischen Scharmützel zwischen Theisten und Atheisten sind von grausamer Einfalt und ganz und gar grotesk, wenn Atheisten allen Ernstes glauben, man könne die Nichtexistenz Gottes wissenschaftlich erweisen. Dafür sind die in solchen Zweifelsfällen angerufenen Naturwissenschaften keineswegs zuständig. Es wären die falschen ›Götter‹, wollte man ernsthaft in dieser Frage ausgerechnet bei den Wissenschaften näheres in Erfahrungen bringen, die gar keinen Begriff haben von dem, was mit den ›Göttern‹ gemeint sein könnte.

Zweifelsohne geht es eher um psychologischen, kulturelle, vor allem aber politische und insbesondere um philosophische Probleme, wenn von Göttern die Rede ist. Wer dagegen ernsthaft glaubt, naturwissenschaftliche Beweise in Fragen der Theologie anbringen zu können, geht bereits von bestimmten Vorstellungen aus, nämlich von der höchst naiven Prämisse, Götter müßten sich physisch und vor allem physikalisch nachweisen lassen. — Die Wissenschaften in ihrer ganzen Vielfalt versetzen uns in den Stand, manches zu verstehen, zu beherrschen und auch zu erschaffen.

Aber die Wissenschaften lassen uns im Regen stehen, wenn wir Fragen stellen, die den Rahmen ihrer Zuständigkeit sprengen. — Einem Wort von LUDWIG WITTEGENSTEIN zufolge, bleiben die Sachen, die uns selbst wirklich berühren, noch immer unangetastet, selbst wenn alle Fragen der Wissenschaft beantwortet sein würden:

Wir fühlen, daß selbst, wenn alle möglichen wissenschaftlichen Fragen beantwortet sind, unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt sind.¹

Unsere *Diskurse* sind nicht frei, sondern noch immer eingenommen von der Erwartung auf die eine einfache, alles umfassende Wahrheit. Als hätten wir es noch immer mit jenen Göttern zu tun, die eifersüchtig darüber wachen, daß nur sie selbst zählen und keine anderen. Aber es sind viele, und sofern einer dieser Götter den Geist einer Sache besser repräsentiert, wäre es unvernünftig, ihn nicht zu Rate zu ziehen. Es wäre nicht minder unvernünftig, wollte man sich von einem dieser Repräsentanten das Verfahren selbst vorschreiben lassen. — Sämtliche Ideologien lassen sich zwar würdigen in ihrem Anspruch, bestimmte vorgefertigte Auffassungen zu vertreten, sie lassen sich aber auch relativieren, sobald sie Ansprüche gehegt werden, ernsthaft für das Große und Ganze zu sprechen, denn das können sie nicht.

Tatsächlich geht es um Gleichgewichte, die unter Zivilisationsbedingungen immer wieder neu austariert werden müssen: Wer etwa glaubt, dem *Gott des Marktes* möglichst alles unterordnen zu müssen, meint in Aussicht stellen zu können, alles andere würde sich darauf auch zum Besseren wenden, was aber tatsächlich gar nicht der Fall ist. Also ist der Gott des Marktes auch nur einer

¹Ludwig Wittgenstein: *Tractatus logico-philosophicus*. Logisch-philosophische Abhandlung, Frankfurt 1980. (6.52)

von vielen anderen. — Das Ganze in den Blick zu bekommen ist Sache der *Vernunft*. Daher müssen eifersüchtige Götter mit Allmachtsanspruch in ihre Schranken verwiesen werden. Wo das nicht geschieht, entsteht Ungleichgewicht, Unausgewogenheit, politisches, soziales und humanes Unglück.

Götter bleiben ihrer Herkunft und ihrer vormaligen Zuständigkeit auch später noch auf eine oft charakteristische Weise weiterhin sehr eng verbunden. Als wären sie sich ihrer Herkunft zutiefst bewußt, schauen sie auf die eigenen Anfänge zurück und lassen sich gern daran erinnern. Zugleich sind sie sorgsam darauf bedacht, ihren Status zu wahren, daher sind sie dann auch mit denen, die sie einst groß machten. — Götter und Priester gehören zusammen, in Heiligtümern wie dem Orakel der ZEUS in Dodona oder dem des APOLLON in Delphi wird allerdings weit mehr getan als für die üblichen Kult- und Orakeldienste erforderlich ist. Dort werden sehr häufig die Richtlinien der Politik entworfen.

Wir sollten daher alle Ideologien, alle Theorien und auch alle Wertvorstellungsmuster betrachten, als wären sie nur ein Ausschnitt aus einem sehr viel umfassenderen Pantheon und keineswegs repräsentativ für das große Ganze. Das Totum ist eine Frage der *Vernunft*, sie muß die *Einheit in der Vielfalt* sicher stellen, muß tagein tagaus zwischen den Göttern vermitteln, weil immer wieder alles ins Ungleichgewicht gerät.

Es spricht manches dafür, das alte Modell vom Pantheon endlich wieder ernst zu nehmen, um dann alle, die in irgendeiner Weise versuchen, mit ihren Wertvorstellungen und Interessen die Richtlinien der Politik zu bestimmen, in einen Diskurs zu verwickeln, in dem sie offen demonstrieren sollen, warum nur bestimmten, nicht aber anderen Göttern, Ideologien, Theorien und Wertvorstellungen geopfert werden soll. — Der *Polytheismus* entspricht genau dem, was später als *Pluralismus* verstanden wird. Es sind eben vielerlei Kräfte, Hinsichten und Perspektiven erforderlich, ein gesellschaftliches Ganzes zu ergeben. Und keiner dieser Sichtweisen sollte es zugestanden werden, für sich ganz allein alles beanspruchen zu dürfen, die Wahrheit, das Leben, die Liebe, das Recht und das Glück.

Zivilisation als Sozialexperiment

Götter gehen mit ihren Clans auf Reisen, sie werden hierhin und dorthin getragen, leben auch unter veränderten Bedingungen immer wieder neu auf oder sie gehen unter. Götter teilen das Schicksal der Clans, mit denen sie einwandern oder auch verschleppt werden. Sie etablieren sich in den neuen Städten und erhalten eigene Kultstätten, wenn sie wichtig erscheinen. Dort können und müssen sie dann angerufen, verehrt und mit Opfern versorgt werden, auf daß sie dem Ganzen wohlgesonnen sein mögen. — Es ist ebenso erstaunlich wie folgerichtig, daß selbstverständlich auch Götter eine Biographie haben, daß gerade auch sie einmal ›klein angefangen‹ haben.

Der *Prozeß der Zivilisation* ist derweil ein sehr gewagtes Sozialexperiment, das darin besteht, sehr viele unterschiedliche Gemeinschaften in eine alles übergreifende *Gesellschaft* einzubinden, so daß zunehmend mehr Arbeitsteilung herrscht. Es handelt sich dabei um Gesellschaften, in denen eine historische Dynamik, also Wandel und insofern *Fortschritt* herrscht, so daß diese Welten niemals lange so bleiben wie sie sind, und zugleich ziehen sie immer mehr der umliegenden Kulturen in ihren Bann.

Der Prozeß der Zivilisation beginnt mit der *Neolithischen Revolution* etwa 12.000 Jahre v. u. Z., wenn die Landwirtschaft entwickelt wird und wenn damit zugleich Städte möglich werden, in denen die Herren und Priester leben. Die Arbeitsteilung nimmt rapide zu, die neuen Gesellschaften differenzieren sich immer weiter aus. Währenddessen entstehen Hierarchien, es etablieren sich Eliten der Herrschaft, der Priesterschaft und der Verwaltung und diese treiben den Prozeß immer weiter voran. Mit den frühen Hochkulturen treten dann auch die ersten großen Reiche auf den Plan.¹ — Es scheint, als sei die Idee als solche in Alt-Ägypten entstanden und dann von Afrika ausgehend immer weiter ostwärts nach Asien gezogen:

Frühe Hochkulturen in Afrika und Asien:

- Ägypten (etwa ab 4000 v. u. Z. bis etwa 300 v. u. Z.)
- Sumer (etwa 4000 v. u. Z. bis 2004 v. u. Z. in Mesopotamien)
- Elam (etwa ab 3500 v. u. Z. bis 600 v. u. Z. im Iran)

¹Siehe hierzu: Hermann Parzinger: Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift; München 2014.

- Die Stadt Mari (etwa 2900 v. u. Z. bis 1759 v. u. Z. in Syrien)
- Indus- oder Harappa-Kultur (etwa 2800 v. u. Z. bis 1800 v. u. Z. in Indien)
- Die Stadt Ebla (etwa spätes 3. Jahrtausend v. u. Z. und zwischen 1800 und 1650 v. u. Z. in Syrien)
- Reich von Akkade (etwa 2340–2200 v. u. Z.) in Mesopotamien
- Oasen- oder Oxus-Kultur (etwa 2200 v. u. Z. bis 1700 v. u. Z. in Zentralasien)
- China (Erlitou-Kultur etwa 2000–1500 v. u. Z., Schrift ab etwa 1250 v. u. Z.)¹

Aber auch in Amerika setzt der Prozeß der Zivilisation relativ früh ein. Ob das tatsächlich unabhängig von Eurasien vonstatten gegangen ist, darüber wurde und wird weiterhin spekuliert. Manches spricht dafür, dennoch gibt es noch immer keine direkten Nachweise, daß es eben doch Ägypter waren, die das Prometheus-Feuer über den Atlantik nach Amerika trugen.

Dabei ist die *Pyramide* immer wieder als Hinweis aufgefaßt worden, der Prozeß der Zivilisation sei tatsächlich direkt von Ägypten nach Amerika gelangt. Es scheint aber, daß die Pyramide als solche dem Prinzip von Zivilisation entspricht. Als Symbol ist sie geradezu mustergültig für das, was Zivilisation ausmacht, daß es Stände gibt, Stufen, Schichten, die von ganz unten nach ganz oben führen und eben doch eine Gesamtheit bilden.

Frühe Hochkulturen in Amerika:

- Maya um 3000 v. u. Z. bis etwa 900 n. u. Z. in Mexiko und Guatemala
- Die Stadt Caral in Peru (um 2627 v. u. Z.)
- Olmeken (etwa 1500 v. u. Z. bis 400 v. u. Z. in Mexiko)
- Inka 13. Jh. bis Mitte 16. Jh. in Peru, Chile
- Azteken 14. Jh. bis Mitte 16. Jh. in Mexiko²

¹Nach: Hochkultur (Geschichtswissenschaft). In: [Wikipedia](#) [14.07.14].

²Nach: Ebd.

Die Zivilisierung ist auch in diesen frühen Hochkulturen bereits ein hochkomplexer Prozeß. Die gesellschaftliche Ausdifferenzierung, die kulturelle Vielfalt und die Relativierung der Sitten und Gebräuche nimmt immer weiter zu, wenn sich die vormals egalitären Gemeinschaften immer weiter ausdifferenzieren. Vor allem die urbanen Welten befördern einen Multikulturalismus und auch einen ersten Individualismus, der den Gemeinschaften selbst und vor allem den Propheten stets ein Dorn im Auge gewesen sein muß.

Gerade in den Städten ändert sich die Rolle von Mann und Frau, von Eltern und Kindern, Alten und Jungen, alles unterliegt einer völlig eigenen Dynamik. Vormals feste Strukturen werden relativiert und zur Tradition herabgesetzt, was eben keineswegs bedeutet, daß Traditionen einfach nur wahren, was sie weitertragen sollen. Vielmehr sind auch sie bereits ein treibender Faktor im Wandlungs- und Anpassungsprozeß, nur daß sie eben versuchen, ihr Gewicht in die Waagschale der Meinungsbildungsprozesse zu werfen. — Geradezu obligatorisch ist daher auch die Rede vom *Sittenverfall*, einfach nur, weil sich die Verhältnisse in der Tat immer schneller wandeln, so daß sie bereits zu Lebzeiten am eigenen Leib erfahren werden können.

Religion stiftet Gesellschaft

Zivilisationen haben generell ein anderes Verhältnis zur Religion. Götter mit Menschengestalt, zudem solche mit menschlichem Gesicht, kommen erst sehr spät in den Städten der frühen Reiche auf. In einer *Zivilisation* werden Clans zu einem übergreifenden größeren Ganzen vergesellschaftet und mit ihnen werden eben auch die unterschiedlichen Clangeister zusammengefaßt, so daß sich einzelne und vor allem charakteristische Gottheiten dabei herauskristallisieren. So läßt sich dann manche der göttlichen Eigenheiten und das mitunter abenteuerliche Sammelsurium erlesenster Qualitäten und Zuständigkeiten erklären: Gottheiten haben eben immer eine besondere Herkunft und ihre ganz individuelle Geschichte. Sie verfügen über gewisse Kompetenzen, eine spezifische Natur und einen eigenartigen Charakter. Vor allem verfügen sie über Macht, so daß sich Zuständigkeiten ergeben, die sich mit denen anderer Götterkollegen überschneiden können.

Umfassende, eine Gesellschaft als ganze übergreifende Religionen sind insofern etwas anderes als ein beliebiger einzelner Kult. Eine *Gesellschaft* ist etwas

anderes als eine *Gemeinschaft*, denn es gehen viele Gemeinschaften in einer Gesellschaft auf. *Religion* ist daher, wenn sie urban ist und auch sein muß, so etwas wie ein Mega-Kult. Das ist das eigentliche Prinzip der ersten Religionen, — sie integrieren fremde Kulte, sie nehmen sie in sich auf, sie vergesellschaften sie zu einem neuen, umfassenderen Großen und Ganzen.

ELMAN R. SERVICE hat in einer breit angelegten und äußerst instruktiven Studie das plausible Modell einer Theorie über die *Ursprünge des Staates und der Zivilisation* vorgelegt, so daß sich erklären läßt, wie eine erfolgreiche Integration vor sich geht. Für den Ansatz seiner Theorie und zugleich als Bedingung für die Entwicklung der Hochkulturen von Ägypten, Mesopotamien, im Indus, in China aber auch in Mittelamerika und an den Küsten Perus, bedient sich SERVICE des ersten der *drei Typen der legitimen Herrschaft* nach MAX WEBER.

Es gibt drei reine Typen legitimer Herrschaft. Ihre Legitimitätsgeltung kann nämlich primär sein:

1. *rationalen Charakters: auf dem Glauben an die Legalität gesetzter Ordnungen und des Anweisungsrechts der durch sie zur Ausübung der Herrschaft Berufenen ruhen (legale Herrschaft), — oder*
2. *traditionalen Charakters: auf dem Alltagsglauben an die Heiligkeit von jeher geltender Traditionen und die Legitimität der durch sie zur Autorität Berufenen ruhen (traditionale Herrschaft), — oder endlich*
3. *charismatischen Charakters: auf der außeralltäglichen Hingabe an die Heiligkeit oder die Heldenkraft oder die Vorbildlichkeit einer Person und der durch sie offenbarten oder geschaffenen Ordnungen [ruhen] (charismatische Herrschaft).*

Im Fall der satzungsmäßigen Herrschaft wird der legal gesetzten sachlichen unpersönlichen Ordnung und dem durch sie bestimmten Vorgesetzten kraft formaler Legalität seiner Anordnungen und in deren Umkreis gehorcht. Im Fall der traditionellen Herrschaft wird der Person des durch Tradition berufenen und an die Tradition (in deren Bereich) gebundenen Herrn kraft Pietät im Umkreis des Gewohnten gehorcht. Im Fall der charismatischen Herrschaft wird dem

*charismatisch qualifizierten Führer als solchem kraft persönlichen Vertrauens in Offenbarung, Heldentum oder Vorbildlichkeit im Umkreis der Geltung des Glaubens an dieses sein Charisma gehorcht.*¹

Demnach bedeutet ›Charismatische Herrschaft‹,

*kraft affektuelier Hingabe an die Person des Herrn und ihre Gnadengaben (Charisma), insbesondere: magische Fähigkeiten, Offenbarungen oder Heldentum, Macht des Geistes und der Rede. Das ewig Neue, Außerwertägliche, Niedagewesene und die emotionale Hingenommenheit dadurch sind hier Quellen persönlicher Hingebung.*²

Anhand von ethnologischem Vergleichsmaterial hat SERVICE dann versucht zu rekonstruieren, wie, wann, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen egalitäre Gesellschaften den idealtypischen *evolutionären Weg von der Big-man-Gesellschaft über das Häuptlingstum zur Zivilisation* hatten einschlagen können.³ — Aus einer Häuptlingslinie, so SERVICE weiter, entwickelt sich vermutlich stets auch eine Priesterlinie,

*die bei ihren göttlichen Ahnen Fürsprache für die Gesellschaft einlegt. Soweit Häuptlingstümer ethnologisch bekannt sind, sind sie in aller Regel, vielleicht sogar universell, Theokratien. (...) In der Häuptlingslinie erblickt man gewöhnlich die direkten Nachfahren des Begründers dieser Linie und der Gesellschaft als ganzer, der mittlerweile in den Status der Hauptgottheit erhoben worden ist.*⁴

Ein die einzelnen Clans, Gemeinschaften und Glaubenssystem übergreifendes größeres Ganzes entsteht also auf diese übliche Weise. Jedes Autoritätssystem

¹Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5., rev. Aufl. Bes. von Johannes Winckelmann. Tübingen 1980 (1. Aufl. 1921–1922). S. 124f.

²Max Weber: *Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft*. In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*; hrsg. von J. Winckelmann; 3. erw. u. verb. Aufl., Tübingen 1968. S. 481.

³Vgl.: Elman R. Service: *Ursprünge des Staates und der Zivilisation. Der Prozeß der kulturellen Evolution*. Übers. v. H. Fliessbach; Frankfurt 1977. S. 376.

⁴Ebd. S. 113.

gründet seine übernatürliche Sanktion derweil in einer eigens dafür geschaffenen *Mythologie* bei Androhung von Strafe durch das Eingreifen höherer Mächte. Die nachweisbaren Phänomene solcher Transformationen wiederholen sich allerdings unter den Bedingungen einer Zivilisation immer wieder neu. — Stets werden noch höhere, noch mächtiger Götter gesetzt und mit ihnen neue Kulte, neue Mythen und eine in diesem Sinne neue Priesterschaft. Und die jeweils neue höchste Gottheit setzt dann den Status der Lokalgöttheiten und die Geltung der damit verbundenen Häuptlingstümer herab.¹

Mit dem *Prozeß der Zivilisation* kommt ein erstaunliches soziokulturelles Phänomen erstmals auf, bei dem sich sehr eindringlich zeigt, was den Unterschied zwischen *Gemeinschaft und Gesellschaft* ausmacht. — Zwar gibt es in diesen frühen Städten ganz gewiß so etwas wie eine Kultgemeinschaft, die für alle verbindlich sein soll, darunter aber sind die alten Clangeister sehr wohl weiterhin aktiv. Tatsächlich sind wie bei einer Pyramide, dem Sinnbild der Zivilisation, stets alle Ebenen präsent, nicht nur im Staat und in der Gesellschaft, sondern eben auch in der Psyche eines jeden Einzelnen. Daher auch sind diese unterschiedlichen Stufen auch noch immer ansprechbar, bis hin zu den untersten ›Schichten‹, wie sie eher denen offen stehen, die sich mit uralten schamanistischen Praktiken dem nähern, was da vor sich geht.

Zwangsläufig ergibt sich so das Bild einer *Pyramide*, deren Basis die Clans mit ihren Geistern und Häuptlingstümmern bilden. Darüber dann weitere, mächtigere Dämonen und schließlich sehr viel weiter oben dann die Götter mit ihren Priestern und den Gottkönigen als Schlußstein. Integration verläuft auf diese Weise durch einen *Polytheismus*, der im *Pantheon* stets ein weiteres Zimmer frei hält für den nächsten Gott. Gleichwohl muß das Ganze auch als Einheit vertreten werden, die Vielheit muß schlußendlich als Einheit erfahrbar oder zumindest vorstellbar sein.

Das Prinzip ist allerdings auch von bestechender Einfachheit: Wie bei einer Pyramide wird immer nur eine weitere Ebene oben aufgesetzt, bis hin zur obersten Etage. Es sind Penthouse-Wesen, die Götter der frühen Hochkulturen, sie leben wie mondäne Städter, eben wie die, deren Abbild sie sind, glücklich enthoben von jedem beschwerlichen Kontakt mit der schnöden Welt.

¹Vgl. hierzu: Heinz-Ulrich Nennen: *Ökologie im Diskurs. Studien zu Grundfragen der Anthropologie, Ökologie und zur Ethik der Wissenschaften*. Mit einem Vorwort von Dieter Birnbacher; Opladen 1991. S. 52ff.

Eine Gesellschaft kann daher nur erfolgreich sein, solange das labile Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Ethnien, wie sie in einer dieser neuen Städte anbränden, immer wieder ausgeglichen wird, so daß alle regelmäßig zu ihren Rechten kommen und sich gesehen, gewürdigt und ernst genommen fühlen. Aber das bedeutet eben auch, möglichst allen Göttern der Reihe nach die erforderlichen Opfer zu bringen. — Also *muß* regelmäßig und regelgerecht immer wieder Gelegenheit geboten werden, daß die einzelnen Glaubensgemeinschaften in der geboten Form *ihren* Kult als etwas ganz Besonderes praktizieren können.

Vielfalt und Einheit

NICHT DER POLYTHEISMUS IST DAS PROBLEM, SONDERN DER MONISMUS
 — RELIGION UND TRANSZENDENTALE OBDACHLOSIGKEIT — DIE GENESE
 DER GÖTTER — NATUR UND STADT ALS WILDNIS — DIE STADT ALS
 LABOR FÜR WUNSCHPHANTASIEN — GÖTTER ALS ›BESSERE‹ MENSCHEN
 — DER WOLF UND DIE DUMMHKEIT — ES DEN GÖTTER GLEICH TUN —
 DIE LEGITIMATION GESELLSCHAFTLICHER VERHÄLTNISSE DURCH RELIGION
 — FEHLENDE WORTE FÜR EINE SPRACHE IN LIEBESANGELEGENHEITEN —
 WOZU DIE GÖTTER ERSCHAFFEN WURDEN — ZUM MYTHOS VOM LOGOS
 — NARZISSMUS DER MODERNE

Staatsgötter	20
Die Stadt als säkularer Raum	23
Vom Maßnehmen	24
Der Götter Neid ist ganz der unsere	26
Götter sind wirklich ideal	27
Arbeit am Mythos	29
Götterfiguren als Orientierungsweisen	29
Das Märchen vom Streit zwischen Mythos und Logos	32
Von der Unmöglichkeit, auf Bilder zu verzichten	35

Staatsgötter

Eine Zivilisation, ein Staat und insofern eine Gesellschaft muß die Einheit in der Vielheit repräsentieren. Integration gelingt daher nur durch ein Management der Kulte, so seltsam es erscheinen mag. Einerseits muß den Gemeinschaften manche Eigentümlichkeit und damit Vielheit gewährt werden, andererseits muß die Gesellschaft als Einheit dieser Vielheit immer wieder zu ihrem Recht

kommen. Daher schwebt über der Vielfalt einzelner Kulte immer auch der alles übergreifende Schatten eines Staates mit seinen Herrschern, Priestern und Beamten.

Um die Einheit zu wahren, muß die Anbetung der Staatsgötter mehr oder minder verbindlich sein für alle Einwohner einer Stadt, vielleicht sogar für einen ganzen Kulturkreis. Das gilt aber nur für die übergreifenden Großgötter, nicht jedoch für kleinere lokale Kulte, die in der Regel unbestritten weiterhin bestehen können. Nicht der Polytheismus ist das Problem, sondern die Einfältigkeit eines Monotheismus, der einfach nicht in der Lage ist, mit Vielfalt wirklich umzugehen. — Die Einheit des Christentums oder die aller Muslime dann selbst zur Heilsformel zu erheben, ist nicht wirklich eine Lösung des Problems, eine Gesellschaft als Vielfalt unterschiedlichster Gemeinschaften lebensfähig zu erhalten.

Bei den entscheidenden Staatsgöttern handelt es sich daher stets um integrative Götter-Figuren. So verkörpert *ATHENE* den Stadtstaat Athen, *APOLLON* mit dem Orakel zu Delphi das gesamte Griechentum, und *ZEUS* und *HERA* verkörpern die alles übergreifenden kosmische Prinzipien von Werden und Vergehen. Nicht auf das Jenseits kommt es dabei an, sondern vor allem auf eines, was hier ganz konkret im gegenwärtigen Moment für sich Geltung beanspruchen darf und was nicht. Religion ist Politik und Politik ist immer auch Religion.

Selbstverständlich pflegen Wildbeutekulturen einen anderen Umgang mit Clangeistern und selbstverständlich sind diese dauerhaft präsent. Selbstverständlich gibt es zum Zeitpunkt dieser Vorgeschichte noch keine Tempel und auch keine Götter in Menschengestalt, sondern Naturgeister und Dämonen, die noch ganz und gar nichts Anthropomorphes an sich haben. — Aber die *Zivilisation* verändert nicht nur die Welt, sondern auch die Menschen, nicht nur äußerlich, sondern vor allem auch innerlich in ihrem Selbstverständnis. Dazu sind wiederum Religionen angetan, die Diskurse über Selbstverständigungsprozesse zu moderieren, zu steuern und ggf. auch zu manipulieren.

Priester aber auch Propheten und Prediger verstehen sich darauf, die zutiefst desaströsen Gefühle der neu aufkommenden Erfahrung einer bis dato nie empfundenen transzendentalen Obdachlosigkeit für sich und die eigenen Geltungsansprüche zu nutzen. Wer die Klaviatur religiöser Gefühle beherrscht, hat ungeheure Macht. Es sind psychische Energien, vielleicht ist es der Mut derer, die ohnehin nichts zu verlieren haben, die sich vielleicht ganz bewußt selbst opfern wollen. Die Gesellschaft hat versagt, wenn es Haßpredigern gelingt, vermeintliche Alternativen zu bieten, die ernst genommen werden, vielleicht auch nur, um sich zu rächen, um spektakulär Rache zu nehmen am größeren Ganzen.

— Es ist ein letztes Aufbäumen, urtümlicher Vorstellungen, die längst obsolet sind. Gerade monotheistische Religionen arbeiten ihrem eigenen Untergang zu, weil sie der zunehmenden Ausdifferenzierung der Gesellschaft nichts mehr entgegen setzen können.

Spätestens mit dem Aufkommen der *Moderne*, wird es zunehmend schwieriger, noch die Einheit von Staat und Religion zu behaupten. Und so sind dann auch die vielen militaristischen Regimes, die im 20. Jahrhundert vor allem in Europa ihr Unwesen treiben, nichts weiter als verkappte Versuche, mit einer monistischen Staatsreligion zu kompensieren, was im Namen von Kirche und Christentum einfach nicht mehr gelingen mochte.

Im Prozeß der Zivilisation geht es von Anfang an darum, größere Reiche zu bilden, zumeist durch Unterwerfung ganzer Landstriche. Man hat aber ganz offenbar früh schon bemerkt, daß es auf Dauer nutzbringender ist, nicht einfach nur Raubzüge zu führen. Es galt, die Zahl der tributpflichtigen Untertanen zu vermehren, dazu mußten sie aber in ihrer Eigenart auch gewürdigt werden, nicht nur als Sklaven, sondern eben doch auch als Teil des größeren Ganzen.

Die Integration kleinerer Gemeinschaften aus aller Herren Länder ist Aufgabe der Staatsreligion, alle sollen und müssen sich gesehen fühlen. Daher kommen mitunter zusätzlich neue Götter auf oder aber, bereits bekannte Gottheiten erhalten weitere Attribute, Zuständigkeiten und Heiligtümer. — Vor Ort geschieht im Kleinen, was sich im Großen auch abspielt, stets verbinden sich Herrschaften und Priesterschaften, die einen um zu unterwerfen und zu befehlen, die anderen, um die Verhältnisse zu legitimieren.

Wenn ganze Häuptlingstümer im Zuge der Zivilisation zu immer größeren Reichen zusammengefaßt werden, dann geraten die im Kleinen geordneten Welten der Clans, Familien und Stämme mit in Bewegung. Es ergibt sich eine Dynamik, die politisch-religiös legitimiert werden muß. Allmählich kristallisieren sich aus den vielen einzelnen Stammes-Geistern die später alles übergreifenden Götterfiguren. Es scheint, als müßten sie zuerst aus dem Geist aller vor-maligen Geister destilliert, kondensiert und dann auf ihren späteren Charakter hin konzentriert werden. Langsam entwickeln die ersten Urgötter dann immer mehr menschliche Attitüden, bis sie schließlich Stadtwohnungen beziehen, um zu leben wie die, von denen sie an den Himmel projiziert worden sind.

Für Wildbeuter gehören Naturgeister zum Soziotop von Natur und Kultur. Für Zivilisationsmenschen gehören Götter zum Technotop der urbanisierten Welt. Was dem Städter als Wildnis erscheint, dürfte dem Wildbeuter kaum anders erscheinen, die Stadt ist so abenteuerlich wie die sogenannte freie Wildbahn. — Beide leben nicht in der Natur, sondern in einer davon abgesetzten

Perspektive, aus der heraus sie sich zur ›Natur‹ verhalten. Während der Wildbeuter in einer freien, mehr oder minder ungezähmten, daher ›wilden‹ Natur agiert, bezieht sich der Städter auf die Innenwelt seiner Soziotope, die nicht minder kompliziert sind.

Was für den *Alten Menschen* die Naturgeister sind, das sind für den *Neuen Menschen* eben die Götter, sie sind der repräsentative Teil seiner Lebenswelt. Daher erscheint es dem urbanen Menschen auch so reizvoll, es den eigenen Göttern gleichzutun, erst damit kommt auch der Neid auf, — den Göttern gegenüber. Während Naturgeister einfach nur anders sind, erscheinen die Götter eher wie bessere Menschen, eben wie solche, die es geschafft haben, sich herauszunehmen aus dem Zwang der Gesellschaft, aus allen Nöten, wie sie eigentlich erst mit der Zivilisation in die Welt gekommen sind.

Die Stadt als säkularer Raum

Erst mit der Zivilisation nehmen sich Menschen selbst als *Mängelwesen* wahr, während die Ausdifferenzierung durch Arbeitsteilung immer weiter um sich greift. Vormalige Unterscheidungen, die üblicherweise stets als binäre Codierung modelliert werden, sind weit mehr als nur einfache Vorstellungen, es sind Demarkationslinien. — Solche Differenzierungen unterteilen die Welt: Sie verlaufen zwischen Natur und Kultur, Arbeit und Leben, den Lebenden und den Ahnen, zwischen den Geschlechtern und nicht zuletzt auch zwischen den Menschen, die sich selbst nunmehr als Herren und Untertanen begreifen.

Kurzum, alles wird auseinandergerissen, untergeordnet und hierarchisch unterteilt. Selbstverständlich leben dann die Götter nicht mehr wie vormals noch unter den Menschen, sondern im Jenseits. Und auch die Ahnen müssen im Zuge der Zivilisierung einen immer weiteren Weg hinter sich bringen, um ins Reich der Toten zu gelangen.

Die Stadt ist ein säkularer, also entgeisterter Raum. Daher sind *Götter* in Tempeln eingeschlossen, aus denen sie nur an Festtagen je nach Zeremoniell für eine vorher festgelegte Zeit auf die Straßen heraus dürfen. Es ist ein Anrecht der Gläubigen, von Zeit zu Zeit den öffentlichen Raum zu beanspruchen, um für sich, ihren Glauben und ihre Religion zu demonstrieren. Das macht dann auch Prozessionen so typisch für diese Weise der Götterverehrung, das macht sie mitunter auch politisch und läßt sie als Kampfansage erscheinen ... — Die Stadt birgt viele Kulte, sie selbst muß ein säkularer Raum bleiben, eben entgeistert. Das gilt auch für die *Ahnen*: Die Seelen Verstorbener müssen ebenfalls aus der unmittelbaren Lebenswelt verschwinden. Eigentlich ›lebten‹ sie

unter den Lebenden, nur eben nicht sichtbar und standen stets wohlwollend mit Rat und Tat zur Seite. Aber urbane Kulturen entwickeln eine derartige Innovationsdynamik, so daß die in der Regel viel zu konservativen Ratschläge der Ahnen gar nicht mehr so willkommen sind.

Die *Tradition* selbst muß disponibel werden, dem stehen aber vor allem die Geister der Ahnen entgegen. Sie sind viel zu sehr am Althergebrachten orientiert, so daß sie mit ihren Erwartungen die innovativen Projekte der Lebenden erheblich stören. — Das dürfte dann auch den Anstoß zu dieser Genese gegeben haben, so daß sich nachvollziehen läßt, warum Götter und Ahnen anfangs noch unter den Menschen lebten, wie HESIOD berichtet. Im weiteren Verlauf der Zivilisationsgeschichte werden diese beiden Reiche aber immer weiter auseinander driften, das Reich der Lebenden, das der Toten und vor allem auch das der Sterblichen und das der Unsterblichen wird immer weiter auseinander getrieben.

Vor dem Hintergrund dieser zunehmenden Ausdifferenzierung in den neuen urbanen Welten entstehen alle erdenklichen neuen Ambitionen, Utopien und Seltsamkeiten. Die Stadt selbst wird zum Labor für Wunschphantasien, die vormals nicht einmal im Traum aufgekommen wären. Dabei verkörpern die Götter in und mit ihren Idealen eben genau das, was zivilisierte Menschen persönlich ganz gern hätten oder auch wären: Die Götter werden beneidet um das, was sie sind und wie sie sind, was sie können und vor allem auch, worum willen sie so viel Anerkennung und Ehre erhalten.

Zeitgleich verändern sich mit neu erworbenen technischen Fähigkeiten stets auch die *Verantwortlichkeiten*, man wird jede dieser neu errungenen Möglichkeiten nunmehr auch selbst verantworten müssen und kann immer weniger davon den Göttern anheimstellen. Das ist es, was zumeist nicht gesehen wird. Es genügt ganz und gar nicht, ein Problem nur rein technisch zu bewältigen, — irgend etwas zu tun, vielleicht auch nur, um etwas getan zu haben, ohne wirklich zu wissen, was getan werden sollte, warum und wozu und ob das Ganze nach menschlichem Ermessen überhaupt verantwortbar ist.

Vom Maßnehmen

Es ist zu vermuten, daß *Götter*, ihren *Idealen* zufolge, weit mehr sein müssen, als nur die Besitzer außerordentlicher Kompetenzen, denn sie wissen — ganz anders als wir, ihr Tun und auch ihr Nichttun offenbar stets zu verantworten. Dem Ideal zufolge wissen Götter nicht nur was sie wollen, sondern auch wie, wodurch und womit sie es erreichen. Sie wissen, warum und wozu sie etwas tun

und auch, warum sie etwas nicht tun. Sie wissen, was sie wie lange geschehen lassen und wann sie dann doch ins Geschehen eingreifen, um dem Schicksal die eine alles entscheidende Wende zu geben.

Aber so erstaunenswert ihr *Können* auch beschaffen sein mag, weit mehr noch geben ihre *Motive* zu denken. Ihre *Ratschlüsse* erschienen gerade denen oft undurchschaubar, die sich ihres Beistandes, ihrer Mitwirkung, ja vielleicht sogar ihrer Dienstbarkeit versichern, also jene, die noch glauben.

Götter sind höchst instruktive *Idealisierungen*, sie demonstrieren ad personam, wie sich die Sorge ums Ganze authentisch bewerkstelligen läßt. Es ist durchaus vielversprechend, gerade solche Ideale, Symbole und Mythen eingehender zu studieren, die nun wirklich für das Große und Ganze eintreten. — Wir sollten daher, ganz unabhängig von persönlichen Glaubensfragen, ganz bewußt an ihnen Maß nehmen, denn gerade die Götter repräsentieren die von uns selbst geschaffenen Ideale umfassend in allen ihren Konsequenzen. Götter sind eben in jeder Hinsicht die ›besseren Menschen‹, weil es unsere Idealisierungen so von ihnen verlangen.

Dieses ständige *Maßnehmen* am Ultimativen entspringt einer klugen Sorge, die gerade immer wieder paradigmatisch vor Augen geführt wird, etwa im Märchen vom *Fischer und seiner Frau* oder auch, wenn *Wolf und Fuchs* gemeinsame Sache machen und in einen Keller voll von gepökelttem Fleisch eindringen. Regelmäßig wird notorische Gefräßigkeit, Maßlosigkeit und dumpfe Unbedachtsamkeit dem *Wolf* zum Verhängnis. Zeitgleich praktiziert dagegen der bedachte, eigentlich schwächere, dafür aber stets klügere *Fuchs* das *Maßhalten* und das *Maßnehmen* auf vorbildliche Weise:

Da war nun Fleisch im Überfluß, und der Wolf machte sich gleich daran und dachte »bis ich aufhöre, hats Zeit.« Der Fuchs ließ sich auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loch, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre, durchzuschlüpfen. (...)

Indem kam der Bauer... in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satz zum Loch draußen: der Wolf wollte nach, aber er hatte sich so dick gefressen, daß er nicht mehr durch konnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und schlug ihn tot.¹

¹Grimm: Der Wolf und der Fuchs. In: Kinder- und Hausmärchen. Ges. d. d. Brüder Grimm, München 1977. S. 393–395. Zit. v. S. 394.

Der Wolf verkörpert im Märchen die Rolle, ein selbstverschuldeter Verlierer zu sein. Er ist stark aber dumm, kann sich nicht beherrschen, ist unbedacht und einfach nur gefräßig. Allerdings kann er sich verstellen, wie es im Märchen von den sieben Geißlein und auch beim Rotkäppchen durchgespielt wird. — Daß ›der‹ Wolf sich verstellen kann, mag daran liegen, daß der Angriff von Wölfen eben eher plötzlich vonstatten ging, jedenfalls in den Augen von Menschen. Sobald der Angriff von Wölfen einmal begonnen hat, wird es bald schon zu spät sein. Einige Tiere aus der Herde oder vielleicht auch Menschen dürften dann sehr schnell bereits verloren gewesen sein.

Im Märchen von den sieben Geißlein kommt noch hinzu, daß die Opfer den anfangs eigentlich unbeholfenen Wolf erst klug machen. Tatsächlich leisten sie ihm Manöverkritik, so daß er seine Verkleidung allmählich so weit optimieren kann, bis die Geißlein selbst darauf hereinfallen. Das Thema dieser Plots ist die selbst zu verantwortende Dummheit, nicht nur die des Wolfes, sondern vor allem auch die seiner Opfer.

Der Götter Neid ist ganz der unsere

Wenn mit der Zivilisation die Großgötter aufkommen und wenn schlußendlich noch mit den monotheistischen Religionen so etwas gesetzt wird, wie der Schlußstein auf der Pyramide aller Ideale, Hoffnungen, Sehnsüchte und Ängste, dann haben wir mit jedem Götterhimmel eine exorbitant ausdifferenzierte kosmologische Psychologie vor uns. Zivilisationsmenschen sehen sich als *Mängelwesen*, daher vergleichen sie sich so gern mit denen, die alles haben und auch alles sind. Wer aber tatsächlich Ambitionen aufs Göttliche hegt, sollte sich die Götter in ihrem mythischen Tun und Treiben ganz konkret genauer anschauen. Wer sich an ihnen ein Beispiel nimmt, macht ernst mit den Idealen, die da verkörpert werden.

Es scheint, als wäre der *Göttervergleich* in der Kultur- und Geistesgeschichte das treibende Moment, das eigentliche Motiv, immer wieder neu den noch verbliebenen Abstand ermessen zu wollen. Die dabei den Göttern nachgesagte *Mißgunst*, der ihnen unterstellte *Neid*, liegt jedoch ganz offenbar ausschließlich auf Seiten des Menschen: *Wir* erhoffen uns göttliche Macht, Verehrung und himmlisches Wohlergehen. *Wir* sind es, die sich göttliche Fähigkeiten und Kompetenzen erträumen und *wir* sind noch immer viel zu weit entfernt davon,

zu beherrschen, worauf es ankommen würde, um es den Göttern wirklich gleich tun zu können. Derweil wären gerade *göttliche Perspektiven* auch für uns paradigmatisch, denn erst daran ließe sich ablesen, was es mit uns auf sich hat und wohin die Reise eigentlich geht.

Zivilisationsmenschen wollen nicht nur, sie müssen es ihren Göttern gleichtun. Es gilt, so zu werden, zumindest so zu leben oder wenigstens so zu erscheinen wie sie. Wohl auch daher erfahren sich gerade Städter als *Mängelwesen*, je urbaner die Lebensweise umso bedürftiger. Es kann sogar zum Chic werden, verletzlicher und insofern abhängiger, also anspruchsvoller zu sein als alle anderen.

Allerdings wären weit mehr als nur technische Probleme zu lösen, um den Himmel auf Erden für weit mehr als nur einige wenige Zeitgenossen zu realisieren, noch entscheidender sind die dabei zu klärenden *Fragen der Verantwortung*. Wir sollten also wissen, worauf es eigentlich ankommen soll und wir sollten daher auch wissen, was wir wissen müssen, um diese Fragen überhaupt anzugehen.

Bislang waren die großen Religionen aber auch Ideologien dazu angetan, den falschen Eindruck zu erwecken, man wüßte, worauf es ankommt. Aber ein Vergleich mit den Kompetenzen von Göttern zeigt sehr bald, daß wir immer nur einen erbärmlichen Teil von dem realisieren, was das Göttliche ausmacht.

Götter sind wirklich ideal

Wenn es ein epochales Gefühl der *Moderne* gibt, dann ist es dieses Versprechen, der Mensch werde alsbald schon selbst zum Gott, zumindest zu einem Prothese-Gott aufsteigen. Der Preis dafür ist exorbitant, denn spätestens seit Anbeginn der *Moderne* bedeutet, sich an die Götter zu wenden, sich an sich selbst wenden zu müssen. — Seit Anbeginn der *Moderne* ist der Mensch selbst des Menschen letzte Instanz, mit allen Konsequenzen, bis hin zum Kult um Stars, VIPs und Berufsprominente, die sich redlich bemühen, ihr Leben so zu inszenieren, wie weiland die glücklichen Götter Athens.

Derweil handelt es sich bei den Figuren der Götter allerdings um Idealbesetzungen. Alle unsere viel zu diesseitigen Idole mögen Ideale verkörpern aber erst Götter sind wirklich perfekt, — auch noch im Imperfekten. Erst diese verkörpern sich selbst in vollkommener Authentizität. Noch ihre Schwächen gereichen ihnen zur Stärke, weil sie ihrer Rolle, ihrer kosmischen Funktion in Vollendung gerecht werden können. Sie müssen sich schließlich dabei immer

nur selbst ›spielen‹, um bereits vollkommen zu sein. Götter sind mit sich selbst identisch, die sogenannten *Wilden* sind es auch, nur Zivilisationsmenschen erfahren sich als defizitär. Sie können nicht bleiben, wer sie sind, sie können nicht wirklich werden, wer sie sein wollen.

Wir dürften also mit Fug und Recht ganz im Sinne der feuerbachschen Projektionshypothese vermuten: Götter sind auch nur Menschen, das aber in vollendeter Perfektion. Denn darin sind sie, ganz anders als wir, eben absolut authentisch, und daher können und sollten wir uns an ihnen ein Beispiel nehmen. Sie stellen etwas dar, sie sind wer, sie wollen nicht nur etwas verkaufen, sie haben tatsächlich etwas zu bieten.

Wer Religion für obsolet erklärt, unterliegt einem fatalen Irrtum, denn alle diese Projektionen müssen auch dann noch immer weiter bedienen werden. Die Götter wurden erfunden, um das seelische Gleichgewicht, den gesellschaftlichen Ausgleich zwischen den Ausbeutern und den Ausgebeuteten, zwischen den Geschlechtern, zwischen Freunden und Feinden und nicht zuletzt auch das persönliche Seelenheil, also das Verhältnis eines jeden Einzelnen zu sich selbst wenigstens einigermaßen zu stabilisieren. — Götter stehen für Ideale, für Hoffnungen und noch immer für den guten Geist der Sachen. Es kann also gar nicht um ihre *Entzauberung* gehen, sondern nur darum, ihren Zauber zu verstehen.

Im Hintergrund steht eine Spekulation, die dem Gedanken der *Nachfolge* auf besondere Weise entspricht. Wir können uns noch immer manches von den Göttern anschauen, wenn nur die richtigen Fragen gestellt und die entscheidenden Beobachtungen bei der *Arbeit am Mythos* gemacht werden. Denn die Mythen sind ein ganz besonderer Stoff, aus dem nicht nur Träume inspiriert werden, sondern ganze Gedankengänge um zu verstehen, was es mit der eigenen Zeit und der eigenen Situation eigentlich auf sich hat. Es gilt herauszubringen, was eigentlich gespielt wird und dazu ist Abstand erforderlich. Aber nichts ist so anspruchsvoll als der Distanzgewinn zu sich selbst und der eigenen Zeit. — Mythen erlauben dieses Kunststück, phänomenologisch bei der Sache zu sein, also weit genug weg um Zuschauer zu bleiben und nahe genug dran am Geschehen, um zu sehen und sogar zu spüren, was eigentlich vor sich geht.

Arbeit am Mythos

Götterfiguren als Orientierungsweisen

*Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt.*¹

Vom Stoff der Mythen können sich umfassende Gedankengänge inspirieren lassen für Sachen, die sich wieder und wieder ereignen. Mythische Figuren bieten dabei die Muster des Wiedererkennens für klassische Konstellationen, die oft einen bestimmten Verlauf nehmen, wann immer auch nur eine dieser charakteristischen Figuren im Spiel ist oder im Spiel zu sein scheint. — Natürlich sind das alles Projektionen, aber wir verstehen ohnehin immer nur anhand von Modellvorstellungen, wir verstehen niemals die Sache selbst. Es bleibt uns nichts, daher ist es so ratsam, sich bewußt eben solcher Modelle zu bedienen, die wirklich überzeitlich sind.

Es ist allerdings auch eine Frage der Phantasie, überzeitliche Mächte tatsächlich am Werke zu sehen. Erst dann können wir beispielsweise ausdeuten, was es eigentlich bedeutet, *verliebt* zu sein, was den Annalen zufolge AMOR mit denen tut, die er glücklich oder auch unglücklich verliebt macht. Er ist eben ein Dämon, ein noch nicht rechtsmündiges Kind, er weiß nicht was er tut. Es ist Schicksal und Aufgabe, getroffen zu sein von einem seiner Pfeile, von einem goldenen für die erwiderte, von einem bleiernen für die unerwiderte Liebe.

Wer also bei sich selbst entsprechende Symptome bemerkt, tut gut daran, sich ein wenig oder vielleicht auch ein wenig mehr auf die Annalen zu beziehen, die davon berichten, was Verliebte tun oder vielleicht auch besser sein lassen sollten. Vor allem ist eines dann möglich, die Stories selbst bieten Möglichkeiten, sich verständlich zu machen, ohne in dieses hilflose Gestammel zu verfallen, daß durch eine Mischung aus falsch verstandener Romantik, Hollywoodkitsch, Schlagerschnulzen, schlechter Literatur, guter Literatur und eigenen Gefühlen zusammen gerührt wird zu einem Cocktail, der die Sinne benebelt und den Verstand verzweifeln läßt, der vor allem eines nicht erlaubt, Worte zu finden für eine gemeinsame Sprache in Liebesangelegenheiten.

Es ist gar nicht so einfach, in einer solchen Angelegenheit, die wieder und wieder passiert, der Sprache mächtig zu sein, gerade dann, wenn es darauf ankommt,

¹Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus, Logisch-philosophische Abhandlung. Suhrkamp, Frankfurt am Main 2003. Satz 5.6.

sich artikulieren zu können. — Wenn bei LUDWIG WITTEGENSTEIN süffisant empfohlen wird: *Wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.*¹, dann könnte darin auch ein Auftrag gesehen werden, mit den Mitteln der Sprache die Grenzen unseres Artikulations- und Differenzierungsvermögens zu erweitern.

Wer sich dabei zum *Konventionalismus* bekennt, hat es einfach, denn es ist ein Modul-Baukasten-System. Für alles gibt es Standardlösungen und auch fein abgestimmte Reaktionen, nur, man sollte nicht meinen, daß es auch etwas Persönliches wäre. Persönlich ist dabei allenfalls das Unpersönliche, es sind die Standards, die von sonst woher kommen, auf die es einzig und allein ankommen solle in einem solchen Leben, das auf diese Weise zwar nicht von der Natur, dafür aber von einer vorgefertigten Kultur vorgegeben wird.

Die Alternative dazu ist heikel, weil sie mit sehr viel mehr an Irritationen einher geht. Wer sich anhand von Konventionen orientiert, muß nicht reden können über das was sich gehört und was nicht. Das alles kann mehr oder weniger als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Wer dagegen sich selbst und auch das Gegenüber individuell ansprechen will, wird sich außerhalb der vorgegebenen Orientierungsmuster selbst orientieren müssen und dazu gehört ein Ausdrucksvermögen, das mithalten kann beim Finden der Worte, die überhaupt erst sagen können, was gesagt werden soll. — In der Tat ließe sich die Formel: Mögen die Götter mit Dir sein, auf eine höchst weltliche und modernistische Weise reinterpreten. Ja, es wäre nicht schlecht, wenn schon nichts wirklich orientieren kann, dann wenigstens diese alten überzeitlichen Figuren zu haben, für Modelle, Geschichte, Gefühle, Schicksale und Konstellationen.

So haben diese Figuren seit Menschengedenken allen denen Orientierung geboten, die über sich selbst hinauswachsen wollten. Das ist es, was die Götter, was ›unsere‹ Götter für uns tun können, sie sind ein Fundus an Erfahrungen für rätselhafte Prozesse, in denen wir doch nicht ganz so orientierungslos sind, wie es scheint, wenn wir uns ihrer versichern. — Alle diese Figuren haben durch ihren Charakter, durch ihre vermeintliche Persönlichkeit, durch ihre Schrullen und Seltsamkeiten immer wieder genau das verkörpert, womit wir es zu tun haben, wann immer von Liebe, Krieg, Technik, Jagd, Geburt, Tod, Schönheit, Handel oder Wissenschaft die Rede ist.

¹Ludwig Wittgenstein: Tractatus logico-philosophicus. A. a. O. Satz 7.

Alles, aber wirklich alles ist längst verkörpert worden in diesen Allegorien, die weit mehr sind als ein beliebiges Logo nicht einmal der teuersten Marken der Welt. Die Symbole der Götter sind mehr als das, einfach weil sie nicht so profan sind, weil sie tatsächlich halten, was wir uns von ihnen versprechen, weil wir es selbst sind, die halten müssen, was wir uns von ihnen wünschen.

Das Geheimnis der Mythen steckt in uns selbst, wir bedürfen der Orientierung, weil Menschen als umweltoffene Lebewesen nun einmal nicht am Gängelband irgendeiner Natur fest vorprogrammiert worden sind. Wir müssen uns selbst orientieren und können dabei weit mehr als nur unseren Typ verändern. — Aber es gelingt nicht, ohne Modellvorstellungen überhaupt irgendetwas zu verstehen. Wir brauchen Worte, Bilder, Vorstellungen und Modelle für die möglichen Zusammenhänge und Hintergründe, von denen die Sachen selbst bestimmt werden.

Dazu wurden die Götter erfunden, weil es unter Zivilisationsbedingungen nicht mehr ausreicht, die komplexen Verhältnisse urbaner Lebenswelten noch mit Geistern durchdringen zu wollen. — Die Figuren der Götter, wie vielleicht auch die der Astrologie, sind an den Himmel oder auch in mythische Figuren hinein verschrieben worden. So entstehen Gestalten, Modelle und Figuren mit dem Ziel, generationsübergreifende Erfahrungen immer wieder herausdestillieren aus dem, was immer schon war und auch immer sein wird, sich aber im Fall des Falles doch jedes Mal wieder anders und neu ereignet. Alle diese Figuren haben gerade dadurch immer wieder Orientierung geboten, weil wir uns erst orientieren können, wenn wir eine *Story* haben, einen *Plot* und Figuren mit einschlägigem Charakter.

Wir sollten schon ahnen, was zu erwarten sein dürfte, wenn eine dieser Figuren im Spiele ist, *Zeus, Hera, Hermes, Hephaistos, Apollon, Prometheus, Epimetheus oder Pandora*, um willkürlich einige wenige aus diesem Fundus herauszugreifen, die allesamt für spezifische und typische Eigenartigkeiten stehen. — ›Arbeit am Mythos‹ bedeutet, je nach Situation und Konstellation im Zweifelsfalle die einschlägigen Figuren immer wieder neu zum Leben zu erwecken, um zu sehen, woher und wohin die Entwicklungen eigendynamisch streben. Wer handeln will, sollte wissen, was sich ohnehin bereits so alles ereignet, ohne daß man bereits eingegriffen hätte. Das ist es, was der Geist der Moderne nicht wahrhaben will, wie schnell wir bereits fahren.

Wir haben die Götter erschaffen, also können wir uns auch auf sie berufen, denn wir erschaffen sie immer wieder neu, indem wir ihrer gedenken. Wir erschaffen sie immer wieder anders, eben so, daß sie uns hilfreich sein können. Dazu gehört allerdings auch, Respekt vor dem zu haben, was sie bisher waren und immer noch sind, denn dahinter steht die Lebenserfahrung von Jahrtausenden. — Nur dann, wenn die Theogenese dieser Götterfiguren, wenn ihre Biographie gewahrt bleibt, nur dann ist das Denken orientiert, anhand dieser zu allen Zeiten wieder und wieder neu aufbereiteten Geschichten, die immer wieder neu und immer wieder anders von diesen Geistern beseelt werden, die nun einmal am Werke sind, sobald wesentliches geschieht.

Es ist schon auch seltsam, unter Berufung auf alte Figuren und Geschichten urplötzlich erfüllt zu sehen von der Vorstellung, man würde verstehen, was tatsächlich vor sich geht. — Das Hadern mit dem Mythos ist müßig, denn dazu gibt es schlechterdings keine Alternative, jedenfalls ganz gewiß keine bessere, als auf diese und vergleichbare Weise in Erfahrung zu bringen, was es mit diesen großen überzeitlichen Charakteren auf sich hat, was derweil hinter den Kulissen vor sich geht an Psychologie, Politik und auch an Philosophie.

Das Märchen vom Streit zwischen Mythos und Logos

Der *Logos*, der angeblich in ewigem Widerstreit zum *Mythos* steht, wird sich hüten, in solchen Sachen das Wort zu ergreifen, denn er würde sich nur die Blöße geben, auf dieser Ebene des abstrakten und zugleich gelenkten und kreativen Denkens gar nicht mithalten zu können. — Es geht nicht um Analysen, es geht zunächst einmal nur um Modellvorstellungen, die das gemeinsame Reden über das, was der Fall sein könnte, überhaupt erst möglich machen.

Der Mythos steht nicht im Widerspruch, sondern im Dienste des Logos und der Logos sollte Format genug haben, dem Mythos genügend Raum zu bieten, weil nur dann das Denken, das Verstehen, das Deuten und das Philosophieren überhaupt erst in Gang kommen kann. — Es ist nur allzu typisches binäres Denken im Spiele, wenn so ein Entweder–Oder ins Bild gesetzt wird. Wo Wissenschaft ist, herrscht also reinster Logos, wo dagegen Mythen rezipiert werden, die pure Phantasie? Das ist selbst wieder nichts weiter als ein Mythos.

Die Modellvorstellung, im Verlauf der Geschichte führe ein Weg vom Mythos zum Logos und dabei wäre das Mythische nichts weiter als eine Vorstufe

im Denken und Verstehen, ist selbst erst ein Produkt der Moderne, die gern das Alte für überkommen erklärt, um das Neue zu feiern, weil es ja neu ist. Angeblich gerät der Mythos in eine Krise, sobald die Verbindlichkeit seiner Erzählung durch eine neu aufkommende kritische Rationalität in Frage gestellt wird.¹ — Dann wird der Stuttgarter WILHELM NESTLE im Jahre 1940 die Modellvorstellung ganz im Sinne eines Mythos zum Programm erheben und seither wird geglaubt, die Entwicklung verlief tatsächlich ganz im Sinne des Buchtitels: *Vom Mythos zum Logos. Die Selbstentfaltung des griechischen Denkens von Homer bis auf die Sophistik und Sokrates und Griechische Geistesgeschichte von Homer bis Lukian in ihrer Entfaltung vom mythischen zum rationalen Denken dargestellt.*

Man sieht, es ist gefährlich, binäre Differenzierungen wirklich ernst zu nehmen, denn dann könnte sich der Logos als Mythos und das Mythische als Wissenschaftlich erweisen. Aber das muß uns nicht wirklich bekümmern, solange wir uns als polymythisch betrachten, denn dann ist auch der Logos nichts weiter als ein möglicher Mythos und dieser ist vielleicht ein verkappter Logos. — Modelle sind Leitern, die nach dem Aufstieg weggestoßen werden. Das ist oft etwas, das nicht bedacht wird, es geht nur mittelbar um die Modelle, viel zu oft wird darüber gestritten und die Sache selbst wird aus den Augen verloren.

Es ist typisch für den Narzißmus der Moderne, sich erhaben zu fühlen über alles was aus anderen Zeiten, Welten oder Tiefen stammt. Man könnte es auch als Borniertheit auffassen, weil dieser Narzißmus immer nur sich selbst gespiegelt sehen möchte als Update von allem. Und weil der narzißtische Zeitgeist der Moderne einzigartig sein und auch bleiben will, wird gern dann auch das Ende von allem verkündet, Ende der Geschichte, des Mythos, Ende von allem, das einen Anfang hat. — Wenn es wenigstens ein Tanz auf dem Vulkan wäre, sie in den 20er Jahren, aber es ist fast nur noch der Anspruch auf die Vernutzung von Welt ...

So verhält es sich auch hier: WILHELM NESTLE ist eben ganz im Sinne des Zeitgeistes der Auffassung, daß mythisches Vorstellen und logisches Denken gegensätzlicher Natur sind. Das ist schließlich die Voraussetzung, eine binäre Codierung vorzunehmen, dann folgt im nächsten Schritt aber nicht etwa das

¹Siehe hierzu: Marlis Colloud–Streit: Fünf platonische Mythen im Verhältnis zu ihren Textumfeldern. Freiburg, Schweiz 2005.

komplizierte Gefüge dialektischer Wechselwirkungen, sondern einfach nur so etwas wie eine Heldengeschichte und erzählt damit selbst natürlich auch wieder ›nur‹ einen Mythos. Die Modellvorstellung ist denkbar einfach: Das Rationale ist eben das neuere, das Mythische dagegen das ältere Denken, also muß das eine untergehen, damit das andere umso glorioser siegen kann, bis es nichts mehr zu siegen gibt.

So ereignet sich dann angeblich auch in der Kulturgeschichte, was sich soeben auf den Schlachtfeldern Europas ereignet hat, wenn eine Macht über die andere siegt, dann muß eine Seite kapitulieren. So wird dann eine Heldengeschichte vom Logos daraus, der den Mythos überwindet, so daß dieser sich geschlagen geben muß. Im Stil einer Heldengeschichte wird dargestellt, was NESTLE im Vorwort dann auch unverhohlen zum Ausdruck bringt: Es sei das Ziel der Untersuchung,

zu zeigen, wie in einer überraschend kurzen Zeitspanne, im 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., das mythologische Denken der Griechen Schritt für Schritt durch das rationale Denken ersetzt, ein Gebiet um das andere für eine natürliche Erklärung und Erforschung erobert und daraus die Folgerungen für das praktische Leben gezogen wurden.¹

So erscheint dann alles Mythische als Ausdruck eines primitiven Denkens, das durch das spätere, eben ›logische‹ Denken überwunden werde.²

In einer gern zitierten Passage führt MAX WEBER vor Augen, daß wir den *Polytheismus* allerdings nie wirklich überwunden haben. Wir sollten kommentierend hinzufügen, daß wir ihn besser niemals überwinden sollten:

Der großartige Rationalismus der ethisch-methodischen Lebensführung, der aus jeder religiösen Prophetie quillt, hatte diese Vielgötterei entthront zugunsten des »Einen, das not tut« — und hatte dann, angesichts der Realitäten des äußeren und inneren Lebens, sich zu jenen Kompromissen und Relativierungen genötigt gesehen,

¹Wilhelm Nestle: Vom Mythos zum Logos. Die Selbstentfaltung des griechischen Denkens von Homer bis auf die Sophistik und Sokrates und Griechische Geistesgeschichte von Homer bis Lukian in ihrer Entfaltung vom mythischen zum rationalen Denken dargestellt. Stuttgart 1940. Vorrede S. V.

²Vgl. Marlis Colloud-Streit: Fünf platonische Mythen ...a. a. O. S. 11.

die wir alle aus der Geschichte des Christentums kennen. Heute aber ist es religiöser »Alltag«. Die alten vielen Götter, entzaubert und daher in Gestalt unpersönlicher Mächte, entsteigen ihren Gräbern, streben nach Gewalt über unser Leben und beginnen untereinander wieder ihren ewigen Kampf. Das aber, was gerade dem modernen Menschen so schwer wird, und der jungen Generation am schwersten, ist: einem solchen Alltag gewachsen zu sein. Alles Jagen nach dem »Erlebnis« stammt aus dieser Schwäche. Denn Schwäche ist es: dem Schicksal der Zeit nicht in sein ernstes Antlitz blicken zu können.¹

Nun, es braucht beides, Mythos und Logos und noch dazu möglichst viele Geister und Götter, außerdem sind nicht zuletzt alle Disziplinen erforderlich, sogar die, die noch gar nicht erfunden wurden, um zu verstehen. Die Welt ist vielfältig, die Sachen haben nicht nur eine Geschichte und einen Geist, sondern viele. Es kommt immer darauf an, worauf es gerade ankommen soll.

Von der Unmöglichkeit, auf Bilder zu verzichten

Manches spricht für Bilderverbote, weil die Phänomene, also das, worum es eigentlich geht, fixiert werden durch ihre Verbildlichung. Nicht auf die Sache selbst, sondern auf das Bild kommt es dann an, und das geschieht hinter unserem Rücken: Die Sachen erscheinen dann so, wie sie ins Bild gesetzt, wie sie modelliert werden, nicht so, wie sie sind. — Aspekte, die nicht ins Bild passen, werden einfach ausgeblendet, ohne daß wir es bemerken würden. Das gelingt erst durch *Phänomenologie*, eben durch den systematischen Wechsel der Perspektiven, durch den spezifischen phänomenologischen Blick, bei dem es idealerweise darauf ankommt, im Rücken des Betrachters zu sehen, was und dieser sieht, genauer gesagt, um zu sehen, wie was gesehen wird.

Das Problem aber ist, daß wir uns Bilder machen *müssen*, denn ohne Modellvorstellungen ist menschliches Verstehen unmöglich. Wir werden also aus der Not eine Tugend machen: Wenn es ausgeschlossen ist, ohne Bilder, Ideale und Modellvorstellungen zu verstehen, wenn wir als gar nicht darum herum

¹Max Weber: Wissenschaft als Beruf. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Hrsg. von Johannes Winckelmann. 6., erneut durchges. Aufl., Tübingen 1985. S. 604f.

kommen, dann sollten es nicht möglichst viele sein. Wir werden also möglichst viele unterschiedliche Perspektiven der Reihe nach einnehmen und uns nicht davon beirren lassen, daß jeweils errungenen Einsichten nicht selten miteinander unvereinbar sind. Nur so kommen die ansonsten ausgeblendeten Aspekte doch noch in den Blick, denn wir haben es insgeheim auf die umfassende Sicht der Dinge abgesehen, was sich aber wohl kaum oder nur höchst selten erreichen läßt. — Daher sollten möglichst viele Götter, Theorien und Modellvorstellungen erzeugt und ernst genommen werden, um dann in den Dialogen und Diskursen immer wieder neu und immer wieder anders. die Führung der eigenen Gedanken zu übernehmen.

Denken ist keine Haltung, es ist ein Prozeß. Uns so muß ernsthaft die Frage gestellt werden, ob manche der Weisen vormaliger Zeiten wirklich weise gewesen sein können, wenn ihre Leistung darin bestand, sich auf sich selbst zurück-zuziehen. Es ist zu bezweifeln, ob es überhaupt möglich ist, weise zu werden ohne Begegnung und Auseinandersetzung mit anderen Menschen. Wir sind auf Dialoge angewiesen, das wird immer wieder deutlich bei PLATON, etwa wenn SOKRATES im Dialog vom *Symposion* seine Lehrerin DIOTIMA würdigt, wenn er rezitiert, was er bei Ihr über das Wesen der Liebe erfahren hat. — Das ist dann wiederum für PLATON eine Gelegenheit, dieser Priesterin eben solche Aussagen in den Mund zu legen, die SOKRATES so wohl nicht würde vertreten können, w aus Rücksicht auf den späteren Asebie-Prozeß mit dem Vorwurf gegen SOKRATES, er würde fremde Götter einführen.¹

Gerade SOKRATES setzt auf nichts anderes als auf die Bedeutung des gesprochenen Wortes. Für ihn ist die gemeinsamen Unterredung außer Konkurrenz, er weigert sich, seine Lehren zu verschriftlichen, sich dem Diktat des Geschriebenen zu unterwerfen. Allerdings ist es für die von ihm geführten Dialoge, so wie wir sie bei PLATON lesen, von außerordentlicher Bedeutung, die Gedanken zu führen und sich nicht einfach treiben zu lassen.

Gedankengänge lassen sich mit einer Reise vergleichen, bei der es darauf ankommt, einen bestimmten Ort aufzusuchen, bestimmte Perspektiven wahrzunehmen, vielleicht auch, eine bestimmte Strecke einfach nur zu schaffen. Dabei ist es wichtig, beizeiten die Pferde zu wechseln, eben die Fortbewegungsmittel

¹Siehe hierzu: Jan Dreßler: Philosophie vs. Religion? Die Asebie-Verfahren gegen Anaxagoras, Protagoras und Sokrates im Athen des fünften Jahrhunderts v. Chr.; Norderstedt 2010.

beim Denken, denn souverän ist nur, wer das eigene Denken nochmals bedenken kann, wer im Dialog das Sprechen nochmals besprechen kann. — Es ist von eminenter Bedeutung, ob es möglich ist, ein festgefahrenes Gespräch mit einem anderen Ansatz einvernehmlich wieder in Gang zu bringen.

Phileas Fogg war um zwanzig Stunden verspätet. Passepartout, der unverschuldete Veranlasser, war in Verzweiflung. Ganz gewiß war sein Herr ruiniert!

Da trat der Polizei-Agent zu Herrn Fogg, sah ihm scharf in's Angesicht und fragte ihn:

»In allem Ernst, mein Herr, Sie haben Eile?

– In allem Ernst, erwiderte Phileas Fogg.

– Ich frage weiter, fuhr Fix fort. Es ist Ihnen wohl darum zu thun, am 11. vor neun Uhr Abends zu New-York zu sein, um das Packetboot nach Liverpool zu benützen?

– Es ist mir dringend darum zu thun.

– Und wäre Ihre Reise nicht durch diesen Indianerkampf gehemmt worden, so wären Sie schon am Morgen des 11. zu New-York angekommen.

– Ja, mit zwölf Stunden Vorsprung.

– Gut. Nun zwanzig Stunden später, macht einen Mangel von acht. Wollen Sie diese einzubringen suchen?

– Zu Fuß? fragte Herr Fogg.

– Nein, im Schlitten, erwiderte Fix, im Segelschlitten. Es hat mir jemand dieses Transportmittel vorgeschlagen.«¹

Beim Denken, in Dialogen und Diskursen kommt es darauf an, ein Ziel, also das was man herausbringen möchte, was es zu verstehen, zu erörtern und zu deuten gilt, tatsächlich auch zu erreichen und zwar auf einem Weg der sukzessiven Annäherung. — Wie bei der Reise um die Welt in 80 Tagen nach JULE VERNE, kommt es darauf an, immer dasjenige Fortbewegungsmittel zu

¹Jules Verne: Reise um die Erde in 80 Tagen. Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne, Band VI, Wien, Pest, Leipzig 1875. 31. Capitel. S. 211.

benutzen, das weiterführen kann, das der Sukzession der Diskurse weiterhilft. Dazu ist es allerdings erforderlich, mit allen erdenklichen Mitteln, mit allen möglichen Modellvorstellungen zu arbeiten, entscheidend ist einzig, ob sie voran bringen.

Noch mehr als bei einer Reise kommt es im *Denken* jedoch darauf an, ob es gelingt, möglichst viele unterschiedliche Perspektiven zu aktualisieren. Es hilft nicht wirklich weiter, mit einer These in eine Untersuchung zu gehen, um sie am Ende wie eine Glaubenssache behandelt zu haben. Es hilft auch nicht wirklich weiter, ins Erzählen zu kommen, um zusammenhangslos mal hierhin oder dorthin zu springen. Entscheidend ist die systematische Annäherung an die Sache selbst und maßgeblich ist dabei die Vielfalt der Perspektiven. Es geht in erster Linie darum, eine komplexe Angelegenheit einfach nur möglichst umfassend deuten zu können.

Zu alledem sind aber Modelle erforderlich, so wie wir hier bereits mit Metaphern vorgegangen sind, denen des Weges, der Reise, der Annäherung ans Ziel und der bewußten Wahl der Perspektiven. — Was es mit den Modellen auf sich hat, das läßt sich am Beispiel der Metaphern vor Augen führen, denn sie bilden, um wiederum eine Metapher zu nutzen, ein unterirdisches Geflecht von Sinnzusammenhängen, das mit dem Netz einer Untergrundbahn vergleichbar ist. Es ist möglich, gleichsam unterirdisch zu reisen, auf der Ebene von Sinngefügen, um dann an der Oberfläche plötzlich wieder aufzutauchen. Dazu aber muß manövriert werden, denn hier wie dort gibt es ›Linien‹ und ›Stationen‹, an denen ein Umsteigen möglich ist.

Vom Narzißmus der Metapher¹

METAPHERN METAPHORISCH GENOMMEN — WIE SICH DAS BILD VOR DIE SACHE SCHIEBT — WER WANDERT SCHON GERN ALLEIN — DIE METAPHER ALS GERUFENER GEIST — DÄMONEN ALS MITTLER ZWISCHEN GÖTTERN UND MENSCHEN — VOM ›GEIST‹ UND DEM ZUGANG ZU DEN SACHEN — DIE MACHT DER BILDER — BEOBACHTUNGSBEOBACHTUNG — VON DER DOPPELMORAL DES MORALISMUS — VERSTÄNDIGUNGSVERSTÄNDIGUNG

›Vergleiche hinken‹	39
Die Metapher als unheimlicher Wandergeselle	39
Metaphern als ›Geist‹	42
Es fehlen die Worte	44
Hilfreiche Geister	47
Bilder leiten das Denken	47
Dialog und Diplomatie	51
Verstehen als Prozeß	56
Zum Gelingen von Verständigung	57

›Vergleiche hinken‹

Die Metapher als unheimlicher Wandergeselle

Wäre ›die‹ Metapher eine allegorische Figur, man würde sie wohl janusköpfig darstellen wollen, denn sie hat es mit Aus- und Eingängen zu tun. Würde sie befragt, wie man ihr begegnen solle, sie würde womöglich, in Anspielung

¹Überarb. u. erw. Vortrag unter dem Titel *Zur Kritik der modellbildenden Vernunft*, geh. a. 13. November 2002 im Philosophischen Kolloquium der Universität Düsseldorf.

an das ›Erkenne dich selbst‹ über dem Eingang zum delphischen Orakel, am Portal ihres Orakels den Mahnspruch anbringen lassen: *Vergleiche ›hinken‹*.

Wir werden daher im Folgenden eine Metapher bemühen, um zu verdeutlichen, was Metaphern eigentlich sind, wie sie wirken und arbeiten in und für unser Denken, Verstehen und Sprachhandeln. — Also beobachten wir uns selbst währenddessen, was vor sich geht, sobald eine Metapher bemüht wird. Hier ist vom *Hinken* der Rede und als erstes fällt die ungeheure Wirkung auf, die mit einer Metapher einhergeht.

Es ist schon bemerkenswert, wie sich sogleich Sinnstrukturen ergeben, wie schnell die eigene Phantasie eingenommen wird, weil doch nun ein Bild gegeben worden ist und die Inspiration sich sogleich darauf stürzt, alle erdenklichen Konstellationen zu entwickeln, die dem Geist der gewählten Metapher entsprechen.

Alle Vorstellungen laufen fortan auf Situationen hinaus, in denen das ›Hinken‹ eine besondere Bedeutung zukommt. Also wie kommt es dazu, daß jemand oder vielleicht auch etwas hinkend wird? Immerhin ist es eine unübliche Weise, die unbeholfen wirkt, mitunter grotesk, vielleicht sogar lächerlich.

Generiert werden alle diese Vorstellungen von einem Sprachbild, von einer Modellvorstellung, die hinter dem Subtext genauere Anweisungen gibt, wie das weitere Metaphorisieren vonstatten gehen könnte. — Tun wir also genau das, was Metaphern ohnehin mit unserem Geist anstellen, wenn sie ihn gefangen nehmen, so daß sich der weitere Gedankengang an ihnen orientiert, reden wir über das *Hinken*.

Beim plötzlich einsetzenden *Hinken* könnte es sich darum handeln, daß aufgrund der Länge des Weges oder auch aufgrund der Schwierigkeit einer Strecke die Füße erlahmen. Das ist aber nur der Beginn dieser Metaphorik, denn eine Metapher kann nicht nur, sie muß beim Metaphorisieren immer weiter ausgesponnen werden. Zwischen der Sache und dem Bild werden alsbald alle erdenklichen Gemeinsamkeiten bewußt, die fortan dem Gespräch als Anhaltspunkte dienen, so erscheint dann die Sache als Bild, das Bild als die Sache.

Bald schon wird sich die Phantasie genauer festlegen auf einen bestimmten Gang in der Übertragung, auf einen ganz bestimmten Plot in der Verbildlichung: Vielleicht sind die Füße gar nicht allmählich erlahmt, vielleicht liegen ganz andere Umstände vor, die selbst wieder der Phantasie bedürfen, um sie auszuspinnen und denkbar erscheinen zu lassen? — Wir könnten beispielsweise an Wandergeschichten denken, vielleicht an solche, denen ein Grauen beigelegt ist, wenn sich ein wirklich mehr als sonderbarer Wandergeselle einstellt. Einerseits ist es ja hoch willkommen, nicht allein des Weges gehen zu müssen,

andererseits ist es aber die Frage, wen man da, wenn auch nur vorübergehend, eigentlich an seiner Seite hat ...

Übrigens, um es noch einmal explizit zu machen, was der Subtext hier vollführt: Wir haben uns soeben von der gewählten Metaphorik eine Aussage über Metaphern soufflieren lassen. Ausgehend vom Sinnspruch, mit eröffnet wurde, demzufolge *Vergleiche hinken*, sind wir darauf gekommen, mögliche Gründe zu eruieren, die das erwähnte Hinken bei Vergleichen auslösen.

Gesetzt, es sind nicht die eigenen Füße, die da erlahmen, sondern das Hinken bezieht sich auf einen Wandergenossen, der etwas seltsam zu sein scheint, so haben wir eine Metaphorik über das Metaphorisieren, der eben die Metapher als dieser seltsame Begleiter erscheinen läßt, der eben ›hinkt‹. — Es fehlt also nur noch die Spekulation über den ›Grund‹, woher das Hinken rührt.

Alle in einem metaphorisierenden Diskurs akzeptierten Annahmen über diesen seltsamen Wandergesellen sind zugleich immer auch Aussagen über die Sache selbst, also Aussagen über die Metapher als solche. Während also über die Seltsamkeiten des wunderlichen Wandergesellen weitere Aussagen gemacht werden, wird tatsächlich immer mehr darüber deutlich, was Metaphern sind oder sein könnten, denn sie selbst sind seltsame Wandergesellen.

Dieser Fortgang der allmählichen Verfertigung der Gedanken geschieht fast wie von selbst durch angewandtes Phantasieren. Es genügt, eine Metapher ins Spiel zu bringen und schon generiert diese wie hier das Bild von der Metaphorik als nicht wirklich geheueren Gesellen. — Das alles geschieht mehr oder minder hinter unserem Rücken. Wir sind zumeist viel zu begeistert vom Phantasieren, als daß wir uns noch groß Gedanken machen würden, was da dem eigenen Denken, Anschauen und Empfinden eigentlich geschieht. Das ist es, was Modelle, Metaphern, Denk- und Sehgewohnheiten so mächtig macht, nicht wir beherrschen sie, vielmehr beherrschen sie uns.

Wie sich an diesem Beispiel verdeutlichen läßt, muß das Sprachbild nur konsequent weiter fortgesponnen werden, um schlußendlich dort anzugelangen, wo sich die Motive aller erdenklicher Plots gründen, bis dorthin, wo die Geschichten ihr Rätsel preisgeben und somit ihr Ende finden. Dann lassen sie sich nicht weiter ausspinnen, weil alles gesagt worden ist. Dieser Kulminationspunkt ist dann gleichsam der Urgrund aller dieser Geschichten, eine Art Nullhorizont in dem alle Geschichten sich gründen.

Wir können wählen und uns für einen bestimmten Plot entscheiden. Das Ganze läßt sich auch symbolisch deuten: Dann wäre der Grund für das Hinken unseres seltsamen Wandergenossen vermutlich der, daß er nicht wirklich ein Mensch ist. Wir könnten sein Hinken ganz im Sinne vormaliger Symboliken mit einem

Bocksfuß in Verbindung bringen, dann wäre es ein Dämon, ein Teufel vielleicht, auf jeden Fall ein Geist, der uns da das Wandern zwar kurzweilig aber nicht ungefährlich macht. — Wenn beispielsweise ein seltsam anmutender zufälliger Reisegenosse während des Wanderns ganz augenfällig hinkt, dann könnte die Ursache selbst ungeheuerlich sein. In manchen Märchen gesellen sich nämlich dem einsamen Wanderer gern Geister, Dämonen oder auch Teufel hinzu, wobei letztere vielleicht an einem Bocksfuß erkennbar sind, jedenfalls glaubte man das zu anderer Zeit.¹

Das alles ergibt sich fast zwangsläufig, wenn der Reisegenosse eben nicht nur als ›seltsam‹ sondern auch als ›unheimlich‹ erscheint. Wer wandert schon gern allein, man sollte sich aber vielleicht schon etwas genauer anschauen, mit wem man da eigentlich auf den Weg begibt. — In diesem exemplarischen Fall ist allerdings die nicht geheuere Reisegenossenschaft des unheimlichen Fremden zu übertragen auf die Sache selbst, die damit ins Bild gesetzt werden sollte. Also wäre die Metapher selbst womöglich bocksfüßig, seltsam, unheimlich, jedenfalls ganz gewiß nicht geheuer. Sie macht uns das Wandern, also die Orientierung und das Vorankommen zu den Quellen der Gedanken, Motive und Denkmuster zwar überaus leicht, aber Metaphern dominieren den Fortgang der Gedanken, ja mitunter den ganzen Verlauf einer Untersuchung, und das kann uns nicht geheuer sein.

Metaphern als ›Geist‹

Es ist ein für metaphorengeleitetes Schließen typisches Phänomen: Der Rückbezug auf das ursprüngliche Thema, auf die Sache selbst, bringt sich immer wieder fast wie von selbst in Erinnerung. Es ging uns ja in unserem Beispiel nicht ums *Hinken* als solches, sondern darum, daß *Vergleiche hinken* und was das metaphorengeleitete Assoziieren wiederum daraus macht oder machen könnte. Es ist kein freies, sondern ein generiertes Denken, das von der jeweils gewählten Metapher besetzt, vorbestimmt und angeleitet wird im weiteren Verlauf. Und das hat tatsächlich etwas mit einem *Geist* zu tun, den man, einmal gerufen, nicht wieder los wird.

¹Der TEUFEL ist im Mittelalter ganz offenbar eine Wiedergeburt des großen PAN, denn dieser hat die Hörner, die wilden Augen und auch die Füße eines Ziegenbocks. Er steht als Allegorie für jenen Teil einer wilden Natur, der eben unbezähmbar ist, daher muß dieser Gott auch sterben, sobald im Prozeß der Zivilisation auch die letzte Wildnis ›kultiviert‹ worden ist. Siehe hierzu: Heinz-Ulrich Nennen: Die Masken der Götter. Über Zivilisation, Religion und den Schlaf der Vernunft; Münster 2015.

Nun erscheint allerdings das Wort vom ›Geist‹ selbst erklärungsbedürftig, weil wir unter den Bedingungen der *Moderne* ganz im Sinne der *Aufklärung* generell gelernt haben, daß es vieles von dem nicht gibt, was andere Zeiten ernsthaft geglaubt, gefühlt und erlebt haben. Nur ist diese Form, sich aufgeklärt und vor allem modern zu geben, selbst wiederum borniert, weil viel zu vieles dabei aus dem Blickfeld gerät und sei es auch nur das metaphorische Reden über Motive und tiefe Sinnstrukturen, die wir sehr wohl noch in uns tragen, die uns auch alle noch immer bewegen. — Wir haben wir keinen Sinn mehr dafür, weil die zuständigen Worte genommen wurden durch eine Ideologie, die sich wissenschaftlich geriert, die aber selbst abergläubig ist, weil sie Angst hat vor allem was sie sich nicht mit ihren einfältigen Mitteln erklären oder zur Not auch wegerklären kann.

Wo Licht ist, wird anderes in den Schatten gestellt. Wo bestimmte Erwartungen vorherrschen, wie etwas überhaupt vorstellbar werden darf, dort werden ganze Klassen von Metaphern, Modellen und Vorstellungen gar nicht erst zum Zuge kommen. Wer dagegen umfassender verstehen will, wird daher auch jene Sprachbilder wieder reaktivieren, die im Namen der *Aufklärung* deaktiviert worden sind. — Was wir uns beispielsweise unter einem ›Dämon‹ vorzustellen haben, im Sinne anderer Zeiten, läßt sich anhand einer einschlägigen Passage im *Symposion* von PLATON illustrieren. Dämonen sind demnach Mittler zwischen Göttern und Menschen:

Was wäre denn also Eros? wandte ich ein: etwa ein Sterblicher?

Keineswegs.

Aber was denn?

Ganz nach dem Vorigen, ein Mittelwesen zwischen Sterblichem und Unsterblichem.

Was heißt das, Diotima?

Ein großer Dämon, lieber Sokrates; denn alles Dämonische ist eben das Mittelglied zwischen Gott und Mensch.

Welche Aufgabe hat es denn?

Dolmetsch und Bote zu sein von den Menschen bei den Göttern und von den Göttern bei den Menschen, von den einen für ihre Gebete und Opfer, von den andern für ihre Befehle und ihre Vergeltungen der Opfer, und so die Kluft zwischen beiden auszufüllen, so daß

durch seine Vermittlung das All sich mit sich selber zusammenbindet. Und dadurch hat auch die gesamte Weissagekunst ihren Fortgang und die Kunst der Priester in bezug auf Opfer und Weihungen und Besprechungen, und die gesamte Wahrsagerei und Zauberei. Nämlich nicht unmittelbar tritt die Gottheit mit dem Menschen in Berührung, sondern durch seine Vermittlung geht aller Verkehr und alle Zwiesprache der Götter mit den Menschen im Wachen wie im Schläfe. Und wer dieser Dinge kundig ist, der ist ein dämonenbeseelter (und daher dem Höheren zustrebender), wer aber irgend eines anderen in Künsten oder Gewerben kundig ist, der ist bloß ein handwerksmäßiger Mann. Solcher Dämonen gibt es nun viele und von mannigfacher Art; einer von Ihnen ist aber auch Eros.¹

Es fehlen die Worte

Wer sich einer Metapher bedient, wird sich auch auf sie einlassen müssen. Ihre explorativen und explanatorischen Dienste sind ganz und gar nicht umsonst zu haben. Einmal auf- oder auch angerufen, wird man ihr gegebenenfalls gewisse, manchmal größere ›Opfer‹ zugestehen müssen.

Eine einmal aufgerufene Metaphorik wirkt wie ein *Geist*, der sich im Nu unserer Phantasie bemächtigt. Es ist erstaunlich, was dann geschieht: War man zuvor noch hilflos ohne jede Vor-Stellung, wie sich ein Problem, eine Sache, eine Angelegenheit überhaupt ausdeuten, verstehen, wie sich das Ganze operationalisieren ließe, sprudeln urplötzlich die Ideen, so daß es schwer fällt, überhaupt noch mithalten zu können im Ansturm konzeptioneller Gedanken. Alle Beteiligten sind bald animiert, im Ton der Überzeugung unisono zu behaupten, man habe verstanden und müßte nur noch ganz kurz rekapitulieren, was man da glaubt wie verstehen zu können.

Seit der *Aufklärung* fehlen uns die Worte für Phänomene aus diesen seltsamen Zwischenwelten. Würden wir sie im Anschluß an PLATON wie Dämonen beschreiben, wir könnten vielleicht besser damit umgehen, denn *Metaphern* sind angetan zu vermitteln zwischen Götter und den Menschen, Ideen und Fakten. — Dabei sind sie selbst weder dem einen noch dem anderen Reich zuzuordnen, sie sind eben überall ›dazwischen‹, und wir können sie dazwischenschalten, beispielsweise um etwas zu beschreiben, zu erklären oder zu verstehen, das wir

¹Platon: Das Gastmahl. In: Sämtliche Werke. Berlin [1940]. Bd. 1, S. 699f.

uns schwer tun, überhaupt zu deuten. Nicht selten beginnt das Metaphorisieren daher mit einer händeringenden Geste: Es ist wie ..., es ist wie ..., es ist wie, wenn ...

Erklären und Verstehen sind von außerordentlicher Bedeutung. Daher ringen wir nicht selten darum, uns und das, was es zu sagen gilt, ›rüberzubringen‹, eben verständlich zu machen. Nichts ist dann so enttäuschend wie die vergebliche Mühe, beim besten Willen einfach nicht verstanden zu werden. — Nicht von ungefähr ist die Wahl der Bilder von außerordentlicher Bedeutung, denn erst sie erlauben, ermöglichen, erschaffen erst das, worum es geht: Verstehen, Einvernehmen, Einmütigkeit.

Daher haben uns so nachdrücklich dafür ausgesprochen, möglichst viele Götter, Geister und dementsprechend auch die unterschiedlichsten Blickwinkel zur Anwendung zu bringen, je nachdem, worum es gerade geht, um zu beschreiben, zu deuten und zu verstehen. Die Frage wäre also, warum wir denn in einer bestimmten Situation zu ganz bestimmten Metaphern greifen: Warum nehmen wir gerade diese, warum nicht irgendwelche anderen Bilder zur Hilfe? — Wenn uns nämlich erst unsere Modellvorstellungen, mit denen wir an die Phänomene herangehen, den Zugang zu den Sachen eröffnen, dann dürfte ist es von außerordentlicher Bedeutung sein, zu welchen Bildern gegriffen wird.

Auf die Vielfalt kommt es dabei an und darauf, alle vermeintlichen Verbote für Zugangsweisen gelegentlich ganz bewußt zu übertreten. Wenn und wo verstanden werden soll, muß jedes Mittel Recht sein. Jeder Monismus, vor allem der im Namen eines Szientismus, der selbst nicht mehr auf der Höhe der Zeit ist, sollte daher keine Autorität mehr für beanspruchen, um zu dekretieren, welche Erklärungsweisen überhaupt eingesetzt werden dürfen und was alles nicht einmal erwogen werden darf.

Wir können uns nicht ausschließlich am Wissenschaftsbegriff der Natur- und Technikwissenschaften orientieren, wenn es um Phänomene geht, bei denen von *Geist* die Rede ist. Viel zu tief verwoben ist dieser Begriff mit alledem, was *Philosophie* von Anfang an war, selbst wenn immer wieder groteske Versuche unternommen wurden, beim Sprechen ganz im naturwissenschaftlichen Sinne auf jegliche Rhetorik, vor allem auf Metaphern gänzlich zu verzichten.

Wir sollten uns besser darauf verstehen, jeweils die richtigen Methoden, Disziplinen und Bilder zum Einsatz zu bringen. Werden Fragen, deren Beantwortung

alles entscheiden können, richtig gestellt und fachgerecht untersucht, dann lassen sich bei Gelegenheit gerade auch heikle Streitfälle mit hundertprozentiger Sicherheit klären: Etwa wenn in einer Untersuchung der vermeintlichen *Hitlertagebücher* ein chemischer Nachweis von unzeitgemäßen Weißmachern im Papier eindeutig und unbezweifelbar zu der Schlußfolgerung führen muß, daß es sich bei den Machwerken schlichtweg um Fälschungen handelt.

Unter dem Lemma *Geist* findet sich im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* ein streitbares Statement über Zusammenhänge, die sogleich bewußt werden, wenn man auch nur erwähnt, daß etwa von *Geisteswissenschaften* die Rede ist, vom Geist eines ganzen Zeitalters, einer Epoche der Kunst oder auch von einem Zeitgeist, der mit einer technischen Errungenschaft einhergeht. — Und gerade *Technik* prägt immer wieder den Geist der Zeit mitunter über Nacht, gänzlich neu. Aber es ist bei Lichte besehen nicht die Technik als solche. Stets sind es die damit einhergehenden Folgen, etwa in der Kommunikation, in der Kriegsführung oder auch im Sichtbarmachen und Modellieren von Welten, in die wir ohne die vielen Meß-, Nachweis- und Analyseverfahren so ganz gewiß keinen Einblick nehmen könnten.

Mit sardonischem Vergnügen macht LUDGER OEING–HANHOFF den Artikel zum Stichwort *Geist* im Wörterbuch dann auch ganz bewußt mit einer rhetorischen Figur auf, wenn er den Begriff *Materie* verwendet, um den *Geist* eben als ›Materie‹ der Philosophie auszuweisen:

Geist (griech. pneuma, hebr. ruach, lat. spiritus, mens, ital. spirito, frz. esprit, engl. spirit, mind)

I. Einführung und Überblick. — G. ist die Materie, die zu behandeln als Sache der Philosophie gilt, und Philosophie sollte ihre Kompetenz dafür auch dann nicht aufgeben, wenn es ihr schwerfällt, sie zu erweisen. Zwar entspricht es dem G. gegenwärtigen Philosophierens, sofern er sich am Wissenschaftsbegriff der Naturwissenschaft orientiert, etwa mit G. Ryle den Gebrauch des Wortes G. zu verwerfen, da es nicht eindeutig zu definieren sei; und derart wird gefordert, über das zu schweigen, wovon man nicht exakt reden kann.

Aber da man das faktische Sprechen nicht durch eine in diesem Sinn «geistlose» Wissenschaftssprache ersetzen kann, darf Philosophie sich nicht auf das logisch–naturwissenschaftlich exakte Reden beschränken, wenn sie nicht darauf verzichten will, ihre kritische

*Rationalität in der Sprache des Alltags, der Sittlichkeit und der Politik, der G.-Wissenschaften und der Theologie zur Geltung zu bringen.*¹

In der Tat ist der Wissenschaftsbegriff der Natur- und Technikwissenschaften beschränkt auf das ›Geistlose‹, um auch auf die zweite, durchaus hinter sinnige Formel in diesem Artikel aufmerksam zu machen. — Es wäre naiv, nun anzunehmen, daß, wo von *Geist* die Rede ist, tatsächlich so etwas wie ein Geisterglaube vorliegen muß. Der Fundus aller dieser Begriffe bietet metaphorisch ein überaus interessantes Differenzierungsvermögen, um komplizierte Verständigungsprozesse rekonstruieren und nachvollziehen zu können.

Jede Ausdrucksweise, die bewußt auf Metaphern verzichtet, muß daher scheitern. Sie kann den Phänomenen begrifflich nicht auf Augenhöhe begegnen und wird daher bornierterweise dazu übergehen, nicht nur das Reden über diese Phänomene, sondern auch noch das Metaphorisieren selbst zu bestreiten. Das mag in Sachen der *res extensa* (Körperliches) durchaus angehen, aber in Fragen der *res cogitans* (Gedankliches) zeugt es nur von einer Hilflosigkeit allem gegenüber, was sich nicht wiegen, messen, berechnen und technisch manipulieren läßt.

Hilfreiche Geister

Bilder leiten das Denken

Tatsächlich erscheint eine im Dialog oder in Diskursen aufgerufene Metapher wie ein *Geist*, der fast unmittelbar ›Besitz‹ ergreift von der Phantasie aller Beteiligten, denn mit ihrem ›Erscheinen‹ ändert sich fast unmittelbar die ganze Gesprächsatmosphäre: Hatte man zuvor keinen Zugang zum Thema und umkreiste reichlich unentschieden den viel berufenen heißen Brei, ist nun urplötzlich die Stimmung wie durch einen Zauber verwandelt. — Übrigens verhält es sich beim Aufkommen von *Ironie* nicht anders, auch da verändert sich die Atmosphäre ganz plötzlich.

Es genügt der Ironie-Verdacht und schon steigt das Niveau der Selbstbeobachtung spürbar. Unruhe kommt auf, nervöse Blicke suchen nach Anhaltspunkten,

¹›Geist‹ In: Historisches Wörterbuch der Philosophie: Wörterbuch der Philosophie. Hrsg. v. Joachim Ritter; 13. Bde. Basel 1974. Bd. 3, S. 154.

vielleicht nach einem verschmitzten Lächeln, was nicht minder verräterisch sein kann. Es gibt die Sicherheit in der Kommunikation nicht wirklich, wir glauben immer nur einander zu verstehen, wir wissen es nicht. Sobald das Spiel mit dem Mißverständnis auch nur eröffnet worden sein könnte, reagieren alle, die etwas davon mitbekommen haben, noch im selben Augenblick. — Die Kommunikation wird nicht mehr einfach fortgesetzt, sondern zusätzlich als solche nochmals beobachtet, ob sich nicht Ironiesignale erkennen lassen, vor allem, ob man womöglich selbst schon längst zum Opfer ironischer Sprechakte geworden sein könnte.

Mit Metaphern eröffnen wir uns die entscheidenden Perspektiven, um Theorien zu bilden, die eben genau jenen Ausschnitt aus der Wirklichkeit thematisieren, auf den es gerade ankommt. Die Macht dieser Bilder kann daher gar nicht unterschätzt werden, alle unsere Modellvorstellungen sind von entscheidender Bedeutung, weil erst in ihrem Lichte die Sachen sich so zeigen, wie wir sie später dann tatsächlich auch sehen werden. Daher ist es so entscheidend, wenigstens die Wahl der Metaphorik bewußter vorzunehmen, auch die Metaphernkritik währenddessen ist nicht zu vernachlässigen. Es gilt fortan zu beobachten, was die Bilder mit unserer Vorstellungen, mit unserer Phantasie eigentlich tun, wenn sie unsere Imagination gefangen nehmen.

Sobald wir mit dem Metaphorisieren beginnen, schiebt sich die Metapher vor die Sache. Sie wird von nun das Vorstellungsvermögen, den Gang der Gedanken und sogar die Art und Weise der Thematisierung bestimmen. Sie generiert die Metaregeln, wie von nun an die Sache selbst im Auge des Betrachter in Erscheinung treten wird. — Man könnte mit ein wenig Übertreibung vom *Narzißmus der Metapher* sprechen, denn sie spiegelt eben immer wieder ganz gern auch sich selbst in *den* Dingen, die sie doch eigentlich möglichst wirklichkeitsnah abbilden soll.

Unser Vorstellungsvermögen ist empfindlich eingeschränkt, wenn aus Gründen des Glaubens, der Dogmatik oder auch der Ideologie exklusiv nur ganz bestimmte Vorstellungsweisen überhaupt zum Zuge kommen. Der hanebüchene *Monismus* eines ERNST HAECKEL sollte eigentlich eine Warnung sein, wie gefährlich es ist, wenn noch immer im Geiste des ehemaligen Monotheismus möglichst nur noch eine einzige unteilbare und inquisitorisch verteidigte ›Wahrheit‹ erwartet wird. Im Monotheismus, im Monismus aber auch im Szientismus ist

der Narzißmus der gewählten Metapher auch noch monomytisch, wenn immer nur derselbe Geist gerufen werden soll und alles andere verleugnet wird. Nicht nur monotheistische Religionen reklamieren die allein seligmachende Weisheit für sich, sondern eben auch manche Wissenschaft, manche Weltanschauung und nicht wenige Ideologien. Sie möchten gern ganz allein sein auf weiter Flur und außer Konkurrenz. Wo der monomytische Narzißmus am Werke ist, dort wird verlangt, keine anderen Götter nebenher zu haben. Am liebsten würde man wie weiland, alles was anders ist, einfach verbieten, verfolgen und der Zwangstaufe unterziehen. — Es mutet seltsam an, wenn im Namen der Wissenschaft allen Ernstes höchst zweifelhafte Glaubensbekenntnisse abgestattet werden. Dabei sollte sich die Vielfalt der Disziplinen und der Welt inzwischen doch herum gesprochen haben.

Wir sollten uns eine möglichst umfangreiche Vielfalt im Denken erlauben und uns auf viele Götter, Theorien, Perspektiven und Ideale berufen, auch auf die Gefahr hin, daß sich einiges dann ganz beträchtlich im Wege stehen wird. Aporien, Dilemmata oder auch Streitfälle bieten immerhin eines, ex negativo bieten sie prima facie erste Gewißheiten, daß tatsächlich etwas auf dem Spiele steht und sie liefern überdies bereits erste Hinweise darauf, worum es eigentlich geht. Wir sollten daher weit weniger mit- oder gegeneinander streiten, sondern gemeinsam um das, was den Sachen einfach zugestanden werden muß, wenn man sie denn ernsthaft erörtern möchte.

Sich einer Metaphorik zu bedienen bedeutet, sich auf ihre bildgebenden Machinationen auch einlassen zu müssen. Einmal aufgerufen, entfaltet sie eine Eigendynamik, die themenzentriert moderiert werden müßte. Man wünscht sich das Wirken dieser katalytischen Fähigkeiten aus Gründen der Rhetorik. Man wünscht sich ihre Dienste in den Sukzessionsprozessen, die die Diskurse zu absolvieren haben. Man sieht sich aber auch gezwungen, ihnen folgen zu müssen, wohin man unter Umständen gar nicht gelangen möchte. — Dabei ist gar nicht so angemessen wie es scheint, wenn gesagt wird, wir würden uns *Bilder machen*, es scheint eher, als ›machten‹ sie uns. Schließlich ist alles von Bildern und Vorstellungen abhängig, mit Hilfe derer wir ständig nicht nur die Sachen und Verhältnisse sondieren, sondern auch uns selbst beobachten, ob auch alles so scheint, so aussieht, so ist, wie es scheinen, aussehen und sein soll.

Wenn eine einmal aufgerufene Metaphorik erscheint, ist sie so leicht nicht wieder abzuschütteln. Das gelingt nur, wenn man ihr Opfer bringt und sie so lange weiter fortspinnt, bis man auf ihrer Symbolebene angelangt ist, dort wo sich rhizomartige Strukturen finden, die einen Wechsel, ein Umsteigen erlauben, von einer Sinn-Fähre auf eine andere. — Interessanterweise können gerade derartige Manöver vor allem in praktischen Diskursen sehr gute Dienste leisten.

Die Bilder leiten unser Denken an und wer nicht auf der Hut ist, dem wird das eigene Denken ganz einfach abgenommen. Die Bilder schieben sich dann nicht nur vor die Sachen, sondern auch noch vor das eigene Leben, vor die Gefühle, Empfindungen, Bedürfnisse und sogar auch vor die intimsten Sehnsüchte noch. — Wer dagegen selbst denken, das eigene Leben selbst führen, sich authentisch fühlen und empfinden möchte, wird sich also auf sehr viel mehr an komplexer Kommunikation einlassen müssen. Im *Konventionalismus*, der eben durch eine möglichst lückenlos geschlossene Kette von Bildern und Vor-Stellungen das Denken bestimmt und das Leben vorexerziert, wird man aber aller dieser Irritationen gar nicht erst gewahr.

Der *Moralist* ist daher nicht selten unmoralisch, weil es nur um Etikettenschwindel geht. Man behauptet nur immerzu von sich, stets im Bilde über das moralisch Gebotene zu sein. Kommt es aber zum Schwur, werden gerade solche Zeitgenossen nicht selten unter den ersten sein, die eine Ausnahmen vom eigenen Rigorismus für sich beanspruchen. Mit angewandter Doppelmoral macht sich der *Moralist* wirklich alles so leicht wie möglich, nicht nur die Moral, sondern eben auch die Unmoral.

Wer dagegen das eigene Leben führen und das eigene Denken bedenken will, wird sich auf die Dialektik zwischen Kommunikation und Bewußtsein einlassen müssen. *Bewußtsein* ist beobachtete Wahrnehmung, *Kommunikation* ist bewußtes Sprechen, das ist die einfache aber selbst bereits anspruchsvolle Ebene. Wir können aber unser Bewußtsein nochmals beobachten, ebenso wie sich Kommunikation als solche thematisieren läßt. Der höhere Grad von Reflexionsvermögen ist immer eine Frage der *Beobachtungsbeobachtung* von Handlungen oder Wahrnehmungen.

Die Ausgangssituation aller Konsultationen ist reine Ratlosigkeit. Gesucht, ja förmlich miteinander gerungen wird um verlässliche Verständigung, aber die ist nicht einfach zu haben, denn es käme darauf an, sicher zu sein, daß

man sich tatsächlich verstanden und auch verständigt hat. Generell ist es überaus schwer, unvermittelt verständlich und nachvollziehbar zu machen, was tatsächlich dargestellt und ausgesagt werden soll. Noch schwieriger wird es, wenn wir verbindlich für uns und unsere Vorstellungen sprechen sollen, aber vielleicht nicht einmal wissen, was für uns selbst wesentlich sein würde, sein könnte oder auch sein sollte und was nicht.

Wo um gemeinsames Verstehen gerungen wird, dort wird man notgedrungen zu allen erdenklichen Mitteln greifen, wenn sie nur das schier unmöglich Scheinende möglicher werden lassen. Daher werden gleich zu Beginn oder spätestens, wenn in einem Dialog das Reden ins Stocken gerät, zur besseren Verständigung alsbald schon Metaphern bemüht.

Man sollte allerdings bereits eine mehr oder minder dezidierte Vorstellung davon vor Augen haben, was ausgesagt und dann mitgeteilt und wenn möglich auch in einer angemessenen Art verstanden werden soll. Oft ist aber gerade auch das nicht klar, weil es selbst noch in Frage steht. Und dabei spielen vielleicht unklare, zumindest ungeklärte Verhältnisse und Beziehungen eine besondere Rolle. In einer solchen Situation kann daher niemand sicher sein, ob und was man vom anderen überhaupt mit Gewißheit erwarten darf.

Dialog und Diplomatie

Gespräche sind voraussetzungsreich, zunächst muß daher immer erst eine *gemeinsame Gesprächsgrundlage* vorhanden sein oder *geschaffen werden*. Gewißheit über Gemeinsamkeiten im Beobachten, Deuten und Verstehen und vor allem die *Verständigung auf gemeinsame Interessen* ist schwer zu haben, zumal alles nur in der Vorstellung, also im Virtuellen geschieht. Nicht erst mit dem Internet hat das Virtuelle in der Verständigung seinen Einzug gehalten, die *Sprache* selbst als Medium aller Medien. Sprechakte sind von Anfang an dazu angetan, mithilfe von Vorstellungen auf eine Wirklichkeit zuzugreifen, die aber zum Zeitpunkt der Begegnung selbst nur vorgestellt, also virtuell gegeben ist. Und dennoch sind es Handlungen, ja sogar Taten, die da vollbracht werden. Wir können uns allerdings nie wirklich sicher sein, einander tatsächlich zu verstehen und auch später noch immer verstanden zu haben. — Hier setzen dann die Dienste hilfreicher *Geister* ein: Metaphern, Symbole, Mythen und Göttergeschichten. Sie alle bieten Gelegenheit, von sich selbst abzusehen, um

ganz anders, nunmehr reflektiert auf sich selbst und auch auf den anderen wieder zurückzukommen.

Sobald eine Metapher als mögliche Verständigungsgrundlage auch nur vorgeschlagen wird, wird man sich selbst und auch das Gegenüber dabei beobachten, wie *beide Seiten* den eigentlichen Diskurs thematisch für einen gewissen Zeitraum verlassen, um zunächst einzeln und dann *gemeinsam* dem neu eingeführten Bild nachzuspüren in der Frage, ob es sich als *Gesprächsgrundlage* eignet.

Nicht nur in der Praxis gibt es ein Probehandeln, auch im Gespräch wird so etwas praktiziert: Es geht ganz offenbar darum, sich in einer ersten, sehr schnellen Sondierungsphase, einen vorausschauenden Überblick zu verschaffen, wohin das Bild vermutlich von sich aus tendiert, was das wiederum mit der Sache selbst zu tun haben könnte, und ob es sich dabei tatsächlich um eine *gemeinsame Gesprächsgrundlage* handeln kann. — Entscheidend ist schließlich, ob es im weiteren Verlauf der *Begegnungen, Gespräche, Konsultationen oder Aushandlungen* gelingen kann, *die eigenen Auffassungen* zum Ausdruck zu bringen, die *eigene Interessen zu vertreten*, um dabei wenigstens *auf Verständnis zu stoßen*.

Die Situation, in der eine Metapher als Gesprächsgrundlage vorgeschlagen wird, ist daher von so außerordentlicher Bedeutung, weil damit eine Verständigung auf ein *gemeinsames Vorgehen* wenigstens im *bilateralen Verhältnis* im Vorfeld der eigentlichen *Gespräche* bereits vereinbart wird. Das bedeutet, man beginnt solche Gespräche zunächst einmal mit einem Gespräch über das Gespräch, das man zu führen gedenkt. — Dabei zeigt sich bereits, ob *beide Seiten* tatsächlich miteinander kooperieren können und wollen.

Im Prinzip spricht nichts dagegen, wenn in der *Eröffnungsphase der Konsultationen* von *einer der beiden Seiten* in einer von der anderen Seite vorgeschlagenen *Formel* noch keine *gemeinsame Gesprächsgrundlage* gesehen wird. Die Metapher würde also postwendend zurückgewiesen, weil sie für nicht tauglich gehalten wird. Über die Gründe wird man sich nicht ausgiebig austauschen, es genügt, wenn eine Seite nicht mitziehen kann oder nicht mitziehen will und das dann auch *zum Ausdruck bringt*. — Das ist einerseits mehr als selbstverständlich und bedarf der Rechtfertigung nicht. Schließlich sind *ernsthafte, konstruktive und vor allem tragfähige Ergebnisse* erwünscht, also wird keine Seite der anderen dekretieren können oder wollen, wie man worüber zu reden hat. Dennoch ist eine

solche Situation durchaus heikel, weil damit der *Geist einer kooperativen Atmosphäre gemeinsamer Gespräche* nicht eben sehr überzeugend *unterstrichen* worden ist ...

Wo ein Sprachspiel als Gesprächsgrundlage von *einer der beiden Seiten* nicht nur vorgebracht, sondern tatsächlich *von der anderen Seite aufgegriffen* wird, dort werden *gemeinsame Anstrengungen unternommen*, um *Einvernehmen zu erzielen*. Man wird daher zunächst sondieren wollen, ob es angeraten sein kann, sich auf ein spontan vorgebrachtes Bild als *Arbeitsgrundlage* tatsächlich zu verständigen. Die Frage ist für alle Seiten durchaus von entscheidender, vielleicht auch unterschiedlicher Bedeutung, ob eine Metapher tatsächlich dazu taugt, sich nicht nur *darauf* sondern vor allem auch *damit* zu verständigen. Also werden die *einzelnen Seiten* zunächst selbst und *getrennt voneinander* sondieren, ob sie sich darauf verständigen sollten, ob auf der Grundlage der gewählten Metapher tatsächlich zu erwarten ist, die *eigenen Vorstellungen* anbringen und die *eigenen Interessen vertreten* zu können.

Es zeigt sich, wie entscheidend beim *Erfolg der Gespräche* gerade die Wahl und der Umgang mit den Metaphern sich darstellt, weil sich die Sachen selbst und als solche gar nicht verhandeln lassen. Wir müssen daher stets indirekte Wege gehen, über Sprache und, da das noch immer nicht reicht, dann auch noch über die Bilder. — Erfahrene Gesprächspartner werden daher die Qualität einer Metapher, die Tendenz ihrer Eigendynamik und die Folgen, die das Bild vermutlich in der Sache und im weiteren Gesprächsverlauf haben wird, im Voraus wenigstens einigermaßen einzuschätzen verstehen.

Sobald es dann zur Zustimmung kommt, wird man die eingangs vorgeschlagene Analogie zwar *als konstruktiven Beitrag aufgreifen*, vielleicht aber auch modifizieren wollen. Das wäre ein sehr konstruktiver Ansatz, eine Verhandlung mit einem konkreten Gespräch über die Verhandlungsgrundlagen zu beginnen, um anhand von möglichen Modifikationen im Leitbild vieles im Vorfeld bereits durchscheinen zu lassen oder auch erahnen zu können, was später *konkret zur Sprache gebracht* werden wird. — Metaphern leisten also bereits erste Dienste zur Verständigung, selbst wenn eine Seite noch nicht *ganz davon überzeugt ist*, daß es sich im konkreten Fall tatsächlich um das Mittel der Wahl handelt. Man ist bereits im *konstruktiven Gespräch* miteinander, wenn man sich nur über die Wahl der angemessenen Metapher *verständigt*.

Metaphern sind ein unverzichtbares Medium der *Verständigungsverständigung*. Man wird sie aber, wenn sie tatsächlich hilfreich sein sollen, *sehr genau abstimmen* müssen auf das, was zur Sprache gebracht und auch vereinbart werden soll. Und obwohl Metaphern eigentlich wie Geister stets mit einer Eigendynamik und nicht ohne Eigentümlichkeiten *aufzutreten*, kann es tatsächlich gelingen, eine genaue Abstimmung über den Einsatz einer *gewählten Formel im Geist der Gespräche* vorzunehmen, weil alle Bilder trotz alledem auch etwas Berechenbares an sich haben. Jede Seite wird den potentiellen Prozeß also zunächst sondieren, um sich dann auf *eine gemeinsame Grundlagen der Verständigung* zu verständigen. Entscheidend ist schließlich, daß im weiteren Verlauf *beide Seiten ihren Standpunkte, Auffassungen und Interessen zum Ausdruck bringen* können.

Es muß also im Vorfeld sondiert werden, ob eine Metapher tatsächlich auch hält, was man sich an Verständigungsleistung von ihr verspricht. Wer später auf Schwierigkeiten stößt, die eigenen Interessen nicht darstellen und somit vertreten zu können, hat nicht nur ein, sondern zwei Probleme. Leicht entsteht dann der Eindruck, man könne die eigenen Ambitionen vielleicht auch deshalb nicht zum Ausdruck bringen, weil sie *nicht vertretbar* sind.

Das kann allerdings an der Wahl von Metaphern liegen, die es einfach nicht gestatten, die eigenen *Ansichten deutlich zu machen*. — Übrigens ist es bemerkenswert, daß wir demnach in der Lage sein müßten, uns antizipierende auch über unser mögliches Verstehen nochmals zu verständigen. Andernfalls hätte es keinen Sinn, im Vorfeld eine gewählte Analogie bereits modifizieren zu wollen. Es sein denn, man hat bereits eine Ahnung, also *konkrete Vorstellungen*, wohin die Reise geht.

Sich auf eine Metapher einzulassen, bedeutet also in der Tat, sich auf See zu begeben, denn vieles ist beherrschbar, manches aber nicht. Die Alternative, auf den Einsatz derart gewagter Mittel gänzlich zu verzichten, käme der Option gleich, einfach nur im sicheren aber eben auch langweiligen Hafen zu bleiben. Sobald die Reise beginnt, gibt es allerdings kein Zurück mehr. — Beim Metaphorisieren wird das Bild immer weiter ausgesponnen aber nicht beliebig, sondern auf eine moderierende und differenzierende Art und Weise. So werden dann im weiteren Verlauf des Gesprächs im Namen der Metapher immer mehr Anspielungen, immer dezidiertere Aussagen über die Sache, über den Fortgang

der Verhandlungen selbst und schließlich auch über das *bilaterale Verhältnis* gemacht.

Erforderlich beim gesamten *Procedere* ist eine hochgradig reflektierte Beobachtungsbeobachtung von Kommunikation. So wird Verstehen zur *Konsultation* und das Ganze wird zum Prozeß. Dabei zeigt sich, daß es um kommunikative Interaktion geht, so daß Worte zu Taten werden, weil Kommunikation und Interaktion, Reden, Sprechen und Handeln tatsächlich ineinander übergehen. — Das läßt sich nicht von ungefähr wieder mit einer weiteren diplomatischen Formel erfassen, denn solche *Unterredungen* werden stets geführt mit dem Ziel einer *Verständigung auf gemeinsamer Grundlage*, um darauf dann *Vereinbarungen über das gemeinsame Handeln* möglich zu machen.

Der reichhaltige Fundus diplomatischer Formeln eignet sich vorzüglich, Verständigungsverhältnisse hoch differenziert zu umschreiben: Da geht es um *Verstehen, Verständigung, Harmonie, um Einklang und Einvernehmen, um Verstimmungen, Meinungsverschiedenheiten oder Dissense in Sachfragen*, wie immer so schön relativiert wird, höchst selten ohne Zusatz, daß die *Hindernisse ausgeräumt, die Störungen beseitigt* werden könnten. Die Formeln sind stets unterkühlt, sie schildern aber sehr genau und nachvollziehbar den Anlaß, den Stand und das Ziel der Verhandlungen. Ganz besonders hilfreich sind dabei stets die Zusätze, wie beispielsweise der *Ernst der Lage* beurteilt wird mit den unterschiedlichen Verlautbarungen, wenn etwa ein Vorgang, eine Situation oder *Entwicklungen* dann nur *beobachtet wird* oder ob der Zusatz lautet, man sei *besorgt*, die Lage sei *angespannt* oder aber vielleicht bereits *alarmierend*. Aus alledem wird sehr viel zu verstehen gegeben, obwohl der Eindruck vorherrscht, fast gar nichts würde gesagt. — Allerdings wird schlußendlich stets in einem *gemeinsamen Communiqué* gemeinsam verlautbart, was beide Seiten über die Gespräche, den Ablauf, den Einigungsprozeß, über die Ergebnisse, das Verhältnis, das Vertrauensverhältnis oder auch über die Partnerschaft in einer gemeinsam verfaßten Verlautbarung für vertretbar halten. So läßt sich anhand diplomatischer Formeln die Qualität von Beziehungen, Dialogen, der Stand der Verhältnisse, ja sogar die Konfliktpotentiale sehr genau herauslesen. Zwischen den Zeilen steht ohnehin sehr oft genau das, was nur die lesen können, die zwischen den Zeilen zu lesen verstehen.

Verstehen als Prozeß

Für uns eröffnet sich damit die Möglichkeit, nunmehr *phänomenologisch*, also in einem sehr fein abgestimmten Prozeß die einzelnen Phasen in der Verständigungsverständigung zu modellieren und ebenso konkret wie stereotypisch nachzuvollziehen, was sich eigentlich ereignet, wenn Dialoge und Diskurse vonstatten gehen.

Auch die Beteiligten werden den Prozeß der Verständigung eingehend beobachten, um zu verstehen, was eigentlich vor sich geht, sobald ein gemeinsames Bild ins Gespräch gebracht worden ist. Jede Seite wird sich daher im Vorfeld genau überlegen, ob das vorgeschlagene Bild tatsächlich als Gesprächsgrundlage geeignet sein kann. Dennoch zeigen sich später mitunter ganz entscheidende Differenzen in der Auslegung der *gemeinsamen Vereinbarungen*. Schließlich wurde eine Metapher, ein Bild in konstruktiver Absicht herangezogen, gerade weil man sich davon versprach, die unterschiedlichen Interessen beider Seiten zum Ausdruck bringen zu können.

Zugleich zeigt sich, wie unberechtigt die Polemik von Sprach-Puristen ob mit oder ohne ›analytische‹ Ambitionen, tatsächlich ist. Es geht beim Metaphorisieren ganz und gar nicht um bewußte Verunklarung, um nebulöses und unberechenbares Wortgeklingel, um verantwortungslose Ungenauigkeit und vor allem um bewußt rhetorisch hinterlistige Fallenstellerei. Die Naivität dieser Kritik ist selbst abenteuerlich, weil man ganz offenbar nicht im Traume darauf kommt, wie schwierig es ist, tatsächliche Verständigung wirklich auch zu erreichen.

Derweil erlaubt es uns die phänomenologische Herangehensweise, die einzelnen Schritte in einem gemeinsam geführten Dialog systematisch zu rekapitulieren, vor allem dann, wenn wir dabei auf den reichen Fundus diplomatischer Formeln zurückgreifen. Es ist erstaunlich, wie hoch differenziert und hintergründig sich gerade diese oft nur als Floskeln wahrgenommenen Statements dazu eignen, das Verstehen als Verständigungsprozeß zu beschreiben, um es dann phänomenologisch rekonstruieren zu können.

Beim metaphorisierenden Sprechen wird die kommunikative Interaktion systematisch angeleitet durch den Geist des gewählten Bildes, von dem alle Beteiligten wissen, daß es eigentlich nur eine Modellvorstellung ist. — Die Kunst besteht darin, in allen Erörterungen, sowohl dem Bild, als auch der

Sache und allen Beteiligten beim gemeinsamen Herausarbeiten gemeinsam geteilter Auffassungen möglichst gerecht zu werden.

Allerdings können sich im Verlauf der gemeinsamen Erörterungen ganz entscheidende Differenzen zeigen, was sogar begrüßenswert ist. Es würde nämlich nicht wirklich weiter helfen, wollte man diese Unterschiede kaschieren. Die daraus früher oder später erwachsenden Konflikte würde sich sehr bald bereits zeigen und zu *ernsthaften Verstimmungen* führen, wie es im Jargon der Diplomaten dann wiederum zum Ausdruck gebracht werden würde.

Dabei wirkt eine Metapher durchaus entlastend: Man wünscht sich vielleicht, gemeinsamer Auffassungen zu sein. Wenn aber solche Gemeinsamkeiten gar nicht gegeben sind, dann hilft es nichts, sich darüber hinweg täuschen zu wollen. — *Gemeinsame Auffassungen* müssen als solche tatsächlich erst *herausgearbeitet* werden, sie sind nur dann für ein *Verhältnis* wirklich von *fundamentaler Bedeutung*, wenn man sich ihrer sicher sein kann. Hier hilft dann das Bild, weil es den Eindruck macht, sich nicht über die Sache selbst verständigen und dementsprechend in harte Verhandlungen, Auseinandersetzungen und vielleicht auch Streitigkeiten eintreten zu müssen.

Differenzen wirken eben wie Zurückweisungen, sie sind nicht leicht zu verkraften, ob sie berechtigt sind oder nicht. Daher ist es so hilfreich, wenn die Bilder entlastend wirken, wenn es ›nur‹ *Differenzen über Auslegungen* sind. Das scheint unpersönlich zu sein, es kann jedenfalls so genommen und auch so verlautbart werden. — Auffassungen müssen eben keineswegs *gemeinsam geteilt* werden, daher spricht man lieber über das Bild, nicht über die Sache. Aber um das Bild geht es eigentlich nicht ...

Tatsächlich geht es zumeist um das *Verhältnis* und wo sich dann große Differenzen in der Deutung der Bilder zeigen, dort müßte mit einer dieser so typischen diplomatischen Formeln über die *Unterredungen* und über die *Beziehung* dann verlautbart werden, daß es sich eben um *unterschiedliche Auffassungen* handelt, deren Klärung noch *weitere Konsultationen*, vielleicht sogar *einen Prozeß der Annäherung* erforderlich machen würde.

Zum Gelingen von Verständigung

Im Vorangegangenen sollte einmal bewußt mithilfe von Metaphern über das Metaphorisieren gesprochen werden, weil erwartet werden darf, daß der Geist

einer gut gewählten Metapher jede Sache, also auch das Metaphorisieren selbst bildlich vor Augen führen kann. — Metaphern sind eben so hilfreich, wie jener Segelschlitten, mit dem PHILEAS FOGG die dringende Weiterreise nach New-York doch noch antreten kann, um die Wette einer *Reise um die Welt in 80 Tagen* im Roman von JULE VERNE nicht doch noch zu verlieren.

Sämtliche unserer Modellvorstellungen sind Mittel der Erkenntnis und der Kommunikation, die eine immense Macht entfalten, wenn sie unsere Phantasie beflügeln, dafür aber nehmen sie unser Erkennen und sogar das Denken gefangen, um es auf ihre Bahnen zu lenken. — Ob die jeweils gewählte Metaphorik mit ihrem Vor-Bild, ihrer Vor-Stellung und ihrer Dynamik dem entspricht, wohin wir selbst in der Sache tatsächlich tendieren, was wir ganz unabhängig davon auch selbst in Erfahrung bringen würden, das ist der Ausdruck einer gebotenen Skepsis, mit der man es sich keineswegs zu leicht machen sollte. Es könnte auch so sein, daß es nur scheint, als ob man verstünde und tatsächlich versteht man nicht wirklich und vielleicht sogar gänzlich falsch.

Das Gelingen menschlicher Verständigung ist alles andere als selbstverständlich, sondern vielmehr im höchsten Grade unwahrscheinlich, wenn man sich vor Augen führt, was so alles dabei vorausgesetzt werden muß. Entscheidend sind immer Rückfragen, mit denen wieder und wieder darin übereingekommen werden muß, ob man sich noch auf einem gemeinsamen Weg befindet. Und tatsächlich hat die Metapher dabei auch etwas Unheimliches, denn sie ist von sich aus derart enthusiastierend, so daß sie nicht nur Wege ins Weitere sondern auch in die Irre weisen kann.

Metaphern geben dem Vorstellungsvermögen das entscheidende Stichwort für phantastische Explorationen. Hilfreich ist es, zwischenzeitlich immer wieder anzufragen, ob der Kurs noch der richtige sein kann, ob das, was vom Bild für die Sache selbst nahe gelegt wird, tatsächlich auch anerkannt werden soll als Aussage über die Sache selbst. Das muß nicht so sein, denn die Bilder verstehen nichts von der Sache. Wir setzen sie nur ein, weil wir besser mithilfe von Bildern über die Sachen reden und denken und uns verständigen können.

Entscheidend sind daher immer kritische Seitenblicke, etwa darauf, ob Bild und Sache überhaupt noch Gemeinsamkeiten haben, die weiter führen im Erkennen, Denken und Handeln. Nichts ist wichtiger als dieser ständige Austausch von Kontroll- und Kontextfragen, denn wir verstehen nicht unmittelbar, sondern

immer nur indirekt, auf Umwegen und unter Zuhilfenahme beispielsweise von Kontexten, in denen sich etwas ereignet, was sich wiederum beobachten läßt. Wo der Eindruck entsteht, man sei im Gespräch noch auf dem Weg in die richtige Richtung, dort läßt sich dementsprechend erwarten, daß sich die gemeinsame Erfahrung, das Ausdrucksvermögen und schlußendlich auch die Sukzession der Diskurse ereignet. Dabei sollte schon auch spürbar werden, daß man sich und den anderen versteht, was man einander bedeutet und wie wichtig das alle wirklich ist.

Moderne als Zeitgeist

DIE MODERNITÄT DES MODERNISMUS — MONISMUS, KIRCHENGLAUBE DER MODERNE — INFORMATION, WISSEN, WEISHEIT — WISSEN HÄLT NICHT LÄNGER ALS FISCH — DIALOGE UND DISKURSE MÜSSEN PROZESSE SEIN — DIALOGE UND DISKURSE LASSEN ZU WÜNSCHEN ÜBRIG — SOKRATISCHE UNTERREDUNGSKUNST — GÖTTER ALS IDEALE ZUSCHAUER — NICHTS IST SO PRAKTISCH WIE EINE GUTE THEORIE — GESTALTEN UNSERER PSYCHE — MODERNE UND MASKENSPIEL — AUTHENTIZITÄT UND INSZENIERUNG — IRONIE UND METAPHER — LANGEWEILE IM HAFEN — HEINE ALS MEISTER DER HINTERGRÜNDIGKEIT — VOM DAMPFSCHIFF AUF'S PFERD — ÜBERTRAGUNG VON ›SINN‹ — IN DEN MODELLEN LEBEN DIE BILDER WEITER

Prozeß und Wirklichkeit	60
Moderner Aberglaube	60
Der Dialog als Zwiesprache zweier Seelen	64
Authentizität und Maskenspiele	66
Langeweile oder Risiko	69
Metaphern, Mythen, Symbole und Götter	69
Metaphern ›begeistern‹	71
Vom Wechsel der Metaphern	74
Ein beredtes Beispiel	78

Prozeß und Wirklichkeit

Moderner Aberglaube

Es ist ein schwieriges Unterfangen, den *Geist der eigenen Zeit* in Gedanken fassen zu wollen. Sämtliche Epochenbegriffe wurden schließlich erst nachträglich

geschaffen, einfach weil Spätergeborene aus ureigenen Gründen daran interessiert waren, ein anderes Verhältnis zu vormaligen Zeiten aufzunehmen, um sich selbst von der eigenen Zeit absetzen zu können. — Uns geht es darum, den Zeitgeist der *Moderne* und uns selbst besser zu deuten. Das ist von besonderer Schwierigkeit, weil es rein gar keine Vorbilder mehr gibt. Es ist sogar das Prinzip der *Moderne*, ohne Vorbilder einfach immer nur voranzuschreiten, stets das Neueste vom Neuen vor Augen.

Das kann natürlich nicht sein, denn selbstverständlich sind Bilder im Hintergrund, die Orientierung leisten. Auch *Modernität* ist traditionsbehaftet, so wie jede andere Zeit auch, nur wird neuerdings viel darauf gegeben, die Identifikation der Bilder, die dabei Orientierung leisten, möglichst zu verunklaren. Ja man könnte sogar behaupten, daß eben das die *Modernität des Modernismus* ausmacht, so zu tun, als gäbe es keine Geschichte und eigentlich auch keine Zukunft mehr, einfach nur noch das Leben mit flat rate.

Die meisten Zeitgenossen verfallen schnell ins Moralisieren. Aber die Moral war noch nie ein guter Ratgeber, wenn es darum ging, zu verstehen. Allenfalls verurteilen läßt sich sehr gut mit Werturteilen, auf daß man gar nicht mehr ernsthaft verstehen muß, wenn es vermeintliche Unwerte sind, auf die sich vom hohen Roß selbstgerecht herabblicken läßt. — Überhaupt spielt die Heuchelei auch in säkularen Zeiten noch immer eine ganz bedeutende Rolle. Da wird dann Rechtgläubigkeit simuliert auf allen Kanälen, als political correctness, als allein selig machende Gottesgläubigkeit oder auch als Glaube an Technik und Wissenschaft, als hätte wir damit bereits alles, was notwendig ist, um Mensch zu sein und es auch zu bleiben.

Die vielen Irritationen werden übergangen, als wären wir noch immer im Tierreich, wo Übersprunghandlungen genügen, eine Irritation ohne weiteres zu überspielen. Was ist denn mit Kategorien wie die von *Glück* und *Liebe*, von *Zuversicht*, *Vertrauen* oder auch *Angst*? Welche der harten Disziplinen, von denen angeblich meßbare Sicherheit ausgeht, würde denn weiterhelfen, wenn die *Götter* versagen oder vielleicht auch nur unsere Phantasie, wenn wir nicht angemessen miteinander reden können über das, was irritiert und vielleicht sogar ängstigt? — Es ist wohlfeil, alles aus der Perspektive einer *Rationalität* zu bewerten, die sich als *Vernunft* inszeniert, was sie nicht ist. Es ist nicht minder wohlfeil, alles was irritiert, einfach als Folge von Dekadenz zu betrachten, was schon wieder ins Lot kommen würde, wenn man nur wieder auf den rechten Pfad irgendeines Glaubens zurückkehrt. Das alles sind streitbare aber höchst unkonstruktive Vorschläge, mit den Irritationen der eigenen Zeit besser zu Rande zu kommen.

Es ist gar nicht einfach, die eigene Zeit in den Blick zu nehmen, zumal die Gefahr besteht, daß sich der spürbare Horror, die Unsicherheit, ja alle Bedrohungsgefühle und Ängste nur noch weiter steigern, wenn wir von außen auf uns selbst würden zurückkommen wollen. — Man wird allerdings von *Philosophie* erwarten wollen, daß sie solche Expeditionen tatsächlich wagt.

Nichts ist so seltsam, berückend und nachhaltig, wie der Blick von außen auf die eigene Welt, wie das Bild von der über dem Mond aufgehenden Erde, denn dieses Foto von der Apollo-Mission hat seinerzeit die Metapher von der *blauen Murrel*, das Gefühl für die Schutzbedürftigkeit, ja so etwas wie die Liebe zum eigenen Planeten hervorgerufen. Es kam darauf zur ökologischen Wende, es kam dann zur Politisierung einer Industrie- und Konsumkritik, der inzwischen wirklich alle Utopien abhanden gekommen sind. Und seit Jahrzehnte jette Klimaforscher durch die Welt, um mit immer neuen Rechnungen nachzuweisen, daß die Erde nicht nur ein gefährlicher sondern auch ein gefährdeter Ort ist.

Die Distanznahme zu sich selbst, vielleicht sogar darüber hinaus auch noch zum Zeitgeist, ist eines der heikelsten Unternehmen überhaupt. Also gehen wir indirekt vor, eben *phänomenologisch*. Wir versuchen gar nicht erst, der Welt und den Sachen irgendwelche Theorien überzustülpen, um dann in einem dogmatischen Diskurs irgendeine allein seligmachende These zu vertreten, bis garantiert niemand mehr zuhört. Wir versuchen auch nicht, die Phänomene mit voreiligen Definitionen aufzuscheuchen und zu vertreiben. Vielmehr versuchen wir mit dichten Beschreibungen das Feld, Denkungsarten und das Selbstverständnisse zu erkunden, die charakteristisch sind für das, was die Moderne, was die gegenwärtige Epoche, was uns selbst eigentlich ausmacht.

In unserer Zeit ist es signifikant, wie sehr man sich einerseits für wissenschaftlich, aufgeklärt, mündig und kritisch hält, wie wenig derweil aber bewußt wird, daß wir durchaus nicht weniger borniert operieren als andere Epochen, wenn wir uns auf die Denk- und Erwartungsgewohnheiten der gegenwärtigen Moderne wirklich verlassen. Wir haben den vormaligen Kirchenglauben nicht wirklich überwunden, denn noch immer wird viel zu monomythisch, zu monokausal, vor allem monistisch und viel zu reduktionistisch gedacht, und unsere Vorstellungswelten werden um vieles ihrer reichhaltigen Schätze gebracht.

Es ist noch immer ein *Monismus* am Werk, der selbst nichts weiter ist als ein szientistisch formierter Kirchenglaube im modernistischen Gewande, also nicht mehr im Talar sondern im Laborantenkittel. Es wird nicht mehr erforscht, was die Welt im Innersten zusammenhält, sondern was als Technik einer inzwischen viel zu dienstbar gewordenen Forschung nützlich erscheint, für Produkte, mit denen sich Geld verdienen läßt. Unsere *Naturwissenschaften* erklären uns nicht

mehr Natur, sie beuten sie aus, um Erfindungen zu machen, die nur noch an den Börsen aber nicht mehr für die Öffentlichkeit von Bedeutung sind.

Wir sitzen auf den Schultern von Riesen, erkennen aber nicht, welche Erzungenschaften die Grundlage unserer Kultur bilden, wie vieles davon hilfreich sein könnte, die eigene Orientierung zu finden, um wirklich kritikfähig zu sein. Entscheidend wären daher die Perspektiven einer Kritik, die sich darauf richtet, daß wir beim Einsatz von Bildern, Modellen und Wertvorstellungen viel zu wenig wählerisch, sondern einfältig und überaus phantasielos ans Werk gehen. Alles wird verwischt, es wird nicht einmal mehr ein Unterschied gemacht zwischen *Wissenschaft und Technik*. Auch der Unterschied zwischen *Information und Wissen* oder gar *Weisheit* scheint gar nicht mehr relevant zu sein. Wenn etwa von der tagtäglich exponentiellen Zunahme des sogenannten ›Wissens‹ geredet wird, möchte man nicht wirklich wissen, um welche Unwichtigkeiten es dabei eigentlich geht.

Wissen hält nicht länger als Fisch,¹ hatte der britische Philosoph und Mathematiker *Alfred North Whitehead* schon im Jahre 1916 konstatiert, lange vor der sogenannten *Wissensgesellschaft*, in der wir uns angeblich befinden. — Dabei erhält unter dem Eindruck der Aufdeckungen um die demokratiefeindlichen Machenschaften der Geheimdienste allerdings einen gänzlich neuen Klang, wenn nunmehr erneut von einer *Wissensgesellschaft* gesprochen werden müßte.

Eine Prozeßphilosophie wie etwa die von ALFRED NORTH WHITEHEAD ist dann auch die Metatheorie der Wahl, weil sie nicht die Performanz-Probleme hat, wie manch andere zeitgenössische Theorie. Man wird sich dann leichter lösen können von Glaubensgrundsätzen, denn vieles davon ist gar nicht mehr relevant. — Wer wenigstens versucht, den Prozeß, in dem man sich vielleicht sogar selbst befindet, als solchen nochmals in den Blick zu bekommen, wird alles was ist, zugleich ein wenig mehr relativieren, denn nichts ist dann nur um seiner selbst willen, sondern immer nur für anderes, weiteres, späteres da.

Es ist schon markant, wie oft sogleich Bilder aufkommen, die an PLATON denken lassen, was WHITEHEAD dann zu dem Bonmot veranlaßt hat: Alle abendländische Philosophie sei als »Fußnote zu Platon« zu verstehen.² — Und auch das Bild aller Bilder, ganz im Sinne einer Naturphilosophie, die den Prozeß, das Wachstum und die Entfaltung geradezu feierlich beschreibt und zu deuten

¹ Alfred North Whitehead: *The Aims of Education*. New York 1913. S. 147.

² *Die sicherste allgemeine Charakterisierung der philosophischen Tradition Europas lautet, daß sie aus einer Reihe von Fußnoten zu Platon besteht.* — Alfred North Whitehead: *Prozeß und Realität*. Teil II, Kapitel 1, Abschnitt 1, S. 91.

versucht, ist überliefert:

*Das Bild — und es ist nur ein Bild —, das Bild, anhand dessen man sich dieses tätige Wachstum der Natur Gottes am besten vorstellen kann, ist das einer zärtlichen Fürsorge dafür, daß nichts verloren geht.*¹ Frankfurt am Main 1979. S. 618.

Der Dialog als Zwiesprache zweier Seelen

Die Grenzen zwischen Unterhaltung und Unterredung mögen fließend sein, entscheidend ist zuletzt allerdings nicht unbedingt, ob man sich nur köstlich amüsiert hat, oder ob der Eindruck vorherrscht, man habe einander verstanden. — Woher will man das eigentlich wissen, wenn so gar kein Wert gelegt wird auf die Entwicklung, die ein Gespräch erst zum Dialog werden läßt?

Genau das macht nämlich das Prinzip von Dialogen und Diskursen aus, es müssen *Prozesse* sein, die zu mehr Verstehen und zu einer besseren Verständigung führen, sowohl im Selbstverständnis als auch darin, den Anderen zu verstehen. — Was auch immer verhandelt wurde, man sollte sich hinterher schon einigermaßen sicher sein, tatsächlich verstanden zu haben und auch verstanden worden zu sein. Darum ist die *Sukzession*, also der Fortschritt im Prozeß der Verständigung und des Verstehens, so überaus entscheidend.

Verständigung ist ein gemeinsames Vorgehen, die Frage wäre nur, wohin denn die Reise eigentlich gehen soll. Das nette, freundliche, vielleicht auch illustre Beisammensein, das zwischenzeitlich so spontane wie willkürliche Abdriften in Grundsatzfragen, die dann mit irgendwelchen Plattitüden oder Adhoc-Thesen bewältigt werden, kann keineswegs dazu führen, mehr über sich selbst, über den anderen und über die Welt zu erfahren. Das alles sind nur Erzählungen, Dutzendware, wobei es immer erstaunlich ist, wie wichtig alle Einzelheiten dabei genommen werden, wie viel Mühe darauf verwandt wird, alles in Einzelheiten wieder und wieder zur Darstellung zu bringen. — Es sind keine Berichte, es wird auch nicht wirklich eine Erörterung erwartet, dazu sind die Darstellungen allesamt viel zu persönlich gefärbt. Nichts gegen solche Unterhaltung, nur, ein Dialog ist mehr als das.

Ursprünglich handelt es sich beim *Dialog* um eine literarische Form, so, wie wir sie von PLATON her kennen: Da wird nicht einfach so daher geredet,

¹ Alfred North Whitehead: Prozeß und Realität. Entwurf einer Kosmologie.

vielmehr geht es darum, gemeinsam etwas verstehen zu wollen, um zugleich das Verstehen einsehbar und das Verstandene nachvollziehbar zu machen. — *Denken* ist PLATON zufolge, eine *Zwiesprache der Seele mit sich selbst*.¹ Die Frage wäre daher, was geschieht dann eigentlich im Dialog? Konsequenterweise müßte es sich dabei um die Zwiesprache zweier Seelen mit einem Selbst sein, das über dem Gespräch schwebt, womit wir wieder gezwungenermaßen auf die Metapher vom *Geist* angewiesen wären, um zu beschreiben, was denn das Momentum sein könnte, das einen Dialog so entscheidend werden läßt.

Und tatsächlich nehmen die sokratischen Gespräche stets damit ihren Anfang: Jemand hat sich zu irgendetwas irgendeine Auffassung gebildet und wird nun zu vertreten haben, was damit so alles zugleich gesagt wird und was daraus so alles folgt. Es bedarf der gemeinsamen Anstrengung, das, worauf es dabei ankommt, verständlich und gemeinsam herauszuarbeiten, erst dann wird allen Beteiligten klar vor Augen stehen, daß wieder einmal eine Aussage nicht halten kann, was man sich von ihr versprochen hat. — Das ist kein Problem, solange niemand agonal operiert und glaubt, bei Diskussionen ginge es darum, um jeden Preis Recht zu behalten.

Um seine Unterredungskunst deutlicher darzustellen, greift SOKRATES im Dialog *Der Sophist* zur Analogie von der Nahrungsaufnahme, die eben auch nicht voraussetzungslos vonstatten gehen könne, ebenso wenig wie die geistige, denn

*so, wie die Ärzte des Leibes der Meinung sind, der Leib könne die ihm beigebrachte Nahrung nicht eher nutzen, bis jemand die Hindernisse in ihm selbst weggeschafft habe, denken die Reinigenden ebenso dasselbe von der Seele, daß sie nicht eher von den ihr beigebrachten Kenntnissen Vorteil haben könne, bis durch prüfende Zurechtweisung einer den Zurechtweisenden zur Scham bringt, die den Kenntnissen im Wege stehenden Meinungen ihm benimmt und ihn rein darstellt, so daß er nur das, was er wirklich weiß, zu wissen glaubt, mehr aber nicht.*²

Die wenigsten Gespräche werden dieser Anforderung gerecht, die Teilnehmer verlieren sich einfach nur im Dickicht unausgereiner Gedanken. Es kommt

¹Platon: Sophistes. 263 e 3–5.

²Platon: Der Sophist. In: Sämtliche Werke; Berlin [1940]. Bd. 2. S. 684f.

höchst selten zu dieser ganz entscheidenden Konzentration auf ein Thema. Stattdessen kommen Fragen auf und gehen wieder, Antworten werden gegeben, die keine sind. Eine Erörterung aus verschiedenen Perspektiven findet nicht statt, die gestellten Fragen und die darauf gegebenen Antworten haben nicht wirklich etwas miteinander zu tun.

Man geht anfangs von einer Fragestellung aus und widmet sich dann vorübergehend tatsächlich der infrage stehenden Sache, beginnt also mit Exkursen zum Thema, verliert aber bald schon den Faden und kommt nie wieder auf das ursprüngliche Thema zurück. — Die Sache, die man hatte verstehen, das Problem, das man hatte lösen und das Verhältnis, das man hatte vertiefen wollen, gerät zusehens aus dem Blick. Ein Wort gibt das andere, die Metaphern werden willkürlich gewechselt, es ist überhaupt keine Entwicklung im Gespräch, aber man wird später behaupten, sich sehr ›gut unterhalten‹ haben.

Im unterkühlten Ton diplomatischer Verlautbarungen sind das allenfalls *Begegnungen*, *Meinungsaustausch*, ein *Austausch der Standpunkte* vielleicht, aber nichts, was mit *konstruktiver Kooperation* zu tun hätte. Allenfalls wird da hintergründig im Verschweigen, im Nicht-zur-Sprache-Bringen kooperiert: Auf die Inszenierung der Freundschaft kommt es an, nicht auf diese selbst. Entscheidend ist, daß es gut aussieht, nicht, daß wirklich gut ist, was da vonstatten geht.

Authentizität und Maskenspiele

Der Mensch der Moderne ist ein Träger von *Masken*, all überall und er schämt sich dessen, spricht von *Wahrheit*, *Authentizität* und vom *wahren Selbst*, als ob es das wirklich gäbe. Anstatt das unumgängliche Maskenspiel tatsächlich ganz bewußt zu betreiben, wird immer so getan, als sei alles *echt*, als wüßte man zwischen *Echtheit* und *Unechtheit* sehr wohl zu unterscheiden. Ja, und geglaubt wird allen Ernstes, daß, wenn die Show stimmt, tatsächlich alles ganz *echt* und *natürlich* und *ehrlich* und *wahrhaftig* gewesen sein soll.

Daher ist es nichts weiter als ein höfliches Geplänkel, was durch überschwängliche Sympathiebekundungen unbezweifelbar — wiederum eben auch nur in Szene gesetzt wird. Das ist alles höflich, nett, unterhaltsam, sympathisch, aber das sind keine Dialoge, es ist nichts tieferes, nicht etwas, das wirklich ernst zu nehmen wäre. — Ein Dialog wäre es erst, würde man dieselbe Sache danach auch mit anderen Augen sehen, denn nichts ist so praktisch wie ein gute *Theorie*.

Wenn Denken die *Zwiesprache der Seele mit sich selbst* ist, dann muß von einem *Dialog* erwartet werden, daß es die Begegnung zweiter Seelen ist, mit einem Selbst, das als Theorie wortgemäß nichts anderes bedeutet, als daß es sich dabei um eine *Sicht aus der Warte von Göttern* handelt. Beim Dialog geht es um gemeinsame Gedankengänge, darum, ideale Perspektiven zu entwickeln, um sich gemeinsam dorthin zu bewegen, sie einzunehmen und um zu sagen, was sich dann zeigt von dieser höheren Warte aus.

Was zumeist vonstatten geht, wäre, gefaßt im sachlich diplomatischen Ton, allenfalls als *Informationsaustausch* zu klassifizieren, was übrigens im Klartext besagt, daß mal die eine, dann die andere Seite geredet hat, nicht mehr und nicht weniger. Tatsächlich hat man nicht wirklich miteinander gesprochen, schon gar nicht wurden gemeinsame Wege beschritten. Man hat sich die Sachen sehr höflich, freudig und überaus freundlich eigentlich nur an den Kopf geworfen, hat aber nicht wirklich miteinander gesprochen. Man hat auch nicht kooperiert, nicht miteinander gerungen und schon gar nicht war da irgendeine Dissonanz, weil dazu die Basis fehlt, weil sogar zum Streit noch die gemeinsamen Grundlagen erst geschaffen worden sein müßten.

In den kommunikativen Verhältnissen, wie wir sie alltäglich pflegen, geht einiges schief, vor allem sind die Auffassungen darüber, was ein gutes Gespräch ausmacht, viel zu sehr abhängig vom äußeren Eindruck, viel zu wenig von dem, was da tatsächlich bewegt wird. Vor allem mit dem Anspruch auf *Authentizität*, mit der Vorstellung, jede Inszenierung sei verpönt, weil sie doch ›nur‹ inszeniert und daher nicht *echt* sein könne, — mit allen diesen Metakriterien wird sehr viel Unheil angerichtet, weil falsche Erwartungen im Spiel sind.

Nicht von ungefähr ist der Grad praktizierter Kommunikation oft einfach nur erbärmlich. Unsere Sprache würde weit mehr übermitteln, aber wir wollen und können oft gar nicht sehr viel mehr sagen. Dazu fehlen die Bilder, eben jene, die verdunkelt werden, sobald im Geist der Zeit über Information, Wissen und Erlebnisse gesprochen wird, aber weit weniger über Gedanken, Gefühle und Sehnsüchte. — Vor allem wird der Eindruck erweckt, politische, persönliche und zuletzt sogar schicksalhafte Entscheidungen ließen sich auf der Grundlage von *Informationen* planen, bewältigen und vor allem berechnen. Die viel berufene *Rationalität* ist aber kaum mehr als ein Fetisch der Moderne, denn tatsächlich ergehen Entscheidungen unter der Hand ganz woanders vonstatten. Wichtige

Entscheidung werden zunächst dort gefällt, wo die Interessen gesetzt werden und dann wird so lange gerechnet, bis ›alles‹ stimmt, bis am Ende herauskommt, was hatte herauskommen sollen, quod erat demonstrandum.

Viele unserer alltäglichen *Begegnungen*, um wieder mal einen Begriff aus dem Jargon der Diplomatie zu bemühen, sind nicht eben ›fruchtbar‹, auch diejenigen nicht, bei denen einiges auf dem Spiel steht. Derweil kommt es in der Diplomatie darauf an, stets den Eindruck zu erwecken, als stürbe die Hoffnung zuletzt.

Unsere Dialoge und Diskurse lassen zu wünschen übrig. Zumeist kommen nur schlechte, voreingenommene aber keine offenen, überraschenden, phantasievollen Diskurse zustande. Stattdessen wird ein unentwirrbares Knäuel von Informationen, Konzeptionen und Konstruktionen zum besten gegeben, ohne daß irgendwo auch nur die geringste Mühe darauf verwandt wurde, das alles wieder zurück zu beziehen auf das, worum es eigentlich hatte gehen sollen.

Ganz allmählich wird dann mit der zunehmenden Langeweile zugleich die Konfusion gesteigert. Anstatt auf das Thema zurückzukommen, wird immer gleich das nächste Faß aufgemacht, neues Spiel, neues Glück. Es ist ganz offenbar dieser Habitus, um den es geht, die bestens gelaunte Selbstinszenierung. Das Thema, das nur vorgetäuschte Interesse an der Sache, kann es jedenfalls nicht sein, denn darauf wird keine Mühe verschwendet. — Daher ist dann auch genau das ein untrügliches Zeichen, einfach nur darauf zu achten, ob die Gesprächsteilnehmer bei der Sache bleiben oder sich einfach nur ›unterhalten‹ wollen, denn dann werden willkürlich die Metaphern gebrochen, ohne daß irgendwer überhaupt bemerken würde, daß da manches nicht stimmt.

Wo niemand mehr auf das eigentliche Thema wieder zu sprechen kommt, dort kann gar kein Prozeß der Verständigung stattgefunden haben, sondern nur so etwas wie eine höchst amüsante aber gleichwohl oberflächliche ›Unterhaltung‹. Das sind keine Dialoge, sondern Selbstinszenierungen, unentwegtes Erzählen und zu guter Letzt eigentlich nur zusammenhangsloses Gerede, bei dem auf ein Wort das nächste fällt und die Assoziationen in reiner Willkür die Modelle für Gedankengänge vorgeben, die sich auf diese Weise eben gar nicht anreichern, nicht entfalten, sondern unentwegt kollabieren. — Entscheidend ist eben, ob tatsächlich ein Prozeß stattfindet, ob sich ganze Gedankengänge selbst beflügeln, ob allgemeine Begeisterung aufkommt, und ob das Ganze schlußendlich zu einem

Verstehen führt, das vorher nicht gegeben war. Diese Aspekte bilden dann auch die markantesten Momente für *Diskursanalysen*, um genauer nachzuvollziehen, was sich unterdessen eigentlich abspielt, wenn und wo wir uns tatsächlich auf Dialoge und Diskurse einlassen.

Es hat schon etwas mit der *Seefahrt* zu tun, die HANS BLUMENBERG als Daseinsmetapher dechiffriert hat. Dabei gibt nur zwei Alternativen: Entweder im *Hafen* bleiben, wo es ruhig aber ereignislos ist oder aber, sich aufs *offene Meer* hinauszuwagen, wo sich sehr viel gewinnen aber auch verlieren läßt. Dialoge und Diskurse finden daher nur dort statt, wo etwas auf dem Spiele steht, wo etwas gewagt wird, Worte, Gedanken, Gefühle, Identitäten, Rollen, Theorien, Ideologien oder auch Glaubensgrundsätze.

Langeweile oder Risiko

Metaphern, Mythen, Symbole und Götter

Metaphern inspirieren, sie machen es durchaus verlockend, sich in unbekannte Gefilde zu begeben und alle erdenklichen Risiken auf sich zu nehmen. Dabei können es auch Irrfahrten werden, Exkursionen, die nicht wirklich weiter bringen, weil Vergleiche eben häufig einfach nur ›hinken‹. Im Hafen herrschen zwar sichere Verhältnisse, es herrscht aber auch die pure Langeweile vor. Nichts kann sich ereignen, tagein tagaus. — Hafenbewohner befinden sich in einer Zeitschleife wie PHIL CONNORS in: *Und täglich grüßt das Murmeltier*.¹

Derweil erscheint die Metapher wie ein hilfreicher *Geist*, der gerufen werden kann, um den Gang der Gedanken zu beschleunigen, dem Verlauf einer Untersuchung eine Theorie zu geben, um im Dialog das Verstehen oder in den Diskursen die Sukzession wieder in Bewegung zu bringen. — Alle diese hilfreichen Geister werden gerufen, vor allem wenn es stockt, wenn niemand weiß, wie es eigentlich weiter gehen, vielleicht sogar, wie man überhaupt anfangen soll ...

Sobald man nicht mehr weiter weiß, wird in den Dialogen bei PLATON regelmäßig ein Mythos vorgetragen. Die Bekundungen dabei sind einfach köstlich, weil SOKRATES stets geflissentlich erklärt, daß er das alles selbstverständlich glaubt ... — Aber die *Sokratische Ironie* steht spürbar im Hintergrund, wenn

¹Und täglich grüßt das Murmeltier. Regie: Harold Ramis, Drehbuch: Danny Rubin, Harold Ramis. USA 1993.

er wieder einmal mit leicht überzogenem Eifer bekundet, viele würde ja diese alten Geschichten für Märchen halten, er aber würde ganz gewiß fest daran glauben.

Im Dialog *Gorgias* findet sich eine solche Passagen, die wieder eine dieser ironischen Wertschätzungen aufbietet, so daß überhaupt nicht mehr klar ist, was wirklich gemeint sein soll, wenn SOKRATES seinen unbedingten Glauben an die Wahrheit der *Mythen* bekundet. — Gleichwohl wird immer und immer wieder in diesen Dialogen, sobald sich die Diskurse festgefahren haben, irgendein Mythos bemüht; so wie hier, wenn SOKRATES im Disput mit *Kallikles* darzulegen versucht, warum weniger der Tod als solcher sondern vielmehr das Unrecht tun im Leben wirklich von Übel sei, vor allem dann, wenn die Seele in der Unterwelt angelangt sei und über sie Gericht gehalten werde:

*Sokrates: So höre denn... eine gar schöne Rede, die du zwar für ein Märchen halten wirst, wie ich glaube, ich aber für Wahrheit. Denn als volle Wahrheit sage ich dir, was ich sagen werde.*¹

Metaphern sind Vor-Bilder, an denen sich das Denken, das Empfinden, das Selbstverständnis und auch ganze Dialoge zwischenzeitlich orientieren können. Sie sind eng genug, nicht beliebig zu sein, aber ausgesprochen interpretabel, so daß sie sehr variantenreich eingesetzt werden können. — *Metaphern* haben zugleich etwas Unabdingbares, das einfach sein muß und nicht anders sein darf, und sie haben etwas, das Variationen erlaubt, wodurch es zum intellektuellen Vergnügen wird, sich beim Spekulieren auf Doppeldeutigkeiten zwischen dem Bild und der Sache geradezu mustergültig einzulassen.

Mythen sind überzeitliche Plots, die sich immer wieder, eigentlich zu jeder Zeit dazu eignen, mustergültige Wendungen, Intentionen und Machinationen mehr als nur beispielhaft zu bezeugen. — *Götter* sind weit mehr als *Metaphern*, denn weil sie stets etwas von der Welt tatsächlich verkörpern, verfügen sie zugleich immer auch über Symbolkraft. Sie sind nicht nur, was sie sind, sie können es auch sein, weil sie eben zu guter Letzt einfach auch verkörpern, wofür sie als Allegorien entstehen, für das Wesen der Jagd, der Weisheit, der Wissenschaft, der Technik, des Handels, des Kriegs oder auch für das Wesen der Liebe.

¹Platon: *Gorgias*. In: *Werke in acht Bänden*. Grch. u. Dtsch. Übers. v. F. Schleiermacher; Darmstadt 1990. Bd. 2. 523a, S. 491.

Wir erschaffen die Götter, ebenso wie wir die Mythen, die Symbole und auch die Metaphern geschaffen haben, weil wir Modelle unterschiedlicher Klassen einfach stets zur Verfügung haben müssen, je nachdem, worum es gerade geht. Insofern sind Götter tatsächlich ›ewig‹, jedenfalls werden sie solange bestehen für das, was zu verkörpern ist, bis die Sache selbst verschwindet, weil es womöglich irgendwann keine Menschen mehr gibt.

Solange es Liebe ›gibt‹, solange dementsprechende Gefühle als schicksalhaft erlebt und mit einer eigentümlichen Verbindlichkeit empfunden werden, solange gibt es das Bedürfnis, diese heilige Pflicht zu verstehen oder wenigstens zu deuten. Es sind eben Geheimnissen damit verbunden, die manifestiert worden sind in Götterfiguren. — Götter sind ideale Zuschauer, sie sind begnadete Theoretiker, die von ihrer Warte aus sehen, wie, warum und wozu alles ist. Wir brauchen ganz offenbar die Spekulation auf diese Möglichkeit, selbst idealer Zuschauer zu sein, weil vom zuständigen Gott angenommen werden darf, daß er einer ist, der sich eben wirklich auf die Sache versteht.

Götter sind Idealfiguren und das müssen sie sein, weil sie uns auf diese Weise in Fragen der Orientierung ganz entscheidend entlasten. Erst dann können wir Menschen bleiben, wenn sie uns die Last der Ideale abnehmen, nicht selbst so perfekt sein zu müssen wie sie. Götter sind und waren stets Stellvertreter, sie symbolisieren, wofür sie allegorisch eintreten. — Götter sind Mega-Symbole. Ihnen wurde ganz bewußt auch noch Persönlichkeit beigegeben, so daß sie einigermaßen verläßlich immer auf dieselbe Weise agieren.

Metaphern ›begeistern‹

Im Vergleich zu den *Mythen* sind *Metaphern* allgemeingültiger, sie sind nicht so spezifisch geprägt, vor allem nicht so hoch konzentriert, daher lassen sie sich vielfältiger verwenden. Manche davon, wie die vom *Theater* oder auch die von der *Seefahrt*, sind von übergreifender Bedeutung, weil sie allegorisch für das Leben als solches eintreten.

Mit allen diesen Figuren gehen große psychische Einflüsse einher, im Denken, im Fühlen und vor allem in Ausnahmezuständen. Für letztere wird man eher schon zur Kategorie personifizierter Symbole greifen, beispielsweise um die Art der Beeinflussung zu beschreiben. — *Götter* sind Gestalten unserer *Psyche*, also dürfte es möglich sein, mithilfe dieser Figuren dann auch wiederum auffassen

zu können, was da gerade eigentlich vor sich geht, wenn etwas Ergreifendes geschieht.

Die bornierte Ignoranz eines verkappten *Homo Faber*, der einfach im nur geordneten Hafen seiner Rationalität bleiben will, ist ein warnendes Beispiel dafür, daß gerade auch die Weigerung, sich psychisch überhaupt weiter zu entwickeln, geradewegs in die persönliche Katastrophe führen kann. Der Antiheld dieses Techniker-Romans verliebt sich in die ihm unbekannte Tochter, doch auch, weil er unterschwellig ganz offenbar erhofft, die verlorene Liebe zur Mutter auf diese Weise fortsetzen zu können. — Es zeigt sich, was es bedeutet, unentwegt monistisch zu operieren, alles aber auch alles dem Gott der Rationalität zu überantworten, um das, was dieser nicht bewältigen kann, wegzuerklären. Die Sachen verschwinden nicht, wenn man sie nur ignoriert, man müßte sich schon mit einem Gott verbünden, der sie tatsächlich bewältigen könnte. HEPHAISTOS versteht nichts von der Liebe, ZEUS, HERMES aber sehr wohl, ganz zu schweigen von APHRODITE und AMOR.

Bereits auf den unteren Rängen haben Metaphern etwas von dem, was andere Epochen gemeinhin den Geistern oder Dämonen zugeschrieben haben: Sie können die Atmosphäre schlagartig verändern. Allein das ist übrigens ein Zeichen, daß tatsächlich urplötzlich eine eigentümliche ›Macht‹ im Spiele sein könnte. Denn so unsichtbar sie sind, diese vermeintlichen Mächte, so spürbar sind sie dennoch. — Und ganz gewiß ist auch das wieder nur ein Bild: Es ist eine äußerst notwendige Versinnbildlichung, weil es ansonsten schwer fallen würde, sich zu erklären, wieso es eigentlich immer so spontan zur Begeisterung oder auch zur Entgeisterung kommt, in den Begegnungen und Gesprächen, die Dialoge und Diskurse sein sollten.

Metaphern ›begeistern‹ vor allem dann, wenn wir einvernehmlich inspiriert sind und dann das, was wir sehen, möglichst konsensuell zur Sprache bringen. Es gilt, zum einen das Bild und das davon abgeleitete Modell und zum anderen die Sache selbst gleichzeitig vor Augen haben. Alle Aussagen gelten nunmehr auf zweierlei Weise, für das Bild und für die Sache, obwohl beide eigentlich rein gar nichts miteinander zu tun haben. — Es ist eben ein Spiel, ein Sprachspiel, wenn Aussagen gemacht werden, die dem Bild entnommen werden, um es sogleich auf die Sache zu übertragen. Die Uneigentlichkeit entlastet, man kann gemeinsam so tun, als würde nur über Beiläufigkeiten geredet, die nicht wirklich ernst

zu nehmen sind. Die Kunst liegt eben darin, auf mehreren Ebenen zugleich miteinander zu reden.

Wer daher die Wahl hat, entweder *durch die Blume* oder aber *unverblümt* zu sagen, was angeblich der Fall ist, sollte sich dessen bewusst sein, daß wir nicht nur auf der Informations- sondern immer auch auf der Beziehungsebene agieren. Es werden zugleich immer auch Anzeichen der Wertschätzung, der Distanzierung, vielleicht sogar der Herabsetzung mit zu verstehen gegeben. Die *Beziehungsebene* ist immer mit im Spiel, auch dort, wo sie demonstrativ negiert wird:

*Jede Kommunikation hat einen Inhalts- und einen Beziehungsa-
spekt, derart, dass letzterer den ersteren bestimmt und daher eine
Metakommunikation ist.*¹

Wer kommunikative Kooperation sucht, tut gut daran, den Anderen keineswegs ohne den Ausdruck der Rücksichtnahme, also völlig *unverblümt* mit irgendeiner *nackten Wahrheit* anzugehen. Wenn es um den Dialog geht, also um echte Beratung, dann wird vor allem auch gesagt werden müssen, was heikel sein könnte. Daher ist es so hilfreich, mithilfe rhetorischer Figuren jede erdenkliche Form der *Metakommunikation* zu praktizieren, um das Eigentliche möglichst behutsam und daher ›uneigentlich‹ zur Sprache zu bringen.

Das Metaphorisieren hat etwas gemeinsames mit dem Ironisieren, denn so wie die *Ironie*, spielt auch die *Metapher* ihre Karten in der Regel nicht aus: Wir sind beim Metaphorisieren zwar inspiriert aber zugleich ernsthaft bei der Sache. In den unterirdischen Welten aller Sinnstrukturen begegnen sich dann aber manche dieser zentralen Momente, die wir zur Orientierung heranziehen müssen, Bilder, Modelle, Metaphern, Symbole, Mythen und Götterfiguren. — Sogar der Witz hat hier seine Urgründe, denn wie so oft ist es eben die falsche Gemeinsamkeit, die fehlerhafte, fadenscheinige, die willkürliche, groteske, eben doch nur gewaltsame Übertragung eines Bildes auf eine Sache. Wir lachen nur zu gern, wenn und weil wir verstehen, daß hier eine Rechnung wieder einmal ohne den Wirt gemacht wurde und gar nicht aufgehen kann, weil der Vergleich hinkt.

¹Paul Watzlawick, Janet H. Beavin, Don D. Jackson: Menschliche Kommunikation. Bern, Stuttgart, Wien 1969. S. 56.

Jedermann erleichtert sich durch Vergleichung das Urteil, aber man erschwert sich's auch: denn wenn ein Gleichnis, zu weit durchgeführt, hinkt, so wird ein vergleichendes Urteil immer unpassender, je genauer man es betrachtet.¹

Alle diese Figuren lassen sinnhaft erscheinen, was wir so ohne weiteres ganz gewiß nicht würden deuten können. Gleichwohl besteht die Gefahr, daß wir nur das Bild aber nicht die Sache selbst wirklich verstanden haben. — Auf jeden Fall geht alles wie von Geisterhand, nachdem Metaphern zur Orientierung gerufen worden sind: Man sieht sich inspiriert und weiß nun sofort, wie es weiter geht oder weiter gehen müßte, was im Denken also das nächste sein würde und was das alles bedeutet ...

Es ist allerdings auch höchst bemerkenswert, daß uns diese ›Geister‹ nicht ganz uneigennützig beistehen. Auch geben sie nicht unbedingt ein getreues Abbild von den Sachen, die sie doch eigentlich nur möglichst authentisch spiegeln sollen. — Wir sind es eben, die diese Geister rufen, wir sind daher auch verantwortlich für die jeweils gewählte Metapher, denn wir hätten ja auch einen anderen Geist rufen können, der uns in derselben Angelegenheit völlig anderes inspiriert hätte, so daß auch der Gedankengang ganz anders verlaufen wäre.

Vom Wechsel der Metaphern

Manöver des Metaphernwechsels vollführt HEINRICH HEINE ganz bewußt coram publico ganz wie ein Seiltänzer, der mit den Risiken ganz bewußt spielt, so, also stünde der Absturz ganz kurz bevor und dann fängt er den eigenen Fall dann doch wieder auf. Dabei ist immer auch Ironie mit im Spiel, so daß alsbald alles potentiell doppelbödig erscheint. — Das muß zu denken geben, denn es damit wird die Bedeutung hinter der Bedeutung zum Ziel des Verstehens. HEINE verändert die Verhältnisse zwischen dem Wichtigen und dem Nebensächlichen. Was tatsächlich etwas zu bedeuten hat, wird kaum weiter ausgeführt, eher einfach konstatiert, als wäre es eine Tatsache. Was dagegen unwesentlich sein müßte, wird überflüssigerweise einfach nur aus einer Laune heraus weiter und weiter ausgemalt, aus pure Freude am Fabulieren, vor allem

¹Johann Wolfgang von Goethe: West-östlicher Divan. In: Berliner Ausgabe. Berlin 1960ff. Bd. 3. S. 227.

aber aus Vergnügen an einer unentwegt ironischen Diktion, die Leser, Freunde und Feinde gleichermaßen auf die Folter spannt.

Die Übertragungen sind mehr als gewagt, was die Metaphern eigentlich von sich aus nicht mitmachen, wird getragen von einer hintergründigen Ironie, von der die Notwendigkeit einfach konstatiert wird. — So kommt HEINE angesichts des Hamburger Hafens auf die Schiffsmetapher und von dort auf die einschlägige Idee, den Hintergrund der Daseinsmetapher auszuleuchten.

Es ist der klassische Plot, ein Hafen im Frühling, verlockendes Meer, ein Jüngling, der frohgemut in See sticht und Schiffbruch erleidet. — Zugleich ist bei HEINE immer eine gewisse Willkür, eine Souveränität, mit den Regeln des Metaphorischen zu spielen. Man erwartet förmlich den Zeitpunkt, an dem er mit der Mustergültigkeit bricht. Diese Attitüde ist es, die HEINRICH HEINE so unverkennbar macht.

So ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichste Ähnlichkeit mit dem Gemüt eines Jünglings, der zum erstenmal in die Welt geht, sich zum erstenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch sind alle seine Gedanken buntbewimpelt, Übermut schwellt alle Segel seiner Wünsche, hoiho! — aber bald erheben sich die Stürme, der Horizont verdüstert sich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerschellt an romantischen Klippen oder strandet auf seichtprosaischem Sand — oder vielleicht morsch und gebrochen, mit gekapptem Mast, ohne ein einziges Anker der Hoffnung, gelangt es wieder heim in den alten Hafen und vermodert dort, abgetakelt kläglich, als ein elendes Wrack!¹

Die Metaphernkette geht aus vom Hafen, kommt auf die Schifffahrt und Schiffbruch und weitet sich dann aus in der Analogie zwischen Menschen- und Schiffstypen. Dabei thematisiert der Dichter sich selbst als einen derer, die womöglich Schiffbruch erleiden, die zerschellen an romantischen Klippen oder stranden auf seichtprosaischem Sand.

HEINE ist ein Meister der Hintergründigkeit, er gefällt sich in der Rolle des Musterschülers, nur um dann die Regeln umso besser brechen zu können.

¹Heinrich Heine: Aus den Memoiren des Herren von Schnabelewopski. In: Werke und Briefe in zehn Bänden. Herausgegeben von Hans Kaufmann, 2. Auflage, Berlin und Weimar 1972. Bd. 4, S. 76f.

— Zunächst wird mustergültig vorgeführt, wie man sich dem Einfluß einer Metaphorik entzieht, wobei es bei HEINE immer diese ironische Differenz gibt, die einer vordergründigen Hintergründigkeit. Es ist nie ganz sicher, was tatsächlich Thema sein soll, was eigentlich Sache ist. Man wartet daher förmlich, daß er endlich politisch wird, weil da wenigstens einige Sicherheit ist, tatsächlich zu verstehen, worauf das alles wirklich abzielen soll.

Gern wird des Guten zu viel getan, aber gerade ausufernde Aufzählungen bereiten stets den nächsten Coup vor. Sie schaffen erst die Atmosphäre einer Naivität, die mitnichten der von HEINE entspricht, die aber perfekt in Szene gesetzt wird. Sobald sie glaubhaft erscheint, werden gewagte Manöver vollführt, Metaphernwechsel, die mehr als akrobatisch sind, gleichwohl aber überzeugen können.

Die übliche Metaphorik ist schnell absolviert, HEINE bringt auf einer einzigen Seite eine höchst amüsante Metamorphose der eingesetzten Metaphern zustande. Er metaphorisiert gleichsam auf der Metaebene, weil nunmehr die Metaphern selbst zum Objekt seines Metaphorisierens werden. Für dieses Meta-Metaphorisieren ließe sich ein Kunstwort prägen. Um anzudeuten, daß hier die Metaphern selbst eine Metamorphose unterzogen werden, ließe sich von einer *Metaphorese* sprechen.

Wenn HEINE ins lustvolle Fabulieren gerät, was eben auch ein ganz bewußter Gestus ist, dann tritt er gern auf in der Maske eines Clowns, obwohl die vollführten Manöver alles andere als alltäglich sind und auch die Bändigung der Metaphern eher die Künste eines Dompteurs erforderlich macht. Aber das ist eben eines der untrüglicheren Kennzeichen für tatsächliche *Kunst*, solche unverschämte Leichtigkeit, mit der schwierigste, ja eigentlich schier unmögliche Manöver wie selbstverständlich vollführt werden. Und so reichen sich dann die Metaphern im fliegenden Wechsel die nicht vorhandenen Hände, wenn er vom Hafen auf Schiffstypen im Vergleich zu Menschentypen, dann auf Segelschiffe im Vergleich zu Dampfschiffen und schließlich auf das *dunkle Feuer* im Schiffsbauch, auf den ungestümen Fortschrittsgeist der heranreichenden *Moderne* zu sprechen kommt.

Es sind allesamt gewagte Manöver, nicht nur Menschen mit Schiffstypen zu vergleichen, sondern sich gleich welche herauszunehmen, die gleichsam selbst wie ein Bruch mit den Konventionen erscheinen: Dampfschiffe, die seinerzeit soeben

erst aufkommen und gewaltigen Eindruck machen. Und sie sind tatsächlich die ersten unübersehbaren Zeichen der anstehenden industriellen Revolution.

Mit einem spektakulären Manöver gelingt ihm ein weiterer, wirklich abenteuerlicher Metaphernwechsel, offenbar, weil die neue Metaphorik nur hinzugenommen wird. Die neu eingeführte Metapher vom *Reiten* soll die noch aktive Metaphorik von der *Seefahrt* nicht etwa ablösen sondern nur hinzuspielen. — So gelingt es tatsächlich, vom Dampfschiff aufs Pferd ›umzusatteln‹, um nunmehr das Meer aus der Perspektive eines zukünftigen Dampf-Reiters zu sehen.

HEINE gibt sich nur zu gern zukunftsbetrunken, so auch hier, wenn wieder einmal eine Hyperbel zum Einsatz kommt, eine maßlose Übertreibung, die man ihm aber ebenso glauben muß wie die Beteuerung des SOKRATES, daß er allen ernstes wie ein Kind an die Wahrheit der Mythen glaubt.

Was mit der hinzugezogenen Metapher vom Reiter gedanklich vollführt wird, ist eine maßlose Übertreibung, aber noch ist die TITANIC nicht untergegangen, die für genau diese Enttäuschung steht. — Hier werden Segelschiffe mit dem Dampfschiff konfrontiert und die Analogie mit einem Reiter gelingt, weil das Meer nunmehr zum Pferd werde, angesichts solcher Stahl-Kolosse auf dem Rücken des Meeres, die ganz anders als ein Segelschiff sich nicht mehr von Wind und Wetter treiben lassen müßten, weil sie ihrerseits dem Meer mit seinen Wellenrippen die eisernen Sporen geben.

Aber es gibt auch Menschen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, sondern mit Dampfschiffen. Diese tragen ein dunkles Feuer in der Brust, und sie fahren gegen Wind und Wetter — ihre Rauchflagge flattert wie der schwarze Federbusch des nächtlichen Reuters, ihre Zackenräder sind wie kolossale Pfundsporen, womit sie das Meer in die Wellenrippen stacheln, und das widerspenstig schäumende Element muß ihrem Willen gehorchen, wie ein Roß — aber sehr oft platzt der Kessel, und der innere Brand verzehrt uns.¹

Die Hyperbel erreicht mit dem letzten Zusatz ihren Kulminationspunkt, denn das Prinzip ist, was man tief fallen lassen möchte, muß vorher über den grünen Klee gelobt werden, so daß es sogar denen, die da gelobt werden, hochnotpeinlich wird. Und wenn niemand mehr damit rechnet, dann kommt es zum Fall ins

¹Ebd. S. 77.

Bodenlose. — Die Hyperbel, also die Lobeshymne mit einem schlimmen Ende, dürfte der Ursprung dessen sein, was wir gemeinhin als *Ironie* beschreiben. — Es ist die Rache derer, die bezahlt wurden dafür, andere loben zu müssen, die sie für nicht lobenswert hielten. Also waren sie des Lobes voll, so voll, daß sie sich kaum mehr zu helfen wußten ...

So langwierig bei HEINE die vielen Ausschmückungen daher kommen, so urplötzlich kommt der Bruch und vor allem der Ausstieg aus dem Metaphorisieren. Das ist große Kunst, mit Metaphern so spielen zu können, ohne daß sie dabei widerspenstig werden. — Da wird das Ende des Metaphorisierens zum Akt einer Metaphorese, die sich ganz bewußt selbst zum Ausklingen bringen, wie eine Läufer, der durchs Ziel geht:

Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehen und auf ein wirkliches Schiff setzen, welches von Hamburg nach Amsterdam fährt. Es war ein schwedisches Fahrzeug, hatte außer den Helden dieser Blätter auch Eisenbarren geladen und sollte wahrscheinlich als Rückfracht eine Ladung Stockfische nach Hamburg oder Eulen nach Athen bringen.¹

Ein beredtes Beispiel

Allerdings sind alle diese hilfreichen Geister, Metaphern, Mythen, Symbole und Götter, wenn wir sie rufen, um uns in der Orientierung bei Erörterungen auf der Suche nach dem richtigen Gang einer Untersuchung behilflich zu sein, in ihrem Einfluß auf die Sicht der Dinge nicht zu unterschätzen. Sie sind sehr stark involviert in den Prozeß unserer Gedanken, Gefühle, Dialoge und Diskurse. — Es geht eben auch ein großer Zwang mit ihnen einher. Daher vergleichen wir die jeweils gewählte Metaphorik mit einem gerufenen Geist, weil daraus folgt, daß dem *Geist* einer Metapher ›geopfert‹ werden muß, indem man sie ernst nimmt und die Assoziationen und Inspirationen ganz eindeutig an dem ausrichtet, was im Sinne der Metaphorik ist.

Wer einer Metaphorik nicht folgt, aus Unwissenheit, Unbeholfenheit, vielleicht auch aus reiner Willkür, ahnt nicht, daß wir es nicht direkt mit dem Geist einer Metapher aufnehmen können. Sie ist stets stärker als wir, weil sie

¹Ebd. S. 77.

über ›Sinn‹ verfügt und ihn generiert. Dieser *Sinn* wird dann auf die Sache übertragen und die Kunst besteht darin, einerseits dem mehr oder minder vorgeschriebenen Verlauf einer Metaphorik zu folgen, andererseits aber nur diejenigen Übertragungen bereitwillig mitzumachen, die tatsächlich auch in der Sache weiterführen.

In diesem Sinne gibt es kein ›Aussteigen während der Fahrt‹. Nur an speziellen Stationen ist es möglich, sich dem letztlich fremd generierten *Sinn* zu entziehen, also die Richtung zu wechseln, indem man einfach in eine andere ›Linie‹ umsteigt. — Hier wie dort gibt es allerdings ›Endstationen‹, denn eine *Metaphorik* läßt sich, fast möchte man sagen, glücklicherweise nicht unendlich weiter ausspinnen. Es gibt immer den Punkt, an dem sich ihr Sinnvorrat erschöpft, so daß sich die Frage stellt, ob man damit auch das Ziel einer Unterredung bereits erreicht hat.

Ein beredtes Beispiel für die Macht der Metapher zeigte sich unmittelbar im Anschluß an die oben zitierte Stelle bei HEINE, in der die klassische Metaphorik von *Hafen*, *Meeresverlockung* und *Schiffbruch* reichlich opulent illustriert wird. Das Ultimative dieser Metaphernkette ist der *Schiffbruch im Hafen*, den HEINE dann auch selbstverständlich zur Sprache bringt. Im empathischen Ton immer ein wenig zu theatralisch und stets leicht ironisiert, ist da von diesem ultimativen *Schiffbruch im Heimathafen* die Rede, den das durch die Stürme des Lebens gezeichnete Schiff zwar glücklich erreicht, um dort aber nur noch zu vermodern, *abgetakelt kläglich, als ein elendes Wrack*.¹

An dieser Stelle brachte ein Zuhörer die nicht minder ironische Bemerkung an: *Bezieht sich das auch auf den ›Hafen der Ehe‹?* Meine Antwort war: *Selbstverständlich, jetzt ist die Metapher aufgerufen*. — Etwa 10 Minuten später wurde von einer Zuhörerin die Frage gestellt, was es wohl damit auf sich habe, wenn der Sinn einer Metapher zwar erschöpft sei, die Metaphorik selbst aber doch noch weiterhin im Spiele wäre.

Nach einem kurzen Augenblick des Überlegens entschloß ich mich, die Vermutung zu äußern, es müsse damit gerechnet werden, daß ihre Macht weiterhin zum Ausdruck kommen kann. Die dabei von mir gewählte Formulierung sagte dann aber weit mehr, als gemeint sein sollte, denn ich sagte wortwörtlich: *Ich habe den Verdacht, Sie haben die alte immer noch am Hals, ...* (Eigenes

¹Siehe hierzu S. 75.

Schmunzeln, neuer Anlauf), ... *Sie haben die alte Metaphorik noch immer am Hals.* (Allgemeines Gelächter, — weil nun deutlich wird, daß hier tatsächlich genau das geschah, wovon die Rede hatte sein sollen).

Weiter: *Sehen Sie, da war jetzt gerade die Metaphorik schneller als ich. Mir wurde gerade etwas in den Mund gelegt. Einerseits spielen wir damit, andererseits möchten man sich selbst überlegt haben, was man gesagt haben will. Es hätte ansonsten etwas von Bauchrednerei.* — *Ich glaube schon, Sie haben die alte Metaphorik auch weiterhin am Hals, selbst wenn sie erschöpft ist.*

Metaphern und Diskurse

VERSTEHEN IST NUR OHNE WERTURTEIL MÖGLICH — ESKAPISMUS DURCH MORALISIEREN — METAPHERN SIND EINE FRAGE DER VERANTWORTUNG — DIE GEISTER, DIE ICH RIEF, WERD' ICH NICHT MEHR LOS — HILFLOSE AKTE IN TSCHERNOBYL UND FUKUSHIMA — GÖTTER UND SACHEN SPRECHEN NICHT SELBST — WENN ORGANE ODER SINNSYSTEME FEHLEN — SINN UND HINTERSINN — DER KONTEXT IST ENTSCHEIDEND — WIE SICH EIN IRRTUM BEHAUPTET — VOM ELENDE DER DISKURSE — METHODISCHE ÜBERLEGUNGEN NACH DESCARTES — SKEPSIS ALS VORLÄUFIGES DENKEN — WORTE ALS HIEB- UND STICHWAFFEN — VIELE WEGE FÜHREN DURCH DEN WALD, MANCHE AUCH HERAUS — WENN METAPHERN VERSAGEN — DENKEN IM SCHWEBEZUSTAND

Wenn das Bild die Sache verdrängt	81
Zauberlehrlingseffekte	81
Metaphernfolgenabschätzung	88
Über das Verstehen von Mißverstehen	91
Cartesianische Methodologie	95
Provisorische Moral	95
Im Dickicht der Exkurse	98
Einen oder alle Wege zu Ende gehen?	99

Wenn das Bild die Sache verdrängt

Zauberlehrlingseffekte

Im Dialog und auch in den Diskursen sollte zwischenzeitlich immer wieder das eigentliche Thema in Erinnerung gebracht werden. Dann erst läßt sich ermesen, wie tauglich die jeweils eingesetzte Metaphorik tatsächlich ist, ob

sie zu den Sachen führt oder nur Bilder und Vorstellungen vermittelt, die den Phänomenen nicht wirklich gerecht werden. — Es geht ums Verstehen, auf der Beziehungsebene, in Bezug auf die Sache, es geht um Verständigung als solche

Beim Metaphorisieren kommen mit dem übertragenen Sinn urplötzlich Deutungspotentiale auf, die sich zuvor so gar nicht gezeigt haben, — zumindest ›sieht‹ es so aus. Gemeinsam versetzt man sich so in den Stand, sich mithilfe von Bildern und Vorstellungen verständigen zu können. Aber ein Diskursbeobachter wird auch sehr viel später noch immer diese Anleihen bemerken können, denn das Bild wird allmählich zur Modellvorstellung und zum Vorbild für die Sache selbst. Das ist nicht ungefährlich, weil allzu viele nunmehr überzeugt sein werden, sie verstünden bereits alles, dabei verstehen sie eigentlich noch gar nichts. Ganz besonders problematisch wird es, wenn die Unart an den Tag gelegt wird, bereits werten zu wollen, wenn die erste Annäherung mit einer Versinnbildlichung gerade mal geglückt ist.

Wer nicht warten kann und gleich beim ersten Eindruck mit manifesten Werturteilen kommt, neigt zum hoch nervösen Eskapismus. Viele Zeitgenossen halten das *schwebende Denken* einfach nicht aus, sie sind daher auch nicht wirklich in der Lage, etwas überhaupt ergebnisoffen zu erörtern. Sie meinen immerzu, man müsse sich möglichst schnell auf irgendeine Seite schlagen, ohne die Sache, die Seiten, die möglichen Hintergründe und die Bedeutung des Ganzen auch nur im Ansatz überhaupt verstanden zu haben. — Das ist Eskapismus durch Moralisieren, die moralische Entrüstung ist jedoch zumeist nur vorgeschoben. Tatsächlich geht es eher darum, sich den Unbequemlichkeiten des Nachdenkens möglichst gar nicht erst auszusetzen. Da bietet das eilfertige Moralisieren einen bequemen Ausweg, der offenbar ganz unerträglichen Unentschiedenheit beim Erwägen möglichst schnell zu entkommen. Zugleich gelingt es, mit möglichst vehement vorgebrachten Werturteilen eine Entschiedenheit zum Ausdruck zu bringen, die zu diesem Zeitpunkt, beim Stand der Untersuchung völlig unberechtigt ist.

Stattdessen wäre es angebrachter, sich das gemeinsam erarbeitete Bild von der Sache zwischenzeitlich genauer anschauen, um sich darüber zu verständigen, ob man mit dieser soeben aufkommenden Modellvorstellung tatsächlich weiter arbeiten möchte oder nicht, ob man vielleicht aus ganz anderen Gründen andere Hinsichten für wichtiger und wesentlicher halten sollte. — *Werturteile* sind in dieser Situation vollkommen unangebracht, solange es um das gemeinsame Verstehen geht, muß verstanden werden, was verstanden werden muß. Da kann jedwede Form von Moral nur Verwirrung stiften.

Metaphern, das sollte sich nunmehr unbezweifelbar konstatieren lassen, sind wirklich mehr als nur schmückendes Beiwerk. Alle Muster der Übertragung, seien sie nun aus Mythen, Metaphern, Symbolen, aus Götterfiguren oder auch aus spontan konzipierten Analogien abgeleitet, sind nichts weiter als höchst subtile Strategien des Verstehens und der Verständigung über eine Sache, die erst ganz allmählich in den Blick kommen kann.

Wenn es nämlich im Prozeß der Dialoge und Diskurse darum geht, sich der Sache anzunähern, dann geschieht das nicht nur ein einziges Mal, sondern wieder und wieder. Für jede unterschiedliche Perspektive muß es eigens zu einer neuen Annäherung kommen. Die dabei auftretenden Widersprüche zwischen den unterschiedlichen Hinsichten sollten dabei notiert aber noch nicht endgültig gelöst werden. Das Denken muß zu diesem Zeitpunkt noch ganz unentschiedenes Erwägen bleiben.

Alle Übertragungen sind tatsächlich riskante Unternehmen, weil es nicht sicher ist, was dabei herauskommt. Tatsächlich kann sich die Sache ganz anders darstellen, als zuvor noch wie selbstverständlich unterstellt und angenommen worden war. Da wir nicht selten unsere eigene *Identität* von der Sicht mancher Dinge abhängig machen, die für entscheidend für unser Weltbild erachtet werden, kann eigentlich alles in Mitleidenschaft gezogen werden. Die Anforderungen, sich in den rhizomatischen Strukturen aller dieser Querverweise gezielt zu bewegen, um beim Verstehen und bei der Verständigung mustergültig vorzugehen, sind durchaus anspruchsvoll. Es ist daher auch nicht verwunderlich, daß sich die wenigsten Zeitgenossen auf solche Explorationen wirklich einlassen.

Es gilt, sich im Hypertext der Referenzen auf der Symbolebene dieser Modell-Modellvorstellungen orientieren zu können, und dabei wird es regelmäßig ganz besonders heikel, wenn und weil von diesen Mustern nun einmal unser Verstehen, Vorstellen, Denken, Erörtern und schlußendlich unsere gesamte Auffassung abhängig gemacht wird. — Wer Respekt hat vor diesem Denken und sich daher lieber in die Attitüden inszenierter Moralisierungen flüchtet, tut vielleicht gut daran, sich nicht zu riskieren. Problematisch ist nur, daß auf diese Weise nicht selten die herrschende Meinung zustande kommt.

Am Anfang einer jeden Erörterung steht, wenn es denn wirklich ernst gemeint ist mit dem Verstehen-Wollen, die Entscheidung für das im Exkurs leitbildführende Bild. Am Ende steht die Beurteilung an, was man denn nun eigentlich in Händen hält, sind es nur Reinterpretationen der Bilder oder sind es Einsichten in die Sache selbst? Die Bilder leben auch in den Modellen noch weiter und sie folgen ihrer eigenen, mitunter sehr nachdrücklichen Dynamik. — *Geradezu* berühmt berüchtigt sind beispielsweise alle Biologismen. Wer etwa

damit beginnt, analogisierend von *Symbiose* zu sprechen, wird schlußendlich sich selbst von *Parasiten* sprechen hören ...

Die Bilder machen den Menschen, sowohl als Subjekt wie auch als Objekt aller Betrachtungen. So hängt dann vom Menschenbild, etwa, ob es positiv oder negativ voreingestellt ist, alles Erdenkliche ab. Es ist abenteuerlich, die eigenen Grundannahmen von Menschenbildern abhängig zu machen, die zumeist nicht selbst erschaffen, sondern die nur übernommen wurden. — Der Umgang mit Bildern ist eine Frage der Verantwortung, denn sie generieren more metaphoricum weitere Sinnbezüge, mitunter auch solche, die weder gewünscht noch gewollt sein können.

Niemand anderes als wir selbst wird schlußendlich alles zu verantworten haben, was auch immer als Folge der metapherngeleiteten Modellvorstellungen entsteht. Wir lassen uns vieles von den Bildern soufflieren, sie unterminieren insofern das eigene Denken. Wer sich von Metaphern allzu willfährig leiten läßt, wird bald auch nachplappern, was die Bilder vorgeben, einfach weil sie die Sachen so erscheinen lassen, nicht wie es der Sache entspricht, sondern eben dem Vor-Bild. — Metapherngeleitet kann eben auch gesagt worden sein, vielleicht sogar gesagt werden müssen, was *so* hatte weder gesagt noch gewollt sein sollte. Gleichwohl ist im Nu eine Anspielung entstanden, sie schwebt seither im Raum.

So entstehen Vor-Urteile. Wer sie hegt, ist tatsächlich der Auffassung, die beschränkte Sicht der Dinge sei berechtigt und nachvollziehbar. Die Frage wäre aber, was denn da tatsächlich nachvollziehbar ist: Nur das, was die Bilder soufflieren? Oder auch das, was über die Sachen selbst erst gesagt werden müßte, bei allen Widersprüchen, wenn man es denn tatsächlich auf eine Gesamtsicht der Dinge, auf die möglichst umfassenden Wahrnehmung aller Perspektiven abgesehen hat.

Wo die Dialoge und Diskurse mit solchem Anspruch betrieben werden, dort können Schnelldenker, Moral-Eskapisten und Vorurteilsfürsten nicht mehr mithalten. Es zeigt sich dann, daß die eingeeengte und einengende Weltsicht nicht selten von *Ängsten* motiviert ist, die ganz woanders herrühren. Sie toben sich nur hier vor Ort an der Sache aus, suchen nur den Sündenbock für alles und jedes, sehen aber gar nicht, wie sehr sie sich im Verbund mit den eigenen Vorurteilen eigentlich selbst thematisieren. Wer ein äußerst pessimistisches Menschenbild hochhält, macht einfach extrem unangenehme Aussagen vor allem über sich selbst.

Vergleiche, Metaphern, Symbole und Modelle hinken. Sie tun das nicht nur unversehens, sondern manchmal bereits von Anfang an. Es scheint, als hätten

sie auch einen höchst signifikanten Bocksfuß, zumal sie mitunter geradezu teuflisch agieren, wenn sie uns abstruse Gedanken soufflieren oder wenn gleich der ganze Prozeß eskaliert. Das Bild drängt sich mit aller Macht auf, es nimmt unser Denken, Empfinden und Urteilen in Bann und wir müssen mit, ohne zu ahnen, was da eigentlich soeben vor sich geht.

Die ich rief, die Geister, Werd ich nun nicht los. — Metaphern ohne Meisterschaft zu benutzen bedeutet, es dem *Zauberlehrling* von GOETHE gleich zu tun:

*Hat der alte Hexenmeister
Sich doch einmal wegbegeben!
Und nun sollen seine Geister
Auch nach meinem Willen leben.
Seine Wort' und Werke
Merkt ich und den Brauch,
Und mit Geistesstärke
Tu ich Wunder auch.*

*Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle
Zu dem Bade sich ergieße.*

*Und nun komm, du alter Besen!
Nimm die schlechten Lumpenhüllen;
Bist schon lange Knecht gewesen;
Nun erfülle meinen Willen!
Auf zwei Beinen stehe,
Oben sei ein Kopf,
Eile nun und gehe
Mit dem Wassertopf!*

*Walle! walle
Manche Strecke,
Daß, zum Zwecke,
Wasser fließe
Und mit reichem, vollem Schwalle*

Zu dem Bade sich ergieße.

*Seht, er läuft zum Ufer nieder;
Wahrlich! ist schon an dem Flusse,
Und mit Blitzesschnelle wieder
Ist er hier mit raschem Gusse.
Schon zum zweiten Male!
Wie das Becken schwillt!
Wie sich jede Schale
Voll mit Wasser füllt!*

*Stehe! stehe!
Denn wir haben
Deiner Gaben
Vollgemessen! —
Ach, ich merk es! Wehe! wehe!
Hab ich doch das Wort vergessen!*

*Ach, das Wort, worauf am Ende
Er das wird, was er gewesen.
Ach, er läuft und bringt behende!
Wärst du doch der alte Besen!
Immer neue Güsse
Bringt er schnell herein,
Ach! und hundert Flüsse
Stürzen auf mich ein.*

*Nein, nicht länger
Kann ich's lassen;
Will ihn fassen.
Das ist Tücke!
Ach! nun wird mir immer bänger!
Welche Miene! welche Blicke!*

*O du Ausgeburts der Hölle!
Soll das ganze Haus ersaufen?
Seh ich über jede Schwelle
Doch schon Wasserströme laufen.*

*Ein verruchter Besen,
Der nicht hören will!
Stock, der du gewesen,
Steh doch wieder still!*

*Willst's am Ende
Gar nicht lassen?
Will dich fassen,
Will dich halten
Und das alte Holz behende
Mit dem scharfen Beile spalten.*

*Seht, da kommt er schleppend wieder!
Wie ich mich nur auf dich werfe,
Gleich, o Kobold, liegst du nieder;
Krachend trifft die glatte Schärfe.
Wahrlich! brav getroffen!
Seht, er ist entzwei!
Und nun kann ich hoffen,
Und ich atme frei!*

*Wehe! wehe!
Beide Teile
Stehn in Eile
Schon als Knechte
Völlig fertig in die Höhe!
Helft mir, ach! ihr hohen Mächte!*

*Und sie laufen! Naß und nässer
Wird's im Saal und auf den Stufen.
Welch entsetzliches Gewässer!
Herr und Meister! hör mich rufen! —
Ach, da kommt der Meister!
Herr, die Not ist groß!
Die ich rief, die Geister,
Werd ich nun nicht los.*

»In die Ecke,

*Besen! Besen!
 Seid's gewesen.
 Denn als Geister
 Ruft euch nur, zu seinem Zwecke,
 Erst hervor der alte Meister. «¹*

Wenn untaugliche Mittel eingesetzt werden wie hier. Wenn der verzauberte Besen schlicht mit einem Beil zur Strecke gebracht werden soll, um dem außer Kontrolle geratenen Zauber ein Ende zu bereiten, dann wird die Hilflosigkeit offenbar. Das ist der Zauberlehrlingseffekt: Der verzweifelte Hieb bewirkt dann auch das Gegenteil. Nunmehr sind es zwei Besen, die mit vereinten Kräften die Fluten im Haus noch schneller anschwellen lassen.

Dieses Szenario läßt an FUKUSHIMA denken, wo ein Tsunami im März 2011, in einem durch Überflutung völlig zerstörten Atomkraftwerk, einen Super-Gau ausgelöst hat. Zur Notkühlung der durch die Havarie außer Kontrolle geratenen Reaktorblöcke, griffen die Rettungsmannschaften auf Meerwasser zurück. Das war alles andere als der obligatorisch geschlossene Kühlkreislauf: Mit Hochleistungspumpen und Feuerwehrschräuchen wurden überaus große Mengen von Wasser kontaminiert wieder ins Meer zurückgeleitet. — Es läßt auch an die Szenen aus TSCHERNOBYL denken, wo im April 1986 ein Kernreaktor bei einem Test, aufgrund schwerer Verstöße gegen Sicherheitsbestimmungen, außer Kontrolle geriet. Ähnliche Verzweiflungstaten waren die Folge: Etwa 700 000 sogenannte *Liquidatoren* liefen wegen der hohen Strahlung für nur 40 Sekunden auf das Reaktordach, warfen jeweils eine Schaufel Schutt, mitunter auch glühendes Graphit aus dem Reaktorkern in die Ruine hinunter und entfernten sich eiligst wieder aus der Todeszone.

Metaphernfolgenabschätzung

So wie der Zauber, so bleiben auch die Bilder weiterhin präsent, ganz offenbar auch dann, wenn sie bereits in den Hintergrund getreten sind. Die metaphorische Referenz ›geistert‹ förmlich weiterhin in den Modellen herum und beeinflusst die weitere Rezeption mit Macht. Daraufhin werden dann willfährig Aussagen

¹Johann Wolfgang von Goethe: Der Zauberlehrling. In: Berliner Ausgabe. Berlin 1960ff. Bd. 1, S. 150f.

gemacht, die nicht ernst gemeint sein können. Man glaubt, im Modell spräche gleichsam die Stimme der Sache selbst zu uns, so wie es die verborgenen Priester tun, wenn sie sich in den Statuen ihrer Götter verbergen.

Es ist aber nicht der Gott, der da spricht, es ist ein Priester, der im Namen der Gottheit mehr oder minder advokatorisch, vielleicht aber auch einfach nur interessensgeleitet für den Geist eines Tempels die Stimme erhebt. — Mythen, Metaphern und Symbole generieren assoziative Ketten, sie erlauben, behindern oder verhindern ein Verstehen und Denken in einem anderen ›Sinn‹. Sie sind wie Brillen, die wir uns aufsetzen, wie Versuchsanordnungen, die etwas sichtbar, manipulierbar, beherrschbar machen sollen. Es sind Konstrukte, die zwar wie Tatsachen erscheinen, aber doch nur Bilder, eben Vorstellungen sind.

In dem vorangegangenen Beispiel vom ›hinkenden Vergleich‹ ergibt sich, ob man nun damit einverstanden ist oder nicht, mit metaphorengeleiteter Konsequenz die Anschlußbehauptung, wonach zu behaupten sein würde, Vergleiche hinken nicht nur, sondern sie haben Bocksfüße, folglich seien sie samt und sonders des Teufels. — Nun, es geht hier auch um das Experiment, einmal deutlich werden zu lassen, was passiert, wenn man die Kettenreaktion einer metaphorisierenden Analogie unmoderiert einfach sich selbst überläßt.

Daß Vergleiche allesamt hinken, sollte allerdings auch nicht obligatorisch erwartet werden, weil das Metaphorisieren mitunter überraschend schnell vonstatten gehen kann. Wie schnell und mächtig die Bedeutungszuweisungen sich selbst generieren, wie sie Dynamik gewinnen mit einer Energie, die gespeist wird von einem symbolischen Kern im Subtext, um schließlich dem eigentlichen Thema eine womöglich vollkommen ebenso überraschende wie unbeabsichtigte Wendung angedeihen zu lassen, das sollte deutlich gemacht werden, bis hin zum Effekt, für den GOETHES *Zauberlehrling* steht, daß die Not groß werden kann, wenn erst einmal die Kontrolle verloren wurde.

Auch Metaphern unterliegen diesem Prinzip, sie sind oft nur schwer beherrschbar, wehe wenn sie losgelassen. Es ist daher bemerkenswert, wie intensiv und ausdauernd oft über die richtige Wortwahl gestritten wird. Sobald aber eine Metapher ins Spiel gebracht wird, läßt sich beobachten, wie sich einige verzweifelt der zwangsläufig aufkommenden Assoziationen zu erwehren versuchen, während andere längst den vom jeweiligen Bild suggerierten Vorstellungen verfallen sind. Weder die eine noch die andere Reaktion wäre empfehlenswert. Fruchtbarer wäre

ein niveauvollerer Umgang gerade auch mit der Wirkung dieser ausgesprochen mächtigen Instrumente der Verständigung und des Verstehens.

Es sei das Handikap des Menschen, so DIETER CLAESSENS, *vieles durch Vergleiche erst feststellen zu müssen*. — Wir verfügen eben oftmals nicht über das richtige Organ, etwa zur Geschwindigkeitseinschätzung, oder auch angesichts von Masse oder Massenergebnissen. Stattdessen erfahren wir uns hilflos gegenüber großen Größen, wie dem Erhabenen und erweisen uns als naiv bei kleinsten Größen.¹

*Gegenüber dem sehr Großen, sehr Lauten, sehr Fremden steigert sich diese Schwierigkeit disproportional. Entweder wird es verdrängt, oder diese Erscheinungen werden in Form einer Analogie zum Nahestehenden behandelt.*²

Dieses Sich-Anverwandeln des Fremden, das Modellieren der Modellvorstellung, der Verdrängungswettbewerb unter den Bildern, die Bevorzugung bestimmter Motive und schließlich die kalkulierende, intentional auf Wirkung ausgerichtete Auswahl ganz bestimmter Bildvorgaben, geben Anlaß für die Vermutung, daß die Diskurse überaus stark von den Bildern geprägt werden, die ihnen zuvor unterlegt, mitunter sogar unterschoben worden sind.

Für vieles, was gleichwohl um uns herum ist, haben wir nicht einmal ein Sensorium. Besonders große oder besonders kleine ›Welten‹ sind uns nur in der Vorstellung überhaupt zugänglich. Wer hat denn wirklich eine Vorstellung von den Weiten des Weltraums oder von den Verhältnissen in der mikroskopischen oder der atomaren Welt? Manches bleibt uns auch auf soziokultureller Ebene eigentlich verschlossen, denn zu vielem davon verfügen wir eben nicht über ein eigenes Verhältnis, über eigene Erfahrung und Anschauung.

Also leiten wir unsere Interessen vielfach erst ab von irgendwelchen Referenzen, also *Übertragungen*, die wir den Sachen unterstellen, auf daß sie uns überhaupt verständlich werden. Wir tun also, was zu Recht verpönt ist, wir machen uns ein Bild und gehen dabei eben nicht von den Sachen, sondern von den Bildern aus. Das Interesse des Menschen, konstatiert DIETER CLAESSENS, *ist von der*

¹Dieter Claessens: Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie; Frankfurt am Main 1980. Vgl. S. 133f.

²Ebd. S. 137f.

*Urgruppe, der er sich selbst verdankt, ›gefesselt‹.*¹ — Und in der Tat orientieren wir uns noch immer an Gemeinschaften, während *Gesellschaft* ein Abstraktum ist, wofür allenfalls intellektuelle Vorstellungen zur Verfügung stehen, weil wir zwar eine Gemeinschaft, nicht aber *die* Gesellschaft in den Blick bekommen können.

Daher wird dann auch manche Gesellschaftskritik oft nur aus höchst einseitiger Perspektive vorgenommen, eine Situation, die wiederum an die ›Urgruppe‹ in PLATONS Höhle denken läßt. Alle sind vollkommen darauf fixiert, sich anhand der Schattenbilder zu verständigen und niemand ist daran interessiert, die Herkunft der Bilder zu eruieren.

Wir sollten ein besseres Gefühl für die Bilder entwickeln, woher sie kommen, wie sie tradiert werden, wie sie wirken, was in ihnen steckt, wohin sie uns führen und wozu sie uns auch verführen können. *Metaphernfolgenabschätzung* ist anspruchsvoll, weil sich der allgemeine Verlauf einer Metaphernkette nur im konkreten Vollzug voraussagen läßt. Der tatsächliche Generierungsprozeß ist stets abhängig von vielen sehr spezifischen Randbedingungen, die von Fall zu Fall variieren. — Generell ist beim Verstehen vor allem der Kontext entscheidend, so daß sich *Sinn und Hintersinn* sehr schnell in eine Richtung entwickeln können, die weder gewollt noch geheuer sein kann.

Vor allem eines ist dabei von ganz besonderer Bedeutung: Die Bilder gaukeln uns vor, wir hätten verstanden, weil wir doch nun eine höchst genaue Vor-Stellung haben. Und genau das ist solange trügerisch, bis wir nicht tatsächlich noch einmal zum Ausdruck gebracht haben, was wir da eigentlich wie genau glauben verstanden zu haben. — Ich möchte Ihnen das an einem warnenden Beispiel erläutern, daß ich dieser Tage selbst zustande gebracht habe.

Über das Verstehen von Mißverstehen

Als ich am 14. Dezember 2014 online auf der Titelseite der *na dann*, eines im westfälischen MÜNSTER alteingesessenen Szene-Blättchens mit Veranstaltungshinweisen, die Anzeige einer ortsansässigen Privatklinik für Psychotherapie zur Kenntnis nahm, las ich auf blauem Himmel über einer tristen Szenerie: *Depression überwindern*, darunter in großen Lettern der Name der besagten Einrichtung.

¹Ebd. S. 131.

Ich verfaßte eine Protestmail an den Herausgeber ARNO TILSNER, unter dem Betreff ›Depressionen überwintern?‹ und konstatierte, in meinen Augen sei diese Art der Life–Style–Werbung grenzwertig.

Es ist kein Urlaub auf den Malediven, weil einem der Winter nicht schmeckt. Die Botschaft ist grauenhaft.

Die Redaktion sollte sich nicht alles bieten lassen. Es ist nicht völlig normal, mal einen Kurzurlaub in einer privaten Psychiatrie anzutreten. Auch, daß man, wenn man aufs Cover klickt, sich gleich auf der Homepage der Klinik wiederfindet.

Wer oder was soll da therapiert werden? Doch wohl nur die Einlagen der Anteilseigner.

Es gibt ja nun auch eine Tradition der ›na dann‹, die weit zurück reicht. So etwas war zu anderen Zeiten unmöglich und auch heute sollte es nicht einfach so möglich sein.

Daher mein Einspruch. Ich belasse es dabei, hätte aber nicht übel Lust, mehr darüber zu schreiben.

Was sind das für Zeiten?

Nichts gegen Tabubrüche, das ist keiner, es ist ein Fauçpas.¹

Darauf erhielt ich etwas später eine Mail, in der Unverständnis zum Ausdruck gebracht wurde:

Meinerseits so viel zu Deinem Eindruck vom Titel: Life–Style, wo? Eine rostige Treppe führt eine Mauer hoch, von der erkennbar der Putz bröckelt.

Auch wenn der Himmel über Leiter und Mauer blau ist, frage ich mich, wie Du in diesem Zusammenhang auf ›Urlaub auf den Malediven‹ kommst.²

Ich war mir meiner Sache wirklich sicher, daher war mir das signalisierte Unverständnis kaum nachvollziehbar. Wie in solchen Fällen üblich, werden

¹Heinz–Ulrich Nennen: Email vom 14. Dezember 2014 an den Herausgeber der ›na dann‹, Arno Tilsner.

²Arno Tilsner: Aus der Antwort auf meine Mail, s.o.

gute Freunde befragt, sich das Ganze doch mal anzuschauen. Das Ergebnis war wieder dasselbe, sprach aber nicht für meine Deutung. Wieder kam dieses Unverständnis auf, was ich meinerseits nicht nachvollziehen konnte, bis ich doch ein wenig überrascht zur Kenntnis nehmen mußte, daß da gar nicht *überwintern* sondern vielmehr *überwinden* in der Anzeige stand.

Also schrieb noch eine Mail an den Herausgeber, diesmal folgenden Inhalts:

Ich muß meinen Protest zurücknehmen, kann ihn jedenfalls in der Schärfe nicht aufrecht erhalten. Der Grund: Tatsächlich habe ich nicht ›überwinden‹, sondern ›überwintern‹ gelesen.

Wenn dem so gewesen wäre, wäre mein Protest durchaus berechtigt gewesen. »Depressionen ›überwintern‹«: ›Urlaub‹ in der Klinik ist so gut wie Überwintern auf den Malediven. Aber es steht ja gar nicht dort.

Also: Sturm im Wasserglas.¹

Darauf antwortete ARNO TILSNER:

Wenn ich ›überwintern‹ statt ›überwinden‹ in dieser Anzeige gelesen hätte — was durchaus im Bereich meiner Möglichkeiten liegt —, hätte auch ich möglicherweise beherzt in die Tasten gegriffen.²

Wenn entscheidende Voraussetzungen gar nicht gegeben sind, dann muß zwangsläufig alles, was darauf beruht, in sich



Abb. 2: Online-Titel der ›na dann. Wochenschau für Münster‹. KW 50 vom 10.12.2014. — Quelle: *na dann, Wochenschau für Münster*.

¹Heinz-Ulrich Nennen: Antwortmail vom 15. Dezember 2014.

²Antwort von Arno Tilsner vom 16.12.2014.

zusammenfallen. Vor allem war dann weder gesagt noch gemeint, was angeblich gesagt und gemeint worden sein soll. Es handelt sich schlichtweg um einen Irrtum. Dabei sind die überzeugendsten Demonstrationen doch noch immer jene, die selbst begangen worden sind, weil so etwas nun wirklich in der Erinnerung bleibt. — Wir verstehen eben, was wir selbst gemacht haben. Dabei ist es allerdings fast schon eine Gnade, daß es unser Sprachvermögen erlaubt, auch Mißverstehen als solches nochmals zur Sprache zu bringen. Und zugleich zeigt sich an diesem Beispiel, wie entscheidend die Bilder, also die Vorstellungen sind, die wir uns von einer Sache gemacht haben.

Für den Einsatz von Übertragungen, also von Vorstellungen, Modellen von Metaphern einzutreten und gegen alle Sprachpuristen und Antirhetoriker die Notwendigkeit der Bilder zu verteidigen, daß wir sie nun einmal brauchen, das ist die eine Seite. Daraus folgt nicht, daß wir kritiklos und ohne Skepsis mit allen diesen Bilderwelten und Modellvorstellungen umgehen sollten. Ganz im Gegenteil, der Einsatz von Bilder ist höchst suspekt, weil Verbildlichung mit Vorstellung und Vorstellung mit Verstehen gleichgesetzt wird. Man glaubt aber oft nur, verstanden zu haben und fragt sich nicht, was denn nun genau? Das ist naiv, daher ist es erforderlich, möglichst viele Hinsichten, viele, vor allem auch einander entgegengesetzte Perspektiven wahrzunehmen.

Es ist leicht, die Freiheit bei der Wahl der Metaphern zu fordern, schwieriger ist es, diese Freiheit mit der gebotenen Skepsis tatsächlich auch zu ergreifen, um möglichst unterschiedliche Bilder gegeneinander auszuspielen. Alle Bilder sind Krücken, Vergleiche hinken und wo sie es einmal nicht tun, sollte gerade das ein Alarmsignal sein, denn in einem solchen Fall ist offenbar die Differenz zwischen dem, was gesagt werden soll und dem was nur unzureichend zum Ausdruck gebracht werden kann, außerordentlich gering geworden. Das läßt entweder darauf schließen, daß wir soeben den Stein der Weisen gefunden haben oder aber, daß wir von einer Metapher an der Nase herumgeführt werden, weil sie sich ganz vor die Sache geschoben hat.

Idealerweise ist jeder *Diskurs* eine Ansammlung vieler systematischer Explorationen, die durch eine möglichst umfassende Vielfalt von Exkursen gewonnen werden. Die Kunst besteht darin, aus der Perspektive eines *idealen Zuschauers* so etwas wie eine teilnehmende Beobachtung zu Stande zu bringen, so wie es auch Psychotherapeuten in der Regel versuchen. Hier wie dort geht es nicht

minder um einen ergebnisoffenen Prozeß, von dem man sich Klärung verspricht, ein besseres Verstehen, eine neue Identität vielleicht, einen Weg, der endlich heraus- und heraufführt aus den Irrungen und Wirrungen, in denen wir uns ständig befinden.

Nun gibt es aber nicht nur *Moralisten*, nicht nur elitäre *Multiplikatoren*, die sich ihrer Meinungsmacht nur zu bewußt sind, sondern es gibt immer auch *Subjektivisten*, *Instrumentalisten* und *Irrationalisten* in einer solchen Runde. Wo diese Weltanschauungen zu Markte getragen werden, dort herrscht eine Vielfalt, die sich kaum mehr zu einer Einheit zusammenbringen läßt. — Die wenigsten unserer Zeitgenossen sind daher tatsächlich darauf aus, in Erfahrung zu bringen, was wirklich der Fall ist, wie es tatsächlich um die Sachen steht.

Also werden möglichst unerschütterliche Positionen aufgebaut mit Wagenburgen, in denen man sich verschanzt, um einander dann Wortgefechte zu liefern, die das Pulver nicht wert sind. Das alles führt dazu, daß man in der Regel die einander widerstrebenden Kräfte nicht in einem Diskurs zusammenbringen kann. — Nichts weiter als Meinungsbekundungen werden dann zum Besten gegeben und es ist eine Frage der Moderation, ob sich das Ganze nicht alsbald völlig verirrt im Dickicht der Sinnbezüge, Interessen, Ideologien, Vorbilder und Vorurteile.

Cartesianische Methodologie

Provisorische Moral

Noch immer interessant ist die *Abhandlung über die Methode* von RENÉ DESCARTES, um Diskurse daran auszurichten. Es sind Regeln, die er sich im Vorfeld seiner Meditationen gegeben hat, Rahmenbedingungen für seine philosophischen Experimente mit einem Zweifel, der letztlich eingesetzt wird, um die möglichen Grundlage einer Philosophie der Gewißheit zu eruieren:

Die erste Regel war, niemals eine Sache für wahr anzunehmen, ohne sie als solche genau zu kennen; d. h. sorgfältig alle Uebereilung und Vorurtheile zu vermeiden und nichts in mein Wissen aufzunehmen, als was sich so klar und deutlich darbot, dass ich keinen Anlaß hatte, es in Zweifel zu ziehen.

Die zweite war, jede zu untersuchende Frage in so viel einfachere, als möglich und zur besseren Beantwortung erforderlich war, aufzulösen.

Die dritte war, in meinem Gedankengang die Ordnung festzuhalten, dass ich mit den einfachsten und leichtesten Gegenständen begann und nur nach und nach zur Untersuchung der verwickelten aufstieg, und eine gleiche Ordnung auch in den Dingen selbst anzunehmen, selbst wenn auch das Eine nicht von Natur dem Anderen vorausgeht.

Endlich viertens, Alles vollständig zu überzählen und im Allgemeinen zu überschauen, um mich gegen jedes Uebersehen zu sichern.¹

Auch die *provisorische Moral*, die sich DESCARTES selbst verordnet, ehe er den eigentlichen Selbst-Versuch unternimmt, ist noch immer mehr als empfehlenswert. Wir können nicht zur gleichen Zeit an allem zugleich zweifeln, vor allem sollten die Grundlage Er gibt sich vier Regeln:

Der erste [Regel] war, den Gesetzen und Gewohnheiten meines Vaterlandes zu folgen und fest in der Religion zu bleiben, in welche Gottes Gnade mich seit meiner Kindheit hatte unterrichten lassen, auch im Uebrigen den gemäßigten und von dem Aeussersten am meisten entfernten Ansichten zu folgen, wie sie von den Verständigsten meiner Bekannten geübt wurden. (...)

Meine zweite Regel war, in meinen Handlungen so fest und entschlossen als möglich zu sein und selbst die zweifelhafteste Meinung, nachdem ich mich einmal ihr zugewendet, ebenso festzuhalten, als wenn sie die sicherste von allen gewesen wäre. Ich folgte darin den Reisenden, die sich im Walde verirrt haben und am besten thun, nicht bald hier, bald dorthin sich zu wenden oder stehen zu bleiben, sondern so geradeaus als möglich in einer Richtung zu gehen und davon nicht aus Leichtsinn abzuweichen, sollte diese Richtung auch anfänglich nur aus Zufall gewählt worden sein; denn auf diese Weise werden sie, wenn auch nicht an ihr Ziel, doch endlich wenigstens irgend wohin gelangen, wo sie sich besser als mitten im Walde

¹René Descartes: Abhandlung über die Methode, richtig zu denken und Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen. In: Renè Descartes' philosophische Werke. Übersetzt, erl. von J. H. von Kirchmann, Abteilung I-III, Berlin 1870 (Philosophische Bibliothek, Bd. 25/26). Abt. 1, S. 32f.

befinden werden. Auch gestatten die Verhältnisse oft keinen Aufschub im Handeln, und es ist deshalb ein richtiger Spruch dass, wo man das Rechte nicht mit voller Gewissheit erkennt, man dem Wahrscheinlichsten zu folgen habe. (...)

Meine dritte Regel war, mehr mich selbst als das Schicksal zu besiegen und eher meine Wünsche als die Weltordnung zu ändern, überhaupt mich daran zu gewöhnen, dass nichts als unsere Gedanken ganz in unserer Gewalt ist, und dass, wenn man Alles, was möglich ist, in den äusserlichen Dingen gethan hat, das an dem Erfolge Fehlende zu dem für uns Unmöglichen gehört.¹

Rahmenbedingungen sind unerlässlich, wenn ernsthaft verstanden werden soll. Vor allem sollten die typischen Möglichkeiten, Ausflüchte zu nehmen, systematisch ausgeschlossen sein. Genau das ist mit dieser Methodologie intendiert und höchst instruktiv vor Augen geführt. — Es ist nicht sinnvoll, an allem zugleich zu zweifeln, vielmehr kommt es darauf an, die Skepsis methodisch klug einzusetzen, auch auf die Gefahr hin, daß die eigene Philosophie überfordert sein könnte. Es kommt aber auch nicht darauf an, um jeden Preis Recht zu behalten, hilfreich und weiter führend ist ein provisorisches Denken ganz im Sinne der provisorischen Moral von DESCARTES.

Und wenn der Anspruch dabei ein wenig bescheidener ausfällt und nicht immer gleich das Absolute oder das Prinzipielle thematisiert werden, dann ist *Skepsis* eine hervorragende Methode, sich wirklich im eigenen Denken orientieren zu können. Dabei muß es nicht nur nicht, es sollte gar nicht perfekt sein. — *Skepsis* ist nämlich, so ODO MARQUARD, der Entschluß zum vorläufigen Denken.

Marquard: Der Skeptiker rechnet damit, daß seine Philosophie eine unter anderen ist. Er behauptet ja nicht, daß er ein universales Prinzip vertritt, das die Welt rettet. Ich schließe nicht aus, daß andere in einigen Punkten besser sind als ich, zum Beispiel mutiger beim Verändern. Gegen Mißstände würde ich mich immer wehren, aber ohne dafür ein neues Prinzip zu suchen. (...)

SPIEGEL: Wer sagt, es gibt kein Absolutes, kann immer nur Vorläufiges von sich geben. Das gilt auch für die Grundhaltung der Skepsis.

¹Ebd. S. 37ff.

Marquard: Ja, Skepsis ist der Entschluß zu einem vorläufigen Denken.¹

Im Dickicht der Exkurse

Jeder *Diskurs* setzt sich nicht nur aus *Exkursen* zusammen, die sich den möglichst einfachen und beantwortbaren Fragen zuwenden, sondern er muß auch wieder zum Thema zurückkommen. Dazu bedarf es aber der Methode, weil es den Diskursen eigentlich nicht liegt, methodisch vorzugehen. — Jeder Diskurs geht nämlich ursprünglich selbst aus einem Exkurs hervor. Dabei handelt es sich ursprünglich um weit aus- und abschweifende Exkursionen, die zum Leidwesen der Zuhörer nicht nur den eigentlichen Diskurs unterbrechen sondern abwürgen, weil man eben äußerst selten wieder auf das eigentliche Thema zurückkommen wird.

Und wenn dann die Teilnehmer erst nach Stunden aus dem notorischen Wald wieder herausfinden, so haben sie sich einfach nur verirrt. Sie mögen sich köstlich unterhalten und vor allem ihre Eloquenz, ihr Wissen oder auch ihre Vorbehalte nachhaltig zum Ausdruck gebracht haben, aber sie haben kaum etwas mehr an Orientierung hinzugewonnen. — Was bleibt ist vielleicht die Kurzweiligkeit einer Komödie: *Viel Lärm um nichts*.

Das ist dann auch die etymologische Ursituation, in der dieser Begriff vom *Diskurs* auftaucht. Und genau dieses notorische Ungenügen an der Abschweifung, auf die wieder nur die nächste Ausschweifung folgt, dürfte dann auch das Motiv gewesen sein, die Frage aufzuwerfen, ob nicht eben ein gelungener Diskurs zugleich auch ein Ziel verfolgen sollte, einen gemeinsamen Weg zu finden durch einen Wald, der bekanntlich aus lauter Bäumen besteht.

Exkurse sind so unerlässlich wie es auch Metaphern sind, es sind Denkmanöver, Strategien, herauszubringen, was es mit der Sache eigentlich auf sich hat. Bilder sind Mittel zum Zweck aber sie sind nicht die Sache selbst. Das wird oft nicht gesehen, man glaubt allen Ernstes, ein Wort zu haben, das sich als Hieb- und Stichwaffe einsetzen läßt und schon fühlt sich im Recht, wer andere beispielsweise mit dem Vorwurf ›Egoist‹ zu sein, aufspießen kann. — Tatsächlich herrscht noch immer der Eindruck vor, Diskussionen wären Duelle, in denen es darum

¹Odo Marquard: Wir brauchen viele Götter. Spiegelinterview mit Elke Schmitter und Mathias Schreiber. In: Der Spiegel 9/2003.

geht, sich mit spitzer Zunge wie mit einem Florett freie Bahn zu verschaffen: Wer sich in den Weg stellt, wird in Gefechte gezogen, als ginge es um Szenen in einem Mantel- und Degenfilm, der immerhin der Inszenierung einer guten alten Zeit dient, die es zwar nie gegeben hat, an der uns aber allein bereits aus Gründen der Romantik sehr gelegen ist.

Diskurse sind keine Ehrenhändel, der Zweikampf oder das Gottesurteil haben keine Beweiskraft, daß die bessere Sache wirklich gewinnt. Das war schließlich seinerzeit der Skandal, als die ersten *Sophisten* demonstrierten, wie leicht es ist, das gute Argument schwächer und das schlechte Argument stärker zu machen.

Wer nur ein möglichst wertendes Wort in Anschlag bringt und glaubt, die Sache wäre damit erledigt, entschieden und nicht mehr der Rede Wert, hat nicht verstanden und versteht einfach nicht, daß es nicht auf das Urteil ankommt, sondern auf den Weg oder die Wege, die zu einem Urteil überhaupt erst führen können. — Die Flucht in die Wertung ist nichts weiter als ein Versuch, sich eben nicht aufs offene Meer der Gedanken zu begeben, man bleibt lieber im tristen Hafen der eigenen Geläufigkeit und schimpft auf alles, was anders ist.

Solche Zeitgenossen entziehen sich in der Regel jedem Diskurs, weil sie es nicht ertragen würden, über etwas reden zu sollen, worüber sie nicht mit sich würden reden lassen wollen. Eine weitere Strategie, Diskurse gleich zu Beginn bereits zu sabotieren, ist die, möglichst schnell übers Ziel hinauszuschießen: Soll sich doch erst mal die Welt im Großen und Ganzen ändern, bevor die eigene Meinung auch nur ein Stück weit relativiert werden kann. — Es gibt einige solcher Absonderlichkeiten, die oft auch daher rühren, daß *Bildung* eben nicht Ausbildung ist, sondern weit mehr als das, eben Bildung der Persönlichkeit. Und so sind viele dieser Verhaltensweisen dafür verantwortlich, daß die Dialoge und die Diskurse, wie wir sie führen, oft so elendig sind.

Einen oder alle Wege zu Ende gehen?

Aber beginnen wir doch zu verstehen, worum es eigentlich geht. Was ist die Situation, was ist der Kontext, auf den es ankommen soll? — Um eine seiner Regeln näher zu erläutern, greift DESCARTES metaphorisch zu einer ganz konkreten Situation: Reisende haben sich im tiefen Wald verirrt und bedürfen dringend der Orientierung, wobei wir eilig hinzufügen, daß sie sich um das Jahr 1637 verirrt haben, denn aus dieser Zeit stammt sein *Discours de la Méthode*.

Unter den Waldesverirrten des DESCARTES, so diagnostiziert HANS BLUMENBERG in seiner Studie *Höhlenausgänge*:

*wird einer den Entschluß fassen und durchsetzen müssen, obwohl er doch keine soliden Argumente anzubieten hat außer dem einen, das die Entscheidung nicht enthält: Es komme in Ermangelung der Kenntnis des richtigen und kürzesten Weges nur darauf an, überhaupt einen einzuschlagen.*¹

Wenn also keine Möglichkeit besteht, gleich die richtige Richtung einzuschlagen, dann kommt es darauf an, sich überhaupt auf einen Weg, eben auf ein gemeinsames Vorgehen zu verständigen. Dabei gibt es allerdings nicht den einzig wahren Weg, sondern viele und eigentlich ginge es darum, sie alle zu gehen, nicht zur gleichen Zeit, sondern eben nacheinander. — Hier in dem von DESCARTES vorgegebenen Bild ist aber eine vielleicht sogar dramatische Lage kennzeichnend.

Zunächst einmal ist dabei der *Wald* längst wieder zur Metapher geworden für eine Situation, in der die Orientierung, in der das Anfangen nicht ohne weiteres gelingen muß. Darüber hinaus handelt es sich allerdings nicht um einen unserer Wälder, sondern um die Walderfahrung anderer Zeiten, die noch fernab davon sind, Natur zu romantisieren.

Vor diesem Hintergrund wird also die Frage nach der richtigen Strategie aufgeworfen. Wer das nicht sieht, dem ist nicht klar, worauf es eigentlich ankommen soll. Für DESCARTES selbst steht die Maxime allerdings außer Frage: Es gilt, möglichst bald aus dem Wald wieder herauszufinden, sich also förmlich durchzuschlagen. Wir würden vielleicht anfragen, ob es bei der Gelegenheit nicht auch von Interesse sein könnte, den Wald als solchen besser kennen zu lernen. — Warum sollte man nicht bei der Gelegenheit auch einiges von dem studieren, was sich ohnehin zeigt? Warum sollte man nicht auch die Wege als solche zu begreifen versuchen, woher sie kommen, wohin sie jeweils führen, ganz unabhängig davon, ob diese Untersuchungen gerade dienlich sein können oder nicht?

*Der Wald ist durchzogen von virtuellen Wegen,*² konstatiert dann auch HANS BLUMENBERG in diesem Zusammenhang. Und wer denkt nicht sogleich an

¹Hans Blumenberg: *Höhlenausgänge*. Frankfurt am Main 1989. S. 434f.

²Ebd. S. 435.

den Allerweltsspruch, daß ohnehin alle Wege nach Rom führen? — Aber auch bei der Auslegung dieses angeblich so eindeutigen Spruchs kommt es wieder auf den Kontext an, dementsprechend verändert sich die Bedeutung: Einmal kann damit zu Verstehen gegeben werden, daß viele Mittel möglich sind, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, zum anderen aber auch, daß manche Wege schneller und manche dagegen langsamer zum Ziel führen.

Es kommt also immer darauf an, worum es eigentlich geht und wie die näheren Umstände sind. Also was ist das Problem, das man lösen sollte? Vielleicht ist der Weg auch das Ziel, denn Wege als solche können selbst sehr gute Ziele abgeben. Und so stellt sich die Frage nach der Freiheit: Wie frei sind wir denn, wenn wir Fragen stellen, auf die wir Antworten haben müssen? Wie frei sind wir erst, wenn es uns nicht darauf ankommt, wie die Antwort ausfällt? Wie frei wären wir dagegen, wenn wir uns vor möglichen Antworten fürchten, vielleicht sogar so sehr, daß wir uns gar nicht einlassen könnten auf Diskurse, die nicht gefaked sind?

Der Grad der Freiheit ist zweifelsohne nicht wirklich groß bei den Reisenden zur Zeit des DESCARTES, die sich in einer mißlichen Lage befinden. Sie werden viele gute Gründe haben, möglichst schnell aus dem Wald wieder herauszukommen, weil seinerzeit für hohe Herrschaften die Wälder ebenso wenig ein vertrauenswürdiger Orte waren, wie die Favelas unserer Tage. Schon gar nicht, wenn alles danach aussieht, daß sich hier die Herrschaften selbst einmal in einer mißlichen Lage wiederfinden.

Es ist immer interessant, die Unterschiede zwischen Metaphern, die einander sehr ähnlich sind, genauer zu spezifizieren. Sie sind eben wie alle Geister, außerordentlich begnadete Spezialisten, man sollte sie daher nur dann rufen, wenn sie wirklich zuständig sind. Ansonsten gleichen sie nicht sich der Sache, sondern vielmehr die Sache dem Bild an, das sie vertreten. — Allerdings befinden sich die im Wald Verirrten, ganz anders als die Gefesselten in Platons Höhle, nicht in der Gefangenschaft anderer, so konstatiert HANS BLUMENBERG die feinen Unterschiede.

Aber genau das droht ihnen allerdings im Beispiel von DESCARTES: Und selbst wenn man nicht gleich Räubern in die Hände fällt, so erscheint die Aussicht auf eine dunkle, kalte, unkommode und vielleicht auch furchterregende Nacht im Wald nicht sonderlich reizvoll. Darin dürfte der seinerzeit so entscheidende

Beweggrund liegen, sich tatsächlich möglichst bald aber auch vorsichtig auf den Weg zu machen ...

Der *Kontext* ist von außerordentlicher Bedeutung, nicht nur beim Handeln, sondern auch beim Verstehen und Erklären. — Auf die Wahl der richtigen Metaphorik kommt es daher an, aber zudem ist es erforderlich, im Vorfeld bereits die feinen Unterschiede wahrzunehmen: *Der Wald ist Szenerie der Verirrten, nicht des Irrtums*,¹ so BLUMENBERG. — Voraussetzung für die Entschlossenheit der Verirrten ist es daher, den Waldausgang tatsächlich möglichst bald zu finden. Die Entscheidung über das effektive Vorgehen und dann auch das Durchhalten der Entscheidung für einen bestimmten, mehr oder weniger doch willkürlich gewählten Weg wird dabei zur Nervenprobe, denn einerseits kommt es darauf an nicht voreilig zu sein, andererseits aber genau darauf, so die dringende Empfehlung von DESCARTES, sich für *einen* Weg zu entscheiden und diesen dann auch konsequent weiter zu verfolgen.

Hier nun, an genau dieser gedanklichen Schnittstelle sollten wir einen Augenblick innehalten und Metaphernkritik betreiben, denn er kann nicht meinen, was ihm die Metapher des weiteren in den Mund legt. Ganz offenkundig stellt sich dem Leser und Interpreten die Frage, ob die Metapher auch tatsächlich noch übermittelt, was eigentlich hatte gesagt werden sollen, denn das tut sie offenbar nicht, jedenfalls nicht mehr.

Aber rekapitulieren wir: Man soll also nicht voreilig sein, soll sich für einen bestimmten Weg entscheiden und diesen dann auch eisern durchhalten?! — Ist das wirklich eine effektive Methode für jene Reisegesellschaft?

Gesagt werden sollte etwas anderes: Am Beispiel derer, die sich im tiefen, dunklen und unheimlichen Wald verirrt hatten, sollte verdeutlicht werden, daß man konsequent einen einmal gewählten Weg zu Ende gehen soll, auch dann noch, wenn sich Anzeichen häufen, daß es eben ein Holzweg ist. Nur nicht im Kreis laufen und bloß weg vom Ort, darauf scheint es im 17. Jahrhundert anzukommen. — Der Kontext der Waldesverirrten paßt aber nur dann wirklich, wenn man sich auf einen *einzig*en Weg konzentriert, nicht aber wenn das Augenmerk darauf gelegt wird, was hier dargestellt werden soll. DESCARTES will die Empfehlung aussprechen, *alle* Wege zu gehen, bis zu Ende, solange es geht, was auch immer sich unterdessen zeigt. Das ist es, was hatte methodologisch zum

¹Ebd. S. 436.

Ausdruck gebracht werden sollen, das ist es, was ihm die gewählte Metaphorik hier aber fast verdeckt hätte.

Es zeigt sich, wie kreativ auch die Interpretation eigentlich ist, etwa wenn, wie hier, eine einmal gewählte Metaphorik dem Autor die Möglichkeit fast vereitelt, überhaupt noch mitteilen zu können, was hatte mitgeteilt werden sollen. Das ist der Moment, in dem der Interpret dem Autor entgegenkommen muß. Ohnehin ist der Text, sobald er veröffentlicht worden ist, ein eigenständiges Werk. Es gilt, was der Text sagt, es gilt nicht unbedingt, was der Autor darüber verlauten läßt, was er eigentlich hatte sagen wollen.

Was in der konkreten Situation der Verirrten, die *einen* Weg suchen und nicht etwa viele, sich als aberwitzig erweisen würde, ist eigentlich das, was hatte zum Ausdruck gebracht werden sollen. Es gilt, methodisch ganz bewußt und gezielt *sämtliche* Wege zu gehen, eben auch solche, die auf den ersten Blick nicht vielversprechend erscheinen. — Die Botschaft wird durch die Metaphorik fast verdeckt, wenn wir sie als Interpret nicht gegen diese behaupten würden.

Die Strategie des Methodologen ist tatsächlich die des im Walde Verirrten, weil dieser wie jener den einmal gewählten Weg weiter verfolgen wird. Während aber den Verirrten das pure Entkommen auf einem einzigen Weg völlig ausreichend wäre, geht es dem *Phänomenologen* darum, alle Wege gegangen zu sein, wirklich alle, auch die Holzwege darunter. Das entspricht der Methodologie von *Phänomenologie*, *Diskursivität* und einem *Multi-Perspektivismus*, die uns erst in die Lage versetzen, generell etwas über die Sache auszusagen, nachdem möglichst alle Perspektiven eingenommen und alle Wege, die dort hinführen, gegangen worden sind. So kommen dann auch die Exkurse zustande, aus denen sich ein jeder Diskurs zusammensetzt.

Genau das transportiert aber die gewählte Metaphorik eigentlich nicht mehr, denn die im Wald Verirrten wollen einfach nur heraus, da genügt ihnen ein einziger aller möglicher Wege, wenn damit nur ein Entkommen ist. Fast ist das Gegenteil der Fall. Sich nicht voreilig für einen ganz bestimmten Weg zu entscheiden und das Urteilen vorläufig einzustellen, das ist es dann auch, was *Phänomenologie* als Methode ausmacht. — Darum ging es allerdings auch DESCARTES in diesem Beispiel mit einer Metaphorik, die Jahrhunderte später einfach nicht mehr genau das besagt, was seinerzeit intuitiv verständlich gewesen sein dürfte.

Die Phänomenologie steht selbst in der Tradition dieser cartesianischen Methodologie. Es geht um nichts geringeres als um die Fähigkeit, sich mit einem Denken im Schwebezustand zu arrangieren, um dabei vor allem mit dem Zustand der Unentschiedenheit zu Rande zu kommen. — Das ist nicht so leicht, wie es erscheint: Ein Urteil, das sich noch so sehr aufdrängen mag, ein Wissen, eine Vorstellung, die noch so bekannt und geläufig sein mögen, müssen eingeklammert, also neutralisiert werden, sie dürfen vorläufig nicht als solche zur Kenntnis genommen werden.

Ansonsten beginnt mit der Einlassung des Urteils auf die Wahrnehmung bereits der Irrtum, so BLUMENBERG. Wir sehen dann nur noch das, was wir zu sehen erwarten, weil ja das Urteil bereits festzustehen scheint. Wir glauben, was wir sehen wollen, wovon wir überzeugt sind, weil wir davon überzeugt sind.

Der Situation der Reisenden im Wald, wo bekanntlich die Räuber sind, muß als Sonderfall klassifiziert werden. Hier ist Eile geboten, was aber seltener der Fall ist, als es erscheint. In der Regel ist keine schnelle Lösung erforderlich, ganz im Gegenteil, wo der Weg das Ziel einer Unterredung ist, erst dort wird wirklich verstanden, was eigentlich der Fall ist. — Aber stets sind da irgendwelche Zeitgenossen, die nichts vom Denken und schon gar nichts vom Nachdenken halten, die einfach Druck machen wollen, weil sie entweder ansonsten nichts Inhaltliches beitragen können oder aber, weil sie bereits einen Plan haben, den sie für sich und die ihren durchdrücken möchten.

In der Regel haben wir genügend Zeit, in aller Ruhe den Dingen auf den Grund zu gehen. Wir müssen nicht alles sofort und entschieden wissen, weil wir damit gar nicht umgehen könnten, immer sogleich Bescheid zu wissen. Gerade die Vielfalt ist selbst auch ein Erlebnis, auch die Entwicklung, die ein Prozeß von sich aus nimmt, wenn man ihm denn dann die Zeit läßt, aus eigenem Antrieb zu wachsen.

Der überwiegende Teil konstaterter Entscheidungszwänge ist pure Nervosität, die sich engagiert gibt, die sich aber gar nicht wirklich auf die Sachen einläßt. Es gibt daher gute Gründe, die Phasen langwieriger Sondierungsprozesse im Rahmen von Diskursen keinesfalls abzukürzen, indem man sich nur auf einige wenige Hinsichten beschränkt. Warum sollen nicht alle Wege gegangen worden sein, wenn nicht die Not besteht, möglichst schnell wieder herauszufinden aus der Gefahrenzone?

Nichts als ein Traum in einem Traum

DENKEN HAT IMMER ETWAS EXKLUSIVES — SELBSTÄNDIGKEIT IST EINE FRAGE DER ERFAHRUNG — WIR MACHEN UNS VORSTELLUNGEN ÜBER VORSTELLUNGEN — SOZIALE SYSTEME: EXOSKELETTE FÜR DIE PSYCHE — WIRKLICHKEIT ALS KONSTRUKTION — DER SEHER TEIRESIAS: BLINDHEIT ALS VORAUSSETZUNG — PERSPEKTIVWECHSEL VOM MANN ZUR FRAU UND ZURÜCK — DIE UMWELTWAHRNEHMUNG EINER ZECKE — HERMENEUTIK ALS META-THEORIE DER MODELLBILDUNG — TRAUM UND WIRKLICHKEIT — KARL MAY UND DIE PHANTASIEN VOM IDEAL-SELBST — BILDER SIND VOR-STELLUNGEN — GEGEN DEN NAIVEN GEBRAUCH VON METAPHERN — GEDULD ZUR SACHE IST GEBOTEN — DIE ERZÄHLERISCHE LINIE UND DAS HYPOTHETISCHE GANZE — DER SINN WIRD ZUVOR ERST HINEINGELEGT

Über die Unabhängigkeit im Denken	105
Auf Distanz gehen	105
Blindheit und bewußtes Sehen	111
Die Psyche als Traumwelt	119
Die Sachen selbst zur Sprache bringen	124
Vorstellung und Wirklichkeit	124
Metaphern und die Kunst des Zuschauers	128
Metaphorologie als Metaphernfolgenabschätzung	130

Über die Unabhängigkeit im Denken

Auf Distanz gehen

Denken bedeutet, zunächst einmal Abstand zu nehmen, also ganz bewußt auf Distanz zu gehen. Um überhaupt ins Denken zu kommen, müssen wir von der Perspektive der Betroffenheit zu derjenigen eines beobachtenden Zuschauers

hinüberwechseln. Wir müssen dann so tun, als hätten wir mit der Sache selbst fortan nichts Näheres zu tun, als wären wir selbst nicht wirklich betroffen. Genau solche Manöver der Distanznahme werden aber oft gar goutiert, sondern als unangebracht unangemessen, vielleicht sogar als unmoralisch wahrgenommen. Wer sich ein unabhängiges Bild von einer Situation machen will und dann auf Distanz geht, und sei es nur rein intellektuell, muß sich auf Sanktionen gefaßt machen. — Gemeinschaften aber auch Gesellschaften arbeiten mit der Dichotomie von Exklusion und Inklusion, dementsprechend erscheint es nicht selten so, daß, wer sich selbst ausgrenzt, einfach nicht mehr wirklich dazu gehört.

Denken hat tatsächlich immer etwas Exklusives. Wer damit beginnt, bewegt sich auf anderen als auf den ausgetretenen Pfaden und läuft daher Gefahr, nicht nur die anderen, sondern auch sich und den Weg überhaupt zu verlieren. Aus der Perspektive einer Gruppe ist es in der Regel schließlich nicht wirklich erwünscht, daß Einzelne tatsächlich unabhängig, kritisch und eigenständig im Urteil werden. Insofern dürfte es auch nicht verwundern, daß oft gerade das, was als Ergebnis eigener Gedanken dargestellt wird, selten tatsächlich auf eigene gedankliche Arbeit zurückgeht.

Oft wird nur der Anschein erweckt, man hätte sich selbst ganz eigenständig ein eigenes Urteil gebildet, was aber tatsächlich mitnichten der Fall ist. Die Behauptung, sich selbst eine Meinung gebildet zu haben, kann gar nicht hinreichend sein. Denken allein genügt eben nicht, es kommt darauf an, die eigenen Gedanken nochmals zu bedenken. Erst wer sich einen Gedankengang als solchen fast schon wie einen Weg mit den verschiedenen Stationen, mit den Ereignissen auf diesem Weg genau vor Augen führen kann, wird Gedankengänge als solche kennen und zu schätzen verstehen. Um sich aber im Denken zu orientieren, dazu ist es erforderlich, viele solcher Wege selbst gegangen zu sein und manche davon sogar immer wieder. Erst dadurch wird das Denken allmählich zu einem Prozeß, der als solcher erst noch einmal verstanden werden muß.

Es genügt nicht, sich bei sich selbst etwas zu denken. Das mag ein Anfang sein, es ist aber nicht mehr der Anflug einer leichten Insubordination, ein Momentum, ein Augenblick vielleicht, in dem sich unkonventionelle, eigenartige oder auch überraschende Gedanken entfalten. Aber sie müssen erst weiter zur Entfaltung, sie müssen zur Sprache gebracht worden sein, erst dann sind sie als solche überhaupt in der Welt. Man kann sich vieles denken, man kann auch behaupten, sich etwas gedacht zu haben, solange nicht gesagt und verstanden worden sein kann, was man sich eigentlich gedacht hat und was die Gedanken bedeuten, ist nicht wirklich gedacht worden.

Wir sind längst nicht so unabhängig und unvoreingenommen im Denken und auch im Urteil, wie wir glauben zu sein. Oft besteht die persönliche Leistung gerade mal darin, die üblichen Gepflogenheiten im Urteilen und Bewerten einfach zu übernehmen und nur zu bekräftigen, um dabei vielleicht noch eine persönliche Note zusätzlich zum Ausdruck zu bringen, etwa warum gelten soll, was ohnehin gilt, aber nicht, weil man höchstselbst darauf gekommen wäre. Vielmehr wird oft einfach nur nachgeplappert, was als herrschende Meinung gilt, dann aber versehen mit einem eigenen Lippen-Bekenntnis.

Zwar gehört auch dazu Denken, wenn es gilt, sich selbst etwas einfallen zu lassen. Auch purer Opportunismus ist insofern, wenn bereits Wert auf die persönliche Note gelegt wird, auch eine eigenen denkerische Leistung. Aber die Unabhängigkeit, die Eigenständigkeit, das kritische Bewußtsein, vor allem der doch so schillernd immer in Szene gesetzte Individualismus im angeblich so persönlichen Urteil hält sich in Grenzen. — Wir sollten uns nicht überschätzen, denn tatsächlich spricht vieles gegen eine allzu große Unabhängigkeit im Denken. Wir sind und bleiben Konventionalisten, die allenfalls ein wenig über die Strenge schlagen können.

Erweitern läßt sich die Freiheit im Denken und die Eigenständigkeit im Urteil übrigens noch am ehesten durch Bildung. Sobald wir damit beginnen, uns und die eigene Kultur aus der Perspektive anderer Zeiten und Welten zu betrachten, erfahren wir erstmals etwas über die eigene Besonderheit. Das ist es, was *Humanismus* ausmacht, das ist es dann auch, was die *Renaissance* erstmals entdeckt, daß sich der eigene Horizont erweitern läßt, sobald eine Epoche beginnt, sich in einer anderen zu spiegeln. — Es geht in der humanistischen Bildung nicht um die Antike als solche, sondern darum, sich in und mit ihr zu spiegeln, was allerdings das eigene Selbstverständnis über alle Maßen erweitert.

Denken ist voraussetzungsreich, es müssen einige Bedingungen erfüllt sein, bevor wirkliches Denken überhaupt erst beginnen kann. Wo es um Entscheidendes geht, dort sind nicht selten Tabus im Spiele, eben mehr als nur sprichwörtliche, sondern tatsächliche Verbote, an so etwas überhaupt zu rühren, in Gefühlen, Gedanken oder in Worten. — Nachdenken setzt Distanzierung voraus, genau das aber kann bereits als Sakrileg, Tabubruch, als Respektlosigkeit oder auch als Verrat an der gemeinsamen Sache verstanden werden.

Demnach spricht vieles dagegen, daß überhaupt eigene Gedanken gedacht, formuliert und vorgebracht, also mitgeteilt und dann auch noch von anderen geteilt werden. Guter Rat ist teuer, besonders wo er hilfreich wäre, mitten im Konflikt, inmitten einer Krise, eben genau dort, wo die Emotionen überkochen und Parteilichkeit zum allgemein verbindlichen Glaubensbekenntnis wird.

Sich im Denken zu orientieren, erscheint umso selbstverständlicher, je weniger Erfahrung, Wissen und Bildung vorhanden ist. Dabei sind die Differenzen zwischen der gefühlten und der tatsächlichen geistigen Unabhängigkeit erstaunlich. Um die Eigenständigkeit im Denken steht es eher schlecht, was sich allerdings durch Philosophie und insofern durch Theorie näher in Augenschein nehmen läßt. Demnach ist Selbstorientierung noch immer eine elitäre Angelegenheit, eigenständiges Denken ist eben nur sehr schwer und teuer zu haben. — Der Grad der Kritik und die Höhe der Aufklärung ist dabei stets abhängig vom Grad geistiger Freiheit, die steht und fällt aber mit dem Bildungsniveau. Neue Freiheiten und größere Toleranzen gehen immer mit zusätzlichen Irritationen einher, die sich schon zumuten müßte, wer darin nicht nur eine lebenspraktische, sondern vor allem auch eine intellektuelle Herausforderung sieht. Viele entziehen sich aus Mangel an intellektueller Unabhängigkeit jedoch den Gefahren und Mühen, eigene Wege im Denken zu suchen oder wenigstens solche zu gehen, die etwas anspruchsvoller sind. Stattdessen bescheidet man sich und gibt sich genügsam genug, nur so zu tun, als sei man tatsächlich auf eigene geistige Selbständigkeit aus.

Seit Anfang der Tierzucht verstanden sich die im Zuge der Zivilisation neu aufkommenden Autoritäten als Hirten und vor allem als Menschenzüchter. Durch ›geistige Führung‹ wurden ganze Gesellschaften eingeschworen auf den Willen der Götter, auf Staats-Religion und den Willen der Herrschaften, was immer sich diese einfallen ließen. Ihnen ging es zumeist um neue Besitztümer andernorts und insofern um Ruhm und Ehre. Derweil trugen Priester zu allen Zeiten Sorge dafür, daß sich die Untertanen nicht allzu große Irritationen zumuteten. Das Seelenheil wurde gewahrt und die alltägliche Einfalt wurde gönnerhaft als gottgefällig versichert, solange keinerlei Anspruch geltend gemacht wurde, sich selbst zu führen, sich selbst etwas Eigenes denken zu wollen. Mit der Definitionsmacht der Meinungsführer unserer Tage verhält es sich kaum anders als mit den Tempel-Priestern zu anderen Zeiten. Wieder und wieder berufen sich Meinungseliten auf höhere Einsichten. Was vormals noch als Ratsschlag der Götter in Szene gesetzt wurde, wird nach wie vor kaum wirklich diskursiv vermittelt. Noch immer zählt vor allem der Glaube, gerade auch in den Lebenswelten der Moderne, die sich auf ihre Wissenschaftlichkeit viel zu viel zu Gute hält. Tatsächlich sind es wirtschaftliche Interessen, die hinter alledem stehen, die sich oft längst der Unabhängigkeit mancher Wissenschaft und mancher Institution bemächtigt haben. Der Glaube in die etablierten Autoritäten scheint noch immer unerschütterlich zu sein, es mehren sich aber Anzeichen gewaltiger Umbrüche.

Ein Gang durch das Gutenberg-Museum in Mainz lehrt, wie es sich mit den Epochen der Ideengeschichte tatsächlich verhält: Zuerst kommt im Verlauf Technik- und Kultur-Geschichte immer mal wieder ein neues ›Medium‹ auf und dann folgen zeitlich versetzt immense soziokulturelle Umbrüche, die historisch atemberaubend sind. Und immer geht es dabei um die Ablösung vor-maliger Meinungs- und Menschenführer, die mitunter von Stund an Autorität und Einfluß einbüßen.

So hat der Buchdruck die *Reformation* und der Zeitungdruck die *Aufklärung* nach sich gezogen. Zugleich stiegen damit auch die Erwartungen, die Möglichkeiten ebenso wie die Fähigkeiten zu sehr viel mehr Selbstorientierung. Von der gesprochenen Sprache über die Schrift, vom Buchdruck über Flugblätter und Zeitungen bis hin zu den elektronischen Medien wie Telefon, Rundfunk und Fernsehen, und schließlich vom Computer bis hin zum Internet vollzieht sich im Zuge der Medien-Geschichte eine systematische Ausweitung der Kommunikation aber auch der Selbstreflexion.

Wer schreibt, kann in Abwesenheit sprechen, wer Pamphlete druckt, kann sehr viele Menschen zugleich ansprechen und wer das Internet zu nutzen versteht, kann im Prinzip teilhaben an einer Kommunikation, die die ganze Welt umfaßt, kann vielleicht über Nacht einen Einfluß nehmen, der bis vor kurzem noch unvorstellbar war. — Es ist kaum verwunderlich, daß den Geheimdiensten das Internet als ›metaphysischer‹ Ozean der freien Meinungsbildung nicht wirklich geheuer sein kann. Wir können derweil den neuen Zeitgeist, der mit dem Internet und der globalen Kommunikation soeben erst aufkommt, noch nicht wirklich überschauen. Eines ist allerdings jetzt bereits gewiß: Nie waren die Möglichkeiten so groß, sich selbst ein eigenes Bild von allem zu machen, um dann weltweit darüber zu kommunizieren ...

Allzu unangepaßte Gedanken- oder auch Bedenkenträger werden seit je stets mehr oder minder offen bedroht mit sozialen Sanktionen wie Ächtung, Exklusionen oder auch Exkommunikation. — Daher werden gerade Intellektuelle so oft stellvertretend zum Opfer gemacht, stehen sie doch für einen Individualismus und für Respektlosigkeiten gegenüber Autoritäten, von denen nur dann ein Heil ausgeht, wenn möglichst viele daran glauben, solange Meinungsführerschaft und Definitionsmacht unumstritten sind.

Wir sind Gruppen-, also Gemeinschaftswesen, wir sind keine Einzelgänger, gerade dann nicht, wenn es um Inklusionen und Exklusionen geht. Der Anspruch auf eigenständiges Denken hat daher immer etwas Subversives, sobald in der Tat nach einem eigenen Ansatz, nach einer persönlichen Einsicht, nach der ganz besonderen Perspektive gesucht wird.

Bekanntlich findet das Denken in unseren Innenwelten statt, wir machen uns also Vorstellungen auf der Grundlage von Vorstellungen. Es ist daher gar nicht so verwunderlich, daß es schwer fällt, sich im Denken, sich vielleicht sogar durch Denken orientieren zu wollen. Zudem muß angenommen werden, daß sich nicht nur die Autonomie sondern auch die Innenwelten selbst im Verlaufe der Zivilisationsgeschichte erst ganz allmählich entwickelt haben.

Es ist davon auszugehen, daß sich die individuelle *Psyche* erst ganz allmählich entwickelt, auf der Ebene der Götter, Halbgötter, Priester, und Philosophen selbstverständlich sehr viel früher, als bei denen, die nie aus dem Alltag herausfinden. Wer das Außeralltägliche niemals kennen gelernt hat, wird sich schwer tun, überhaupt damit umzugehen, sich etwas anders vorzustellen, als es sich darstellt. — Viele Feste ritualisieren zwar die außer Kraft gesetzte Ordnung, aber sie demonstrieren damit nur, daß die Ordnung sogar auch dann noch gilt, wenn sie außer Funktion gesetzt worden ist.

Soziale Systeme wirken für die Psyche wie Exoskelette. Solange kein Innenskelett, also keine tragenden Strukturen entwickelt worden sind, bleiben wie bei einer Muschel äußere Schalen erforderlich, um das unförmige Weiche im Inneren zu schützen vor einer Umwelt, die gefährlich verwirrend und nicht selten äußerst bedrohlich erscheint. — Aus diesen Gründen ist auch die Notwendigkeit von *Religion* und *Ideologie* so unerlässlich. Wer sich nicht selbst im Denken orientieren kann, braucht Halt durch vorgefertigte Strukturen, die mit anderen geteilt werden. Auf dem Spiel steht die Stabilität der eigenen Identität, die Ausgewogenheit der eigenen Psyche, aber auch der Zusammenhalt ganzer Glaubens- und Lebensgemeinschaften. Alle diese Strukturen sind von großer Bedeutung, weil sie es erst erlauben, sich als Selbst, als Individuum, sich überhaupt als autonom zu begreifen. Ob das aber wirklich bereits Autonomie ist, darf allerdings bezweifelt werden.

Vielmehr ist auch die Vorstellung der eigenen Autonomie bereits vorgeprägt, entscheidend ist, was im jeweils vorherrschenden Glaubenssystem für opportun gehalten wird. Wir sollten daher unsere Eigenständigkeit nicht überschätzen, sie könnte sehr viel kleiner ausfallen als gedacht. Und der Grund, warum man sich die Freiheit im Denken nicht einfach nehmen kann, dürfte darin liegen, daß das Denken selbst eine sehr unsichere Sache ist. — Außerdem muß die eigene Identität, vor allem die Psyche stabil genug sein, sich bewußt herbei geführte Irritationen, vielleicht sogar Konflikte mit anderen überhaupt leisten zu können.

Blindheit und bewußtes Sehen

Es spricht einiges für die Vermutung, daß die Welt-Vorstellungen von Epoche zu Epoche sehr stark variieren. So wie uns das Funktionieren technischer Artefakte geradezu selbstverständlich erscheint, so zuverlässig dürfte zu anderen Zeiten eine völlig andere Auffassung von Wirklichkeit nicht minder selbstverständlich gewesen sein. — Die Auffassung von Wirklichkeit beruht auf Konstruktionen, die abhängig sind von der Zeit, von der Kultur, von den näheren sozialen, politischen, religiösen und ideologischen Hintergründen. Wahrscheinlich sogar bis hin zur Ebene grundlegender Unterscheidungen, dürfte zu anderen Zeiten das Verständnis und damit auch das Verstehen selbst anders orientiert gewesen sein. Wenn aber andere Zeiten ganz andere Vorstellungen haben von dem, was in der Wirklichkeit wirksam ist, dann werden sie auch andere Präferenzen gehabt haben. So ist durchaus vorstellbar, daß zwischen *Traum und Wirklichkeit* anders oder vielleicht gar nicht unterschieden wurde.

Das ist gar nicht so spektakulär, wie es uns erscheinen mag. Wenn man bedenkt, wie maßgeblich in der Antike insbesondere die Weissagungen von Sehern gewesen sein müssen, dann ließe sich durchaus konstatieren, was seinerzeit ein Gemeinplatz war, daß die Seher, Priester und Propheten zu jenen Zeiten die wahren Schöpfer aller Ereignisse sind. Schließlich spielten sie in und mit den Tempelanlagen eine alles überragende Rolle, denn es galt, daß sie mit Göttern wirklich im Bunde stehen.

Die Wahrsagekunst wird dann auch exklusiv von einschlägigen Göttern verliehen, insbesondere von APOLLON, dem Herren des Orakels zu Delphi oder auch von ZEUS. So verleiht der höchst attraktive aber in der Liebe immer wieder unglückliche Musengott APOLLON der KASSANDRA die Sehergabe und erhofft sich, von ihr erhört zu werden. Diese aber denkt nicht daran und es bleibt dem verschmähten Gott nur noch übrig, die bereits verliehene Seher-Gabe wenigstens mit einem Fluch zu belegen. KASSANDRA sollte zwar weiterhin der Weissagung fähig sein, aber niemand sollte ihren Sehersprüchen noch Glauben schenken.

Ganz offenbar bringt die Sehergabe für die, die damit beglückt werden, immer auch ganz große Probleme mit sich. So wird der große TEIRESIAS mit Blindheit geschlagen dafür, daß er richtig ›gesehen‹ hat. Gleichwohl ist es mehr als mustergültig, was mit diesem Plot zum Ausdruck gebracht wird, wenn bei Teiresias ausgerechnet die alles entscheidende Voraussetzung für seine Sehergabe in seiner Blindheit liegt. — Es wird damit zum Ausdruck gebracht, was in der *Phänomenologie* zur Methode gemacht worden ist, die *Epoché* ist erforderlich,

wenn wahrhaft mit eigenen Augen gesehen werden soll. Es gilt, zuvor alles zu vergessen, also einzuklammern, eben außer Funktion zu setzen, was auch immer man bereits glaubt zu wissen. Alles soll noch einmal, wie beim allerersten Mal eigens in Erfahrung gebracht werden, weil wir nur, was wir selbst erzeugt haben, tatsächlich auch verstehen können.

Wer also wahrhaft sehen will, was im Verborgenen liegt, was sich vielleicht erst in näherer Zukunft zeigen wird, sollte tunlichst alles ausblenden, was den Blick auf die Sachen einfach nur verdeckt. So wird dann die Blindheit zur Allegorie für ein Sehen, das mehr sehen kann, als die, denen die Welt nur zu selbstverständlich genau so erscheint, wie sie sie nun einmal sehen. — Die Überwindung dieses naiven Realismus ist das Rezept, tatsächlich sehr viel mehr von dem zu sehen, was wirklich von Bedeutung ist.

Der Prozeß, in dem TEIRESIAS zum Seher wird, beginnt mit einer äußerst seltsamen Begebenheit. HESIOD, DIKAIARCH, KALLIMACHOS und einige andere berichten, er habe als junger Mann

im Gebirge Kyllene in Arkadien bei der Beobachtung sich paarender Schlangen eine der beiden verwundet, und sofort habe er seine Gestalt verändert. Er habe sich nämlich aus einem Mann in eine Frau verwandelt und sich dann in Liebe mit einem Mann vereinigt.¹

Dieser ältesten Version zufolge kommt erst jetzt APOLLON ins Spiel. Dieser rät ihm, das gleiche nochmals zu tun und nunmehr in gleicher Weise die andere der Schlangen zu verwunden, was Teiresias aufs genaueste befolgt, um sich wieder von der Frau in einen Mann zu verwandeln, was tatsächlich dann auch geschieht. — So hat er also etwas gesehen, besser noch, er hat selbst erlebt wie es ist, als Mann in eine Frau verwandelt zu werden, um dann zu erfahren, wie es ist, selbst Frau zu sein.

Was im Mythos idealer Weise gelingt, stellt uns in der Wissenschaft vor unüberwindliche Probleme. So jedenfalls, wie immer wieder verlautbart wird, gelingt uns der Zugang zu den Sachen selbst keineswegs. So hat THOMAS NAGEL lange vor dem Hype um den Hirnscanner in einem 1974 publizierten Aufsatz *What is it like to be a bat?* illustriert, warum es alle reduktionistischen Bemühungen nicht vor Augen führen können, was Bewußtsein eigentlich ist.²

¹Gherardo Ugolini: Untersuchungen zur Figur des Sehers Teiresias. (Classica Monacensia; Bd. 12) Tübingen 1995. S. 40.

²Thomas Nagel: What Is It Like to Be a Bat? In: The Philosophical Review. Vol.

Wie viel wir auch immer über das Gehirn und das Sensorium beispielsweise einer Fledermaus wissen, es gelingt doch nie, die eigentliche Erlebnisperspektive zu erschließen. Genau das aber wäre entscheidend, so wie TEIRESIAS tatsächlich selbst erlebt hat, wie es ist, als Mann in einer Frau verwandelt zu werden, um dann auch wie diese zu empfinden. Ähnliches müßte gelingen, wenn wir uns vorstellen wollen, wie es sich anfühlt, mit Echolot-Wahrnehmungen die Umwelt zu erfühlen, wie es sich überhaupt anfühlt, eine Fledermaus zu sein. Wir unterstellen in naiver Weise den Naturwissenschaften, solche Zugänge eröffnen zu können, tatsächlich aber sind gerade diesen Disziplinen generell Erkenntnisschranken gesetzt.

Narrativ, mithilfe von Metaphern und nicht zuletzt mit den Mitteln der Phänomenologie läßt sich allerdings sehr wohl der Eindruck erzeugen, wie es sein könnte, beispielsweise eine Stubenfliege oder eine Zecke zu sein, wie es der Biologe JACOB VON UEXKÜLL in seinem Buch *Umwelt und Innenwelt der Tiere* (1909) so eindrucksvoll geschildert hat. Dabei ging es um die Entwicklung einer Biosemiotik, die Leben als biologische Zeichen- und Kommunikationsprozesse versteht.¹ — So wird die Umwelt aus der Perspektive einer Zecke folgendermaßen beschrieben:

Aus dem Ei entschlüpft ein noch nicht voll ausgebildetes Tierchen, dem noch ein Beinpaar und die Geschlechtsorgane fehlen. In diesem Zustand ist es bereits fähig, kaltblütige Tiere, wie Eidechsen zu überfallen, denen es, auf der Spitze eines Grashalmes sitzend, auf-lauert. Nach mehreren Häutungen hat es die ihm fehlenden Organe erworben und begibt sich nun auf die Jagd auf Warmblüter.

Nachdem das Weibchen begattet worden ist, klettert es mit seinen vollzähligen acht Beinen bis an die Spitze eines vorstehenden Astes eines beliebigen Strauches, um aus genügender Höhe sich entweder auf unter ihm hinweglaufende kleiner Säugetiere herabfallen zu lassen oder um sich von größeren Tieren abstreifen zu lassen.

Den Weg auf seinen Wartturm findet das augenlose Tier mit Hilfe eines allgemeinen Lichtsinnes der Haut. Die Annäherung der

83, No. 4. (1974), S. 435–450. [PDF](#), [Online](#).

¹Vgl.: Jacob von Uexküll u. Georg Kriszat: Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten. Bedeutungslehre; Frankfurt 1970. Einl. S. 11. [PDF](#) [Online](#).

Beute wird dem blinden und tauben Wegelagerer durch seinen Geruchssinn offenbar. Der Duft der Buttersäure, die den Hautdrüsen aller Säugetiere entströmt, wirkt auf die Zecke als Signal, um ihren Wachposten zu verlassen und sich herabzustürzen. Fällt sie dabei auf etwas Warmes, was ihr ein feiner Temperatursinn verrät — dann hat sie ihre Beute, den Warmblüter, erreicht und braucht nur noch mit Hilfe ihres Tastsinnes eine möglichst haarfreie Stelle zu finden, um sich bis über den Kopf in das Hautgewebe der Beute einzubohren. Nun pumpt sie langsam einen Strom warmen Blutes in sich hinein. (...)

Fällt die Zecke, nachdem das Merkmal der Buttersäure gewirkt hat, auf etwas Kaltes, so hat sie ihre Beute verfehlt und muß wieder auf ihren Wachposten emporklettern.¹

Die Umweltwahrnehmung einer Zecke ist hoch konzentriert, es sind gerade einmal drei Reize, auf die sie reagiert, für alles andere hat sie weder Sinn noch Verstand:

Die Zecke hängt regungslos an der Spitze eine Astes in einer Waldlichtung. Ihr ist durch ihre Lage die Möglichkeit geboten, auf ein vorbeilaufendes Säugetier zu fallen. Von der ganzen Umgebung dringt kein Reiz auf sie ein. Da nähert sich ein Säugetier, dessen Blut sie für die Erzeugung ihrer Nachkommen bedarf.

Und nun geschieht etwas höchst Wunderbares: von allen Wirkungen, die vom Säugetierkörper ausgehen, werden nur drei, und diese in bestimmter Reihenfolge zu Reizen. Aus der übergroßen Welt, die die Zecke umgibt, leuchten drei Reize wie Lichtsignale aus dem Dunkel hervor und dienen der Zecke als Wegweiser, die sie mit Sicherheit zum Ziele führen.²

JACOB VON UEXKÜLL hat uns auf diese Weise zweierlei demonstriert, wie es möglich ist, sich phänomenologisch und mit narrativen Mitteln in die, fast möchte man sagen, subjektive Weltsicht eines beliebigen anderen Lebewesens zu versetzen. Und er hat mit diesem Beispiel zugleich die dunkle Ahnung aufkommen lassen, daß auch unsere Sicht der Dinge beschränkt sein dürfte,

¹Ebd. S. 23f.

²Ebd. S. 28.

zumindest wenn und solange wir nicht durch diese Weise des Eingedenkens unseren Horizont erweitern. Aber das ist nur möglich durch den Wechsel der Position des Betrachters, besser noch durch teilnehmende Beobachtung oder noch besser wäre es, durch Eingedenken und Einfühlung selbst zu dem zu werden, was da verstanden, was nachempfinden, was miterlebt werden soll.

Als Modellvorstellung für einen gelungenen Perspektivwechsel, für einen vollendeten Austausch der Standpunkte, setzt die mythische Begebenheit um den blinden Seher TEIRESIAS die entscheidenden Maßstäbe. Es kommt nicht darauf an, einfach nur entweder Frau *oder* Mann zu sein, entscheidend ist der Wechsel der Perspektiven, als Mann eine Frau und als Frau wiederum Mann gewesen zu sein. Erst dann kann wirklich Auskunft gegeben werden, weil es beim Vergleich der Lustdividende ums Prinzip geht, ob die Geschlechter sich tatsächlich unterscheiden und wenn ja worin und wie. — Bemerkenswert übrigens, daß HERA den Eindruck macht, sie wüßte sehr wohl um diesen feinen Unterschied, würde aber Wert darauf legen, daß nicht zu viel darüber geredet wird, daß, besser noch, diese Differenz in der Lusterfahrung gar nicht erst publik gemacht wird.

Es kommt darauf also zu einer anfangs eher amüsanten Streitfrage zwischen ZEUS und HERA. Während der Göttervater behauptet, in der Liebesvereinigung sei die Frau dem Mann im Genuß sexueller Freuden bei weitem überlegen, hält die Gattin HERA dagegen und behauptet das Gegenteil. — Also wird TEIRESIAS gerufen, um ihn zu befragen, schließlich hat er ja beides erprobt, erlebt und auch empfunden, wie das eine und auch das andere tatsächlich ist. Dabei stellt sich allerdings heraus, daß es nicht lediglich um die Wahrheit sondern um ein Politikum geht. Der Seher tappt eigentlich in eine Falle, weil er mit seiner Auskunft mehr als nur die Wahrheit zum Ausdruck bringt, weil er zugleich einen Streit im Geschlechterkampf entscheidet, der besser nicht hätte entschieden werden sollen.

Es kann nicht wirklich gut ausgehen, in einem Streit unter Göttern den Gutachter zu geben:

Nachdem sie ihn gefragt hätten, habe er geantwortet, daß von den zehn Teilen des Genusses, die es gebe, der Mann nur einen Teil genieße, die Frau aber neun Teile. Da sei Hera in Zorn geraten, habe seine Augen durchbohrt und ihn so blind gemacht. ZEUS aber

*habe ihm die Gabe der Weissagung und ein Leben über sieben Generationen geschenkt.*¹

Diese magische Verwandlung zeigt, was es bedeutet, tatsächlich *Hermeneutik* zu betreiben. Entscheidend ist, die eigene Position zu verlassen und die in Frage kommende Perspektive tatsächlich auch einzunehmen, mit allen Konsequenzen. Wo es nicht wie hier mit einer spektakulären Anverwandlung vonstatten geht, wo es einfach nicht gelingt, die Welt, sich selbst, den eigenen Körper, ja sogar die Liebe und die Lust mit den Augen, ganz authentisch mit den Sinnen und Emotionen des jeweils anderen Geschlechts zu sehen, zu erfahren und zu erleben, dort müssen eben viele kleine Versuche ein Ganzes ergeben. Denken ist nichts anderes als der immer wieder neu unternommene systematische Versuch, sich vorzustellen, was eigentlich unvorstellbar ist.

Es ist eine Frage der *Hermeneutik*, was sich nicht direkt erleben läßt, wenigstens vorstellbar zu machen. Da jede Vorstellung ohnehin auf Konstruktion beruht, käme es nur darauf an, sich möglichst angemessene Vorstellungen zu konstruieren. Wenn also das Ziel tatsächlich darin liegt, einfach nur verstehen, erleben und erfahren zu wollen, was anders ist am Anderen, was fremd ist am Fremden oder auch, was beispielsweise ängstigt an einer Angst, dann lassen sich viele Zugänge finden, die über bekannte Details immer weiter vordringen, bis wir nicht mehr wissen können, was wir uns wie nun genau vorstellen sollten. Das ist der Moment, in dem die *Hermeneutik* zur Hilfe gerufen werden muß. Die Kunst der Deutung liegt darin, eine große Frage in möglichst viele kleine Detailfragen aufzulösen, um dabei genau zu unterscheiden, was mit Gewißheit gewußt, was nur mit Unsicherheit bekannt und was gar nicht in Erfahrung gebracht werden kann. Jedes Problem läßt sich insofern auf Bekanntes und Unbekanntes, auf Sicheres und Unsicheres hin unterteilen. Dabei kann die Hermeneutik als Kunst der Deutung, wie sie ursprünglich von Orakel-Priestern und Sehern entwickelt worden ist, äußerst hilfreich sein, eben dann, wenn wir zunächst eine ganz bewußt offen gehaltene Meta-Theorie konstruieren, eine Matrix. Jedes Problem läßt sich systematisch in Teilprobleme auflösen, um dann alle Detailfragen genau zu benennen und anzugeben, ob und inwiefern die zur Verfügung stehenden Antworten im jeweiligen Sektor bereits hinreichend sind, so daß die Detailfrage als solche befriedigend beantwortet werden kann.

¹Ebd.

Das Ganze ist erst dann das Wahre, wenn es in allen seinen Teilen bekannt ist und wenn zumindest gewußt wird, in welchen Teilen noch Unbekanntes ist, das aber bekannt werden sollte. So läßt sich auch über das Nicht-Gewußte, wenn es nur konkret genug vor Augen geführt wird, sehr wohl genauestens spekulieren. Nicht anders ergeht es einem Orakel-Priester, für den die Zukunft schließlich auch dunkel ist, der sich aber einer Hermeneutik bedient, die im aufschließen kann, was er ohne sie niemals in Erfahrung bringen könnte.

Wichtig ist nur, daß wir die Hermeneutik vor allem auch als Meta-Kritik auffassen und nicht als Fabulierkunst, um irgendeine Weltanschauung einfach nur geltend zu machen. Wenn es tatsächlich um ›die‹ Wirklichkeit geht, also nicht nur um Vorstellung, sondern darum, sich das, was ist, wirklich als solches vorstellbar zu machen, dann muß ein ganz besonderes Gespür an den Tag gelegt werden. Es ist selbst ein kreativer Prozeß, bei dem am Ende die Wirklichkeit möglichst wirklichkeitsgetreu eigens noch einmal neu geschaffen wird, als Vorstellung.

Andere Epochen sind nicht nur von einem anderen Zeitgeist geprägt, sie haben auch gänzlich andere Vorstellung von Wirklichkeit und lassen daher auf ihre Weise gelten, was wirklich sein soll und was nicht. Das macht es so schwer, sich tatsächlich in anderen Zeiten zu bewegen, so zu fühlen, so zu denken, so zu empfinden, wie die, die seinerzeit eben ihre Weltsicht hatten und keineswegs die unsere. — Solche Experimente sind allerdings heilsam, weil sie nicht nur die Andersheit und nicht selten auch die Beschränktheit anderer Zeiten vor Augen führen, sondern weil sie uns auch als Mahnung dienen können, nur nicht zu glauben, unsere Auffassung von Wirklichkeit sei der Weisheit letzter Schluß. Vermutlich wird die Auffassung von Wirklichkeit durch den jeweils vorherrschenden Zeitgeist geprägt. Vielleicht geschieht die Konstruktion der Wirklichkeit ähnlich wie die Konstitution einer Gemeinschaft. Das Selbstverständnis wird nicht positiv gesetzt, vielmehr entsteht es durch Ausgrenzung dessen, was nicht mehr dazu gehören soll. Daraus folgt, daß jeder Zeitgeist eigentlich selbst so etwas im Schilde führt wie ein hermeneutisches Gesamtkonzept von Wirklichkeit, in dem sehr genau festgelegt erscheint, was gelten soll und was nicht. — Eine gute, also eine kritische Hermeneutik müßte es daher ganz konkret darauf abgesehen haben, in den Blick zu bekommen, was eigentlich gar nicht einsehbar sein kann.

Es geht um das Verstehen des eigenen Nichtverstehens, es geht vor allem darum, sich nicht vorschnell mit eilig herbeigeredeten Beschwichtigungsformeln beruhigen zu lassen. Unser Vorstellungsvermögen versetzt uns schließlich in die Lage, sogar das Nichtverstehen als solches nochmals in den Blick zu nehmen. Wenigstens indirekt läßt sich auf diese Weise vielleicht sogar verstehen, bei dem, was wir nicht verstehen, was wir daran nicht verstehen können.

Es ist nicht ausgemacht, wie unsere Epoche in den Augen derer einmal erscheinen wird, die in diesem Augenblick noch nicht einmal geboren worden sind. Betrachtet man den Wandel im Zeitgeist über mehrere Jahrhunderte, so ist es auch erstaunlich, was da so alles an Umbrüchen vonstatten gegangen ist. Vor allem die Moderne bringt immense Verwerfungsprozesse mit sich, sie erzeugt Hoffnungen und Ängste, sie schafft Illusionen und Horrorvorstellungen. Vor allem entsteht erst mit der Moderne so etwas wie das Individuum, eine Innenwelt, in der wir gleichsam bei uns zu Hause sind oder sein sollten. — Es ist zwar erstaunlich, aber es muß vermutet werden, daß diese Innenwelten, die Psyche des modernen Menschen, das Selbst, das Ich und sämtliche dieser Widersprüche und Brechungen erst innerhalb weniger Jahrhunderte aufgekommen sind.

Vieles, was zuvor noch durch Religion, Sitte, Tradition und Tabus über fast alle Köpfe hinweg entschieden zu sein schien, ist inzwischen disponibel geworden. Das mag manchen wie eine Befreiung erscheinen, das erscheint anderen dagegen als ganz große Bedrohung. Und tatsächlich sind viele der vormaligen Ordnungsvorstellungen obsolet geworden. — Die Frage ist in der Tat, was eigentlich nach der Religion kommen soll, Religionskriege? Jedenfalls steht der Zeitgeist der Moderne auf Kriegsfuß mit allem, was zuvor noch fraglos zu sein schien. Wir sollten allerdings auch die Ängste besser verstehen, die damit einhergehen, die Orientierungsverluste, die so bedrohlich erscheinen müssen, wenn die Welt erscheint, als wäre sie von einem doch immerhin für göttlich gehaltenen rechten Weg so konsequent abgekommen, um sich fortan selbst orientieren zu wollen.

Dabei ist es nicht ausgemacht, ob die modernen Zeiten wirklich komplexer sind als die Welten und Kulturen anderswo in der Welt und in der Zeit. Wenn man bedenkt, was alles ausgeschlossen zu sein scheint, wo sich der moderne Zeitgeist demonstrativ gibt, dann wird auch eine große Vielfalt damit eingebüßt. Zugleich bietet aber wohl auch die Standardisierung, die Entwirklichung vieler Möglichkeiten erst die Sicherheit, die es dem Einzelnen überhaupt erlaubt,

sich einigermaßen selbstverantwortlich zu orientieren. — Ausdifferenzierung geht wohl immer auch mit Schattenseiten einher, es sind immense Verluste zu verzeichnen bei der Abschaffung ganzer Möglichkeitswelten. Was sich nicht ins szientistische Weltbild fügt, wird dabei systematisch ausgegrenzt, soll einfach nicht dazu gehören, soll am besten gleich nach Altväter Sitte unter Berührungsverbot stehen, soll Tabu sein.

Die Psyche als Traumwelt

Seit Anbeginn moderner Zeiten wird auf groteske Weise darauf beharrt, daß es keine relevanten Traum- oder Phantasie-Welten mehr geben dürfe, sondern nur eine einzig entscheidende wirkliche Wirklichkeit. Es ist heute geradezu unvorstellbar, wie seinerzeit einem Autor wie KARL MAY noch der Prozeß gemacht werden konnte mit dem Vorwurf, er würde doch nur fabulieren, es gäbe gar keinen *Winnetou*. Er hatte sich diesen Helden wie viele andere auch ganz offenbar so leibhaftig vorgestellt, so daß er zu leben begann — in seiner Phantasie, in seinen Roman-Welten. — Für Kreativität, für die Phantasie aber auch für die Hermeneutik spielt ganz offenbar die methodische Blindheit eine außerordentlich wichtige Rolle, erst dann werden die Figuren wirklich lebendig.

Die ärmlichen Verhältnisse, in die KARL MAY hineingeboren wird, waren so prekär, daß er als Folge einer Hungersnot und von Mangelernährung zunächst erblindete. Wie der Seher TEIRESIAS stellte er sich darauf ein, nicht mit den Augen zu sehen, sondern mit einer Vorstellungskraft, die sich auf das Sehen des Sehens versteht:

Ich sah nichts. Es gab für mich weder Gestalten noch Formen, noch Farben, weder Orte noch Ortsveränderungen. Ich konnte die Personen und Gegenstände wohl fühlen, hören, auch riechen; aber das genügte nicht, sie mir wahr und plastisch darzustellen. Ich konnte sie mir nur denken. Wie ein Mensch, ein Hund, ein Tisch aussieht, das wußte ich nicht; ich konnte mir nur innerlich ein Bild davon machen, und dieses Bild war seelisch. Wenn jemand sprach, hörte ich nicht seinen Körper, sondern seine Seele. Nicht sein Aeußeres, sondern sein Inneres trat mir näher. Es gab für mich nur Seelen, nichts als Seelen. Und so ist es geblieben, auch als ich sehen gelernt

*hatte, von Jugend an bis auf den heutigen Tag. Das ist der Unterschied zwischen mir und anderen. Das ist der Schlüssel zu meinen Büchern. Das ist die Erklärung zu allem, was man an mir lobt, und zu allem, was man an mir tadelt. Nur wer blind gewesen ist und wieder sehend wurde, und nur wer eine so tief gegründete und so mächtige Innenwelt besaß, daß sie selbst dann, als er sehend wurde, für lebenslang seine ganze Außenwelt beherrschte, nur der kann sich in Alles hineindenken, was ich plante, was ich tat und was ich schrieb, und nur der besitzt die Fähigkeit, mich zu kritisieren, sonst keiner!*¹

Auch das ist übrigens bezweifelt worden, daß er während der erste vier Jahre seiner Kindheit tatsächlich blind gewesen ist. Inzwischen ist es allerdings kein Skandal mehr, wenn ein Autor sich eine ganze Welt zusammen fabuliert, noch dazu eine, in der ideale *Figuren des Selbst* so souverän agieren, wie *Old Shatterhand*, *Old Surehand*, *Kara Ben Nemsi* und nicht zuletzt *Winnetou*, die Inkarnation des wahrhaft edlen Wilden, der überflüssigerweise jedoch in der Sterbeszene in der Prärie von ferne her das Geläute von Kirchenglocken hört. — Tatsächlich verkörpern alle diese Figuren eine Wunsch-Identität in voller Perfektion. Viele Autoren suchten seinerzeit verzweifelt nach dem, was nach Religion und Konvention neue Sicherheit bieten könnte, und der Hang zur *Esoterik* war seinerzeit ganz gewiß noch ausgeprägter als heute.

Roman-Helden sind dazu angetan, die Innenwelten der Psyche auszukundschaften, denn im Verlauf der Kulturgeschichte sind diese Traumwelten immer weiter ausstaffiert worden. Während die längst internalisierten antiken Götter so etwas sind wie Idealtypen für die wesentlichen Aspekte der Welt und des Schicksals, sind Romanhelden ganz und gar nicht so zeitlos wie Götter, Geister und Symbole. Romanhelden agieren in ganz konkreten Konstellationen, sie bewegen sich in mikrosoziologisch interessanten Milieus, nehmen den Leser mit auf die Reise ins Innere ihrer Welten und erlauben es, mögliche Wirklichkeiten virtuell in Erfahrung zu bringen.

Es vollzieht sich immer umfassender, was seit Anbeginn der Lautsprache möglich geworden ist. Wir können Erfahrungen, Einblicke und vielleicht auch Einsichten

¹Karl May: *Mein Leben und Streben*. Band I. Freiburg i. Br. o.J. [1910]. [Reprint Hildesheim/New York 1982, mit Vorwort, Anmerkungen, Nachwort, Sach-, Personen- und geographischem Namenregister hrsg. von Hainer Plaul.] S. 31.

miteinander teilen, einfach, indem wir es mitteilbar machen, durch Sprache unter Verwendung von Medien, die immer mehr um sich greifen. Es geht stets darum, Erfahrungen im Zweifelsfalle auch virtuell nachzuvollziehen. — Wir müssen die Abenteuer der Helden nicht wirklich selbst bestehen, sind aber ganz nah dabei, gleichsam im Rücken des Aktors, wenn sie es tun. Indirekt schleicht sich dann das Gefühl beim Leser ein, wirklich dabei gewesen zu sein, sich inzwischen fast schon genauso gut auszukennen, sich eigentlich vielleicht auch so individuieren zu können wie diese.

Das Ganze dient aber vor allem der Angstbewältigung, denn wenn und wo sich die Psyche exponieren soll, dort wird sie zunächst einmal große Ängste überwinden müssen. Wir vereinzeln uns, sondern uns ab, werden zum Eigenbrötler, sobald wir damit beginnen, uns auf uns selbst zu besinnen. — Von Priestern, Autoritäten, von Gemeinschaften, denen wir vielleicht zugehörig sind, wird die Vereinzelung zumeist gar nicht gern gesehen, schon gar nicht goutiert, sondern eher sanktioniert, weil auch bei Anderen wiederum Ängste entstehen, wenn sich einzelne abwenden.

Selbstverständlich muß daher jedes mögliche Ideal-Selbst geradezu göttliche Fähigkeiten haben, oft aber gebrochen durch charakterliche Eigenarten, die eben eine ganz seltsame Mischung aus Glück und Unglück hervorrufen. Erst dann können wir uns spiegeln, identifizieren, wieder erkennen, erst dann kommt der erforderliche Mut auf, sich selbst auf die befremdlichen Innenwelten der eigenen Psyche überhaupt einzulassen. — Nicht nur KARL MAY, sondern auch HERMANN HESSE und FRIEDRICH NIETZSCHE haben der Unbotmäßigkeit überbordender Ich-Ideale erst den erforderlichen Raum zur Selbst-Erprobung geschaffen. Überhaupt eröffnet der Roman den Zugang zum eigenen Inneren, denn darauf kommt es zu einer Erweiterung der Sprache und des Ausdrucksvermögens. Es wird allmählich möglich, auch innerliche Zustände positiv zur Sprache zu bringen.

Die Psyche als Innenwelt eines jeden Einzelnen kommt erst allmählich in den Blick. Sie unterliegt im Zuge der Zivilisationsgeschichte einem langen Prozeß und tritt anfangs nur als schlechtes Gewissen auf, was sie auch im Mittelalter noch vornehmlich prägt. Das Innere des Einzelnen tritt im Prinzip fast nur negativ in Erscheinung, es ist der Ort, an dem das Teuflische ansetzt, gegen das die großen Religionen immer Schutz versprochen. Erst ganz allmählich

werden diese Traumwelten erschlossen, um dort auch ganz andere Regionen vorzufinden, von denen sich erzählen läßt.

Die Ängste, gegen die Religionen dann Heilung versprechen, sind insbesondere von den drei mosaischen Religionen sehr oft systematisch geschürt worden. Ganze Priestergenerationen lebten vom schlechten Gewissen, um dann Seelsorge zu betreiben, die selbstverständlich voraussetzt, sich ihrer Führung zu überantworten. Individualität und Religion stehen ganz offenbar in einem spannungsreichen Verhältnis zueinander, auch dem Staat und seinen Organen kann Individualisierung nicht wirklich geheuer sein.

Gleichwohl differenzieren sich diese Innenwelten immer weiter aus. Neben den Göttern aus dem vormaligen Pantheon und den noch älteren Schichten, den Archetypen in unserer Psyche, sind mittlerweile weitere Konstrukte und Modellvorstellungen zur Selbstverständigung hinzugekommen. Da ist vom Ich die Rede, vom Selbst und vom Über-Ich, von der Identität oder auch vom Es, um nur einige wenige dieser vermeintlichen Instanzen der modernen Psyche zu erwähnen.

Inzwischen gibt es Redensarten, die vermuten lassen, daß Psycho-Diagnosen wie *Burnout*, *Borderline* oder *Bipolar* so etwas sind wie zusätzliche Konstrukte, um auch die unausgewogen individualisierte Psyche als solche wenigstens charakterisieren zu können. Das hat etwas, weil selbstverständlich damit zu rechnen ist, daß die Selbst-Ideale der Literatur aus Jugendzeiten selten erreicht werden, jedenfalls nicht so wie sie im Buche stehen.

Zugleich wirkt es befremdlich, wenn inzwischen die Personen aus dem näheren Umfeld immer häufiger so charakterisiert werden, als wären es lebende Psycho-Diagnosen, bei denen irgendwelche Störungen gekommen sind um zu bleiben. Das alles sind zudem nicht wirkliche Diagnosen sondern einfach nur Bilder, Metaphern und Muster, die sich dem Verstehen oft selbst widersetzen, man hat ja das Bild und setzt darauf, als wäre es eine magische Formel. — Das einzige, was solche Magie aber zu leisten imstande ist, ist der Stillstand aller Versuche, verstehen zu wollen, was wirklich vor sich geht und ob sich nicht doch etwas wieder in Bewegung bringen läßt, so wie im Märchen die Helden schließlich doch auch immer in der Lage sind, den Bann zu lösen.

Da nun die meisten der Prozesse sich in unserer Psyche abspielen, scheint es angebracht, von der Sprache zu erwarten, sie möge uns endlich mehr Aus-

drucksvermögen und damit mehr Zugang, mehr Zugriff und mehr Zuständigkeit erlauben. Wie im Märchen müßte doch dann, wenn nur das richtige Wort gesprochen werden würde, mancher Zauber sich lösen und jeder Bann müßte ins Gegenteil umschlagen, so daß endlich aus den Talenten wieder Gaben werden und keine Belastungen, die einfach nur Probleme bereiten.

Ganz unabhängig davon, ob es den Tatsachen entspricht, daß KARL MAY die ersten vier Jahre seines Lebens blind war. Es ist mehr als eine gelungene Allegorie, wenn er gleichsam mit geschlossenen Augen die von der Großmutter erzählten Geschichten in seiner Vorstellung leibhaftig erlebt haben muß. Besonders das Märchen von der verlorenen Seele habe es ihm angetan, wohl doch, weil die Seele eben für das Wesen einsteht, was für das Sehen eines Sehers zur Herausforderung wird: Wie kann man erkennen, was dem Wesen von etwas entspricht, eben, was wesentlich ist? Sehen kann man es nicht, höchstens einsehen. Aber vielleicht läßt es sich sichtbar machen, durch Sprache. — Das ist es, was gute Philosophie ausmacht, dabei zu sein um zu beobachten, wie in der eigenen Vorstellung ganze Welten entstehen, um sodann nach dem Wesen zu fragen, wie und woran es sich wohl erkennen lassen würde.

Sobald wir uns selbst als Urheber möglicher Welten zu begreifen beginnen, kommt es zu dieser ganz entscheidenden Verdopplung, es geht nicht mehr nur ums Sehen, Fühlen, Reden, Hören, Verstehen und Spüren. Das alles wird erst dann zum Momentum von Philosophie, wenn es verdoppelt wird. Es kommt darauf an, das Sehen zu sehen, das Fühlen zu fühlen, das Reden zu bereden, kurzum, es geht darum, der Sprache zugänglich zu machen, was eigentlich vor sich geht. — Da stehen dann Psycho-Diagnose wie Borderline oder Bulimie und vieles andere, was inzwischen als Etiketten so angehängt wird, einfach nur wie Denkblockaden zwischen dem Gefühl und dem Wort, zwischen Sehen und Bild, zwischen dem Reden und dem Verstehen.

Solche Diagnosen bereiten dem Verstehen ein baldiges Ende, es sind Killerphrasen, die etikettieren, um eigene Ängsten zu überspielen, die aber nicht zum Verstehen führen werden. Und das unterscheidet den alltäglichen Hasenfuß vom Helden in den Romanen: Sie gehen tatsächlich in die Drachenhöhle, sie suchen wirklich die Auseinandersetzung und nehmen jede Herausforderung an, wenn sie denn sinnvollerweise auf dem Weg liegt. — Wir haben insofern in allen diesen märchenhaften Motiven eine unendliche Vielfalt literarischer Bilder, die

es gestatten, allegorische Figuren zur Verfügung zu haben, die dabei behilflich sein können, mitteilbar zu machen, was tatsächlich im Inneren der eigenen Psyche der Fall sein könnte.

Die Sachen selbst zur Sprache bringen

Vorstellung und Wirklichkeit

Es ist naiv zu glauben, die Welt sei so, wie wir sie sehen. Kritikfähigkeit kommt erst dort auf, wo die eigene Sichtweise bezweifelt wird. Wer am eigenen Sehen zweifelt, wer sich vorstellen kann, daß es auch andere, eventuell sogar bessere, vielleicht auch nur alternative Sichtweisen der Welt geben kann, erwirbt sich, worauf es ankommt, die Fähigkeit zur Kritik, was allerdings auch erst ein Anfang ist. — Wirkliches Verstehen kommt erst auf, wenn wir unser Sehen gesehen und unser Verstehen verstanden haben.

Das macht die Metapher vom sehenden Blinden so interessant, weil darin eine Allegorie gesehen werden kann für das, was in der Philosophie erst wirkliches Sehen, Vorstellen, Einfühlen, Denken und Verstehen ausmacht. — Wer blind ist oder sich im übertragenen Sinne selbst für blind hält, setzt sich nicht nur kritisch auseinander mit dem was gesehen wird, sondern auch mit dem Sehen selbst. Daraus ergibt sich zwangsläufig ein kritisches Selbst-Verhältnis: Der naive Realismus, allen Ernstes zu glauben, die Welt sei so, wie wir sie sehen, wird unterminiert. Wir sehen dann das Sehen selbst mit anderen Augen.

Daher ist es von so großer allegorischer Bedeutung, daß ein Seher vom Schlage des TEIRESIAS blind ist. Er hat eben Augen für anderes, er hat Augen, die ins Dunkle hineinsehen und somit weit mehr leisten, als es tatsächliche Augen je könnten. Das Handikap, kein Augenlicht zu haben, gereicht dem Seher zum Vorteil, er betreibt fortan das Sehen mit Selbstkritik. — Es geht nämlich nicht einfach darum nur zu sehen, sondern zu sehen, wie ein Blinder der sehen will, versuchen würde zu sehen, nämlich so, wie er sich Sehende vorstellt und so, indem er sich vorstellt, was Sehende wohl sehen würden.

Seltsamerweise wird das Handikap damit zu einem Talent, aus der Blindheit folgt notwendigerweise der Versuch, die Verluste zu kompensieren. Was die Nachteile wieder wett machen kann, ist mehr als nur ein Ersatz, es ist eben etwas völlig anderes als das, was Sehende sehen: So geraten dann beim selbstkritischen

Sehen die Konstruktionen, mit denen Sehende ihre Welt konstruieren, selbst in den Blick. — Sehen ist eben nicht einfach nur Sehen, sondern begleitet von der Vorstellung, tatsächlich zu sehen, was man vielleicht auch nur zu sehen glaubt.

Wenn beispielsweise von einer Person gesprochen wird, die angeblich ein sogen. Borderliner ist, dann beginnen wir bereits damit sie dementsprechend zu ›sehen‹, was nichts weiter bedeutet, als daß wir dann Vor-Urteile hegen, Festlegungen, die uns dazu veranlassen, diese Person nur noch so zu sehen, wie wir sie uns aufgrund solcher Pseudo-Diagnosen nun einmal vorstellen. Das aber bedeutet ferner, daß wir dieser Person selbst gar nicht mehr normal und unbefangen begegnen können. So wird durch Vorstellung zunächst konstruiert, was später dann auch tatsächlich gesehen wird. Dabei sind es eigentlich nur Ein-Bildungen, die da sichtbar gemacht werden.

Wir sind uns des eigenen Denkens so unsicher, daß es zumeist nur auf die Attitüden ankommt. Es genügt, dem Habitus nach gerade mal den Eindruck zu erwecken, man habe verstanden und würde einsehen, was gar nicht eingesehen und schon gar nicht verstanden worden sein kann. — Daher ist es so entscheidend, sich zunächst einmal vorzustellen, man sei tatsächlich blind und daraufhin ernsthaft darum bemüht, sich selbst bei der Erschaffung der eigenen Vorstellungen kritisch über die Schulter zu schauen. Wer das tut, konstruiert die eigenen Mißverständnisse wenigstens bewußt und kann dann auch dabei sein, wenn sich Vorannahmen als haltlos erweisen. Denken ist ein Prozeß, der am besten über Stufen vonstatten gehen sollte, dann hat man vielleicht wenigstens eine Ahnung, wo man sich gerade vielleicht befinden könnte, im Denken.

Natürlich sind das alles nur Metaphern. Es ist aber hilfreich, mit dem Bild von der eigenen Blindheit metaphorisch die Voraussetzung geschaffen zu haben, das eigene Sehen nochmals in den Blick nehmen zu können. Also was bedeutet es eigentlich, nicht wie selbstverständlich einfach nur zu sehen, sondern eben das eigenen Sehen nochmals zu sehen? Wie ist es, nicht einfach nur mit Vorstellungen zu arbeiten, sondern sich selbst als Anwender und mitunter auch als Urheber dieser Modell-Vorstellungen zu begreifen? — Dann erst wird das Denken zum Philosophieren, wenn es gelingt, das eigenen Denken nochmals zu bedenken.

Großmutter erzählte eigentlich nicht, sondern sie schuf; sie zeichnete; sie malte; sie formte. Jeder, auch der widerstrebendste Stoff

gewann Gestalt und Kolorit auf ihren Lippen. Und wenn zwanzig ihr zuhörten, so hatte jeder einzelne von den zwanzig den Eindruck, daß sie das, was erzählte, ganz nur für ihn allein erzählte. Und das haftete; das blieb. (...) Großmutter war eine arme, ungebildete Frau, aber trotzdem eine Dichterin..., die aus der Fülle dessen, was sie erzählte, Gestalten schuf, die nicht nur im Märchen, sondern auch in Wahrheit lebten.¹

Wir müssen uns unsere eigenen Innenwelten ganz offenbar erst erschließen. Vermutlich gab es zu anderen Zeiten diese Innenwelt, dessen, was wir inzwischen als *Psyche* verstehen, noch gar nicht, jedenfalls wurden dementsprechende Phänomene nicht so wahrgenommen wie wir es inzwischen tun.

Seltsamerweise setzt zugleich mit dem Aufkommen der Moderne ein Paradigmenwechsel ein. Nicht mehr der Traum von Welt sondern eine angeblich eiskalte faktische Wirklichkeit sollte nunmehr einzig und allein entscheidend sein. Alles, was in die saubere Weltvorstellung der Moderne nicht hineinpaßt, wurde ausgegrenzt, mitunter hat man sich auch daran versucht, es auszumerzen. Das ist auch eine Form der Angstbewältigung, man reduziert einfach alles das, was überhaupt als wirklich gelten darf, auf ein Minimum, alles andere wäre dann unsittlich, unmoralisch, krankhaft, zutiefst verdorben und verbrecherisch. — Die Moderne ist nicht die Steigerung des Humanismus, vielmehr hat sie vielen humanen Impulsen einen Riegel vorgeschoben, nicht selten unter Berufung auf Wissenschaftler, die wie Priester daher kamen, wenn man etwa ERNST HAECKEL nimmt, der wie ein Prediger den *Darwinismus* als Heilslehre verkündet hat.

Träume, Phantasien und Utopien gelten fortan als gemeingefährlich, weil sie doch den Blick auf die vermeintliche Wirklichkeit verstellen, eben eine Respektlosigkeit sind gegenüber dem, was fortan zu gelten hat. Immer schon war es den Staatsreligionen äußerst suspekt, wenn sich Einzelne auf eigen Faust aufmachten, ins Reich der Phantasie zu gehen, um von dort mit Utopien wiederzukommen. Aus der Kritik am eigenen Sehen kann schnell eine werden, die sämtliche Denkschablonen aufs Korn nimmt.

So ist dann auch vom Konsum von Romanen abgeraten worden, vor allem Frauenzimmer kämen auf abwegige Gedanken. In der Tat, wer sich ins Schicksal

¹Ebd. S. 29f.

fügt, wie sich nur Gläubige im Vertrauen auf göttliche Gunst klein machen können, tut das Gegenteil von alledem. Es ist auch ein Anfang der Kritik, sich zunächst einmal nur wegzuträumen in eine Welt, die vielleicht nicht nur anders, sondern eben auch besser ist. So wird allmählich der Glaube schwächer, diese Welt für gegeben zu halten und sie einfach hinnehmen zu müssen. Tatsächlich verloren zu jener Zeit viele der Frauenzimmer den Glauben daran, daß die Welt, in der man sich befindet, tatsächlich die beste aller möglichen Welten ist.

Die Moderne stellt sich so gern himmelsstürmerisch dar und schmückt sich mit den nackten Ikonen von Frauenkörpern, die irgendeine technische Errungenschaft hochhalten, als wäre das bereits die Erfüllung aller verheißener Zukünfte. Insofern läßt sich nachvollziehen, warum so viel Wert gelegt wurde darauf, daß, wenn schon geträumt wird, möglichst angepaßte Visionen geträumt würden. Träume von der Größe der Nationen vielleicht, von der Durchschlagskraft der Waffen aber nicht solche, die von einem warmen humanen Geist getragen würden.

Es ist wohl auch das, was motiviert haben mag, KARL MAY den Prozeß zu machen, eben weil mit der Moderne das Verhältnis zwischen Traum und Wirklichkeit umgekehrt wird. Nicht mehr die Utopie, sondern einzig die vermeintliche Wirklichkeit oder das, was dafür gehalten wird, soll fortan von Bedeutung sein. Galten zu anderen Zeiten noch Wunderwirkungen, Gottesurteile oder auch Visionen im Traum als Ausdruck einer Realität, die hinter der Wirklichkeit steht, so sind inzwischen nur noch technokratische Konstruktionen von Welt alles entscheidend.

Allerdings dürfte es zu allen Zeiten ein Problem gewesen sein, wie es überhaupt möglich sein kann, das eigene Sehen zu sehen, Gefühle nachzuempfinden und Gedanken nochmals bedenken zu können. Die tatsächliche Unsicherheit ist allerdings nicht nur dunkel zu erahnen, sondern tatsächlich Quelle mancher Horrorvorstellung, womit EDGAR ALLEN POE ganz bewußt gespielt hat.

*All that we see or seem
Is but a dream within a dream.*¹

Alles was wir sehen oder scheinen, ist nichts als ein Traum in einem Traum,

¹Edgar Allen Poe: A Dream within a Dream. In: Collected Works. New York 1902. Bd. 1, S. 452.

das ist eine Anweisung zur Dekonstruktion dessen, was sicher scheint aber keineswegs verlässlich ist.

Metaphern und die Kunst des Zuschauers

Die Kraft des Denkens, nicht mit dem eigenen Strom zu schwimmen, ist die des Widerstands gegen das Vorge dachte. Emphatisches Denken fordert Zivilcourage. Der einzelne Denkende muß es riskieren, darf nichts unbesehen eintauschen oder ab kaufen; das ist der Erfahrungskern der Lehre von der Autonomie. Ohne Risiko, ohne die präsente Möglichkeit von Irrtum, ist objektiv keine Wahrheit. Die meiste Dummheit des Denkens formiert sich dort, wo jene Courage, die dem Denken immanent ist und die stets wieder in ihm sich regt, unterdrückt ward. Dummheit ist nichts Privatives, nicht die einfache Abwesenheit von Denkkraft, sondern die Narbe von deren Verstümmelung. Nietzsches Pathos wußte das. Seine imperialistisch abenteuernde Parole vom gefährlichen Leben wollte im Grunde wohl lieber: gefährlich denken; den Gedanken anspornen, aus der Erfahrung der Sache heraus vor nichts zurückzuschrecken, von keinem Convenu des Vorge dachten sich hemmen zu lassen.¹

Um gefährlich zu denken, aus der Erfahrung der Sache heraus, ohne vor etwas zurückzuschrecken, dazu ist *Geduld zur Sache* erforderlich. Es kommt darauf an, das in der Sache erforderliche Urteilsvermögen ohne besondere Hinsicht auf das konkrete Problem zunächst einmal im Allgemeinen virtuell zu bewältigen. — Durch voreiliges Wer ten wird der Prozeß als Ganzer sabotiert und oft zum Abbruch gezwungen. Auch Exkurse, die nicht wieder zum Thema zurückfinden, gehören dazu. Ganz oft werden Diskurse unterminiert, indem Zeitnot und Entscheidungsbedarf einfach herbeigeredet wird.

Es ist durchaus anspruchsvoll, die Sachen tatsächlich zur Sprache zu bringen. Wir sollen ja nicht über sie sprechen, wir sollten versuchen, sie zum Sprechen zu bringen. Dem Interpreten ist es daher aufgegeben, so KONERSMANN,

sich zu dem Leistungsniveau zu steigern, das dem Gegenstand in seiner Eigengestalt gemäß ist. Aus rein sachlichen Gründen, nämlich

¹Theodor W. Adorno: Anmerkungen zum philosophischen Denken. In: Gesammelte Schriften, Band 10.2, Frankfurt am Main 1977. S. 604f.

um der hier im eigentlichen wie im übertragenen Sinn zu verstehenden Subtilität des Zeichens willen ist nichts Geringeres verlangt als eine Annäherung auf gleichem Niveau, und das heißt Ebenbürtigkeit. Die damit angedeutete Position markiert den idealen Standpunkt rezeptiver Aufmerksamkeit.¹

Bilder sind Vor-Stellungen, die wir an die Sachen herantragen. Wir könnten auch andere nehmen, dann würde sich sogleich auch andere Vorstellungen ergeben. Daher ist es so naiv, den Bildern zu vertrauen, denn sie gründen nicht im Reich der Ideen, sie sind weder überweltlich noch geschichtslos. Sie sind vor allem eines nicht, verlässlich. — Die Sachen sind nicht so, wie wir sie uns vorstellen, selbst wenn wir den Eindruck haben, urplötzlich bis auf den Grund der Dinge sehen zu können. Die Vorstellung, es gebe so etwas wie eine reine Rationalität, die überweltlich und geschichtslos einfach mal konstatiert, was der Fall ist und was nicht, ist der Gipfel aller Naivität. Die Wahrheit ist nichts weiter als ein bewegliches Heer von Metaphern, hat dann auch FRIEDRICH NIETZSCHE konstatiert:

Was ist also Wahrheit? Ein bewegliches Heer von Metaphern, Metonymien, Anthropomorphismen, kurz eine Summe von menschlichen Relationen, die, poetisch und rhetorisch gesteigert, übertragen, geschmückt wurden und die nach langem Gebrauch einem Volke fest, kanonisch und verbindlich dünken: die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben ...

Wir wissen immer noch nicht, woher der Trieb zur Wahrheit stammt: denn bis jetzt haben wir nur von der Verpflichtung gehört, die die Gesellschaft, um zu existieren, stellt: wahrhaft zu sein, das heißt die usuellen Metaphern zu brauchen, also moralisch ausgedrückt: von der Verpflichtung, nach einer festen Konvention zu lügen, herdenweise in einem für alle verbindlichen Stile zu lügen. Nun vergißt freilich der Mensch, daß es so mit ihm steht; er lügt

¹Ralf Konersmann: Geduld zur Sache. Ausblick auf eine Philosophie für Leser. In: Neue Rundschau 109. Jg. 1989, Heft 1. Frankfurt am Main 1989. S. 30–46. Zit. v. S. 31.

*also in der bezeichneten Weise unbewußt und nach hundertjährigen Gewöhnungen — und kommt eben durch diese Unbewußtheit, eben durch dies Vergessen zum Gefühl der Wahrheit.*¹

Metaphorologie als Metaphernfolgenabschätzung

Mit seiner *Metaphorologie* legt HANS BLUMENBERG gegen den naiven Gebrauch von Metaphern beindruckend Einspruch ein, weil es mit seiner Theorie gelingt, an ganz besonderen Beispielen zu erläutern, was Metaphern leisten, wozu sie uns bewegen und wann sie uns auf Abwege führen. — Besonders bemerkenswert ist die Rolle, die Metaphern dabei spielen, wenn das Neue ins Denken kommt, wenn es gilt, eine Entdeckung zu machen. So souffierte beispielsweise erst die Vorstellung von einer Wendeltreppe den Entdeckern die entscheidende Idee für das gesuchte Modell der Erbsubstanz und seiner ganz besonderen Struktur.

Wir konstruieren unsere eigenen Vorstellungen metaphorisch und erst dann lassen sich die jeweiligen ›Entdeckung‹ überhaupt erst machen. Da muß allerdings die kritische Rückfrage erlaubt sein, was wir da wirklich tun: Sehen wir nur, was wir zuvor an Modellvorstellungen hineingelegt haben oder zeigen sich an den Sachen selbst nicht doch immer auch gewisse Aspekte, die durch Metaphern sichtbar, spürbar und erkennbar gemacht werden, so daß sie sich überhaupt erst zeigen können?

Beides dürfte der Fall sein, wir sehen, was wir hineingelegt haben und wir erkennen erst dann, daß es tatsächlich etwas Entscheidendes zu erkennen gibt, wenn und solange nicht nur die richtigen Modelle angewandt, sondern auch die richtigen Fragen gestellt werden. — Tatsächlich ist es daher stets fraglich, was eigentlich *entdeckt* und was daran wiederum jeweils *konstruiert* ist, wobei nichts gegen Konstruktionen spricht. Allerdings wäre es einfach nur naiv zu unterstellen, die Welt sei so, wie wir sie uns mithilfe von Modellen vor Augen führen.

Gerade die wissenschaftliche Entdeckung geht auf diese Weise vonstatten: Da ist einerseits das Material, andererseits ist da alles, was man bereits in Erfahrung gebracht hat. Als erstes wird durch Konstruktion, durch Metaphorisieren, durch

¹Friedrich Nietzsche: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne. In: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta. München 1954. Bd. 3, S. 313f.

mustergültige Modellierung aus alledem, was man bereits weiß, so etwas wie eine nachvollziehbare, im Experiment anwendbare Modellvorstellung entwickelt. Das geschieht angesichts des Materials durch das Zusammenziehen der Zeugnisse und, so KONERSMANN. — Erst

*das Hindurchlegen einer erzählerischen Linie durch eine Reihe ausgewählter Rezeptionpunkte gibt den Blick auf den Gegenstand in der offenen Struktur seiner Sinnbezüge frei.*¹

Wir geben der ganze Sache also eine Story, wir erfinden eine Erzählung, geben Motive hinzu, lassen eine Dynamik entstehen und bekommen auf diese Weise plastisch vor Augen, was angeblich der Fall ist. Dabei steht allerdings eher die Erzählung im Vordergrund und dahinter kann das, worum es eigentlich geht, sehr bald bereits ins Hintertreffen geraten.

Die Wahrnehmung der Welt ist abhängig von ihrer Konstruktion. Daher ist es für jede Philosophie von so außerordentlicher Bedeutung, das eigene Verstehen selbst noch einmal in den Blick zu bekommen. Mit der *Theorie der Unbegrifflichkeit* von HANS BLUMENBERG läßt sich die enorme Bedeutung von Metaphern verdeutlichen. Mit der Dekonstruktion verhält es sich wie mit einem Kontrastmittel, mit dem sichtbar gemacht werden kann, was an sich nicht erkennbar wäre. Dann läßt sich schemenhaft erkennen, was eigentlich vor sich geht beim Verstehen, beim Erkennen und beim Beurteilen: Die Sache selbst wird zunächst mit einer Story versehen und dementsprechend in Szene gesetzt, erst dann kann sie überhaupt beurteilt werden.

Wir erleben nicht die Sachen selbst, sondern nur deren Inszenierung im inneren Theater unserer Imagination. Erst mit den Stories werden die Sachen erfahrbar gemacht. Und wenn dann eine dieser einschlägigen Metapher zum Zuge kommt, dann ist das Vertrauen fast blind, was auch immer souffliert wird. Dabei sind es doch eigentlich nur Bilder, Modelle, Symbole oder mythische Figuren, die dem Ganzen erst einen höheren, tieferen oder auch größeren Sinn verleihen.

Aber mit der *Metaphorologie*, wie sie BLUMENBERG so exemplarisch demonstriert hat, lassen sich viele dieser Phänomene des Verstehens oder auch Mißverstehens selbst nochmals in den Blick nehmen. Der Sinn, den wir glauben erkennen zu können, wurde in der Regel zuvor selbst erst hineingelegt. Es ist

¹Ebd. S. 44.

daher äußerst interessant, diese Konstruktionen sichtbar zu machen, um das eigene Verstehen nochmals nachzuvollziehen. Sobald die Plots dekonstruiert werden, läßt sich erkennen, daß Metaphern von irgendwoher einen Sinn übernehmen, um ihn dann auf eine Sache zu übertragen, die eigentlich rein gar nichts damit zu tun hat.

Es ist allerdings mehr als erstaunlich, daß unser Verstehen dann doch einigermaßen erfolgreich ist. Dabei scheint es eher abhängig zu sein davon, mit dem möglichen *Mißverstehen* genauer umzugehen. Wenn man sich vor Augen führt, wie Dialoge vonstatten gehen, dann kommt es genau darauf an, immer genauer zu spezifizieren, was eigentlich wie gemeint sein soll. Die Frage wäre nur, wann ist Verstehen wirklich sicher, wann ist der größte Teil möglicher Mißverständnisse wirklich ausgeräumt. — Jedenfalls läßt sich das Betriebsgeheimnis menschlicher Verständigungsprozesse eher auf den systematischen Umgang mit dem Mißverstehen zurückführen.

Vor diesem Hintergrund wird die BLUMENBERGSCHE *Theorie der Unbegrifflichkeit* zu einem interessanten Instrument, mit dem sich das Verstehen als Prozeß darstellen läßt. So gehen wir beispielsweise den Weg, der zu einer ganz entscheidenden Erkenntnis führen wird, noch einmal und sehen bestenfalls die Entdeckung als Prozeß mit den Augen des Entdeckers, der zu diesem Zeitpunkt aber noch gar nicht verstanden hat, was er alsbald erst verstehen wird.

Diesen Prozessen, in denen sich erst allmählich entwickelt, was später selbstverständlich erscheint, widmet sich BLUMENBERG in umfangreichen Studien. Immer geht es dabei um die *Bedingung für die Möglichkeit*, etwas überhaupt einsehen zu können. Dabei zeigt sich, wie voraussetzungsreich das Verstehen eigentlich ist. — Also geht BLUMENBERG zurück, bis weit vor den Zeitpunkt, an dem die Möglichkeit, die fragliche Entdeckung, die entscheidende Einsicht überhaupt machen zu können, noch gar nicht erfüllt worden ist. Das ist die Rezeptur vieler seiner Schriften: Die Entdeckung wird noch einmal gemacht, zum einen betrachtet aus der Perspektive des späteren Entdeckers, zum anderen betrachtet aus der Perspektive des phänomenologischen Zuschauers.

Bei diesem Verfahren geraten vor allem auch die Schwächen jeder Modellbildung alsbald in den Blick. Entscheidende Fragen drängen sich auf bei einer solchen *Dekonstruktion*: Warum dieses Bild, warum kein anderes? Wäre dieselbe Entdeckung auch mit einer anderen Metapher gemacht worden? — Dem

Erkenntnisgewinn auf der einen Seiten, stehen eben auch Erkenntnisverluste auf der anderen Seite gegenüber. Die Naivität, sich von einem Bild gefangen nehmen zu lassen, sich von ihm die Sache selbst nahe bringen zu lassen, anstatt mithilfe des Bildes die Sache selbst anzusprechen, läßt sich mit dieser Methode deutlich machen.

Es gilt, die übliche Naivität bei der Konzeption, bei der Rezeption und schließlich auch bei der Anwendung von Modellvorstellungen zu beobachten. Da ist es durchaus spektakulär, wie sehr gerade die Meistererzählungen der abendländischen Geistesgeschichte selbst wiederum gehalten werden von Konstruktionen, die sich mit dieser Methode sichtbar machen lassen, um dann gar nicht mehr so unbezweifelbar dazustehen.

Ausgerechnet KANTS vielbewunderte Definition von *Aufklärung*, so wiederum BLUMENBERG, verdunkle das Rätsel ihres Ursprungs, weil die vorhergehende Unmündigkeit nicht mit einem organischen Reifungsschema koordiniert worden sei. Vielmehr werde das Faktum der *Vernunft* in der Geschichte gebunden

an so etwas wie gutes Selbstzureden. Da hätte nur einer zu sich selbst zu sagen brauchen: ›Habe den Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!‹, als läge dieser wie ein ungenütztes Handwerkszeug bereit und es sei nur ›so bequem, unmündig zu sein‹.¹

Zuvor aber sei doch die Unmündigkeit als ein ›Unvermögen‹ definiert worden, sich des eigenen Verstandes ohne fremde Hilfe bedienen zu können. Damit aber werde das Problem nur verschoben auf jene, die Hilfe zu leisten hatten, oder auch auf jene, die diese Rolle mißbrauchten.

Nein, die Selbstverschuldung ist eine Mystifikation von genau jener Typik der moralischen Zurechenbarkeit des ›Hangs zum Bösen‹ als eines eben selbstverschuldeten.²

Um das Unbeschreibliche jenseits der Grenzen von Sprache und Welt doch noch erfahren und vermitteln zu können, sind wir auf den Gebrauch von Modellvorstellungen angewiesen, denn wir sind nicht in der Lage, durch intuitives

¹Hans Blumenberg: Höhlenausgänge. Frankfurt am Main 1989. S. 548.

²Ebd. S. 548.

Eingedenken unmittelbar alle unterschiedlichen Facetten gleichzeitig erfassen zu können. Das definitiv obligatorische Umherlaufen in der ersten Phase aller Diskurse verlangt aber, um in die zweite Phase, in die der Sukzession übergehen können, eine Zusammenschau der zuvor gemachten Erfahrungen. Dazu aber bedarf es einer Story, einer Meistererzählung, eines Mythos oder einer Metaphorik. Es gilt, immer erst ins Bild zu setzen, was wie verstanden werden soll.

Somit offenbart der Terminus von der *Selbstverschuldung* ein diskursstrategisch ausgesprochen interessantes Manöver. Damit wird nicht nur ins Bild gesetzt, was Aufklärung angeblich ausmacht, zugleich wird damit ein bestimmtes Verständnis gegen alle anderen auch denkbaren Modellvorstellungen durchgesetzt. Das geschieht oft, das ein einmal gewähltes Bild mögliche Alternativen als unvorstellbar erscheinen läßt. — Immunisierungsstrategien können den Selbstanforderungen von Aufklärung und Wissenschaftlichkeit aber nicht entsprechen, sondern konterkarieren sie. Bei BLUMENBERG liest sich die Kritik dann folgendermaßen:

Der Begriff Selbstverschuldung entzieht die Vorgeschichte der Aufklärung der Aufklärbarkeit, und darin liegt eine Herausforderung wiederum der Vernunft selbst, auf solcher zu bestehen und sie zu leisten.¹

Diese Grenzüberschreitung, den Ausgang aus der Unmündigkeit, hätte sich die *Vernunft* nicht einfach nur selbst attestieren dürfen. Sie wäre vielmehr gehalten gewesen, über diesen Anfang, also über diese Grenze zurückzureichen, um sich selbst als Akt der Geschichte nachweisbar ausweisen zu können. Formeln wie jene vom ›Hang zum Bösen‹ aber auch ›selbstverschuldete Unmündigkeit‹ seien eben keine Antwort auf die ursprünglich anstehenden Fragen, sondern vielmehr die Verhinderung des Aufkommens der Fragen selbst, so BLUMENBERG.²

¹Ebd. S. 549.

²Ebd.

Bilder, Ideale und Götter

BEOBSACHTEN LÄSST SICH BEOBSACHTEN — VOM BILDER VERBIETEN UND BILDER MACHEN — ›BILD‹ IST ›SINN‹ — DIVERGENZEN ZWISCHEN BILD UND SACHE — ›RICHTIGES‹ DENKEN IST NOCH KEIN ›BEDACHTES‹ DENKEN — DER FRÖMMLER UND DAS EUTHYPHRON-DILEMMA — ERZÜRNT GÖTTER ALS DRUCKMITTEL IN DER POLITIK — VOM MORALISIEREN IM NAMEN DER TOLERANZ — WO DIE NOT ZUR TUGEND WIRD: LUST AN DER UNTERWERFUNG — KEIN WEG FÜHRT ZURÜCK IN DIE TRAUMZEIT — DER KÜHLE KOPF UND DIE HEILIGE EINFALT — HERREN UND KNECHTE, HIRTEN UND SCHAFE — RELIGION, KONSUM UND MARKENTREUE — MONOTHEISMUS UND SUPREMATIE — SCHICHTEN DER PSYCHE — DAS ROMANTISCHE ICH UND SEINE ROLLEN — MULTIPLE IDENTITÄTEN UND KONFLIGIERENDE NARRATIVE

Die Macht (über) die Bilder	135
Bilderverbot und Definitionsmacht	135
Frömmler, Fanatiker und Fundamentalisten	140
Beliebigkeit als Belastung	143
Religion als Politik	149
Hirtenidylle	149
Religion, Psyche und Relativismus	152
Alles bleibt, nichts geht verloren	157

Die Macht (über) die Bilder

Bilderverbot und Definitionsmacht

Wir sind angewiesen auf Vergleiche und Übertragungen, denn es fehlt uns manches Sinnesorgan und einiges an Verständnisvermögen. Insofern sind wir

alle immer auch blind, taub und verständnislos für vieles, was zu verstehen mehr als lohnenswert sein würde. Aber es ist möglich, sich zu behelfen und der erste Schritt dazu wäre, sich der eigenen Grenzen bewußt zu werden, das eigene Sehen nochmals zu sehen, dem eigenen Verstehen und Mißverstehen ganz bewußt noch einmal nachzugehen.

Alles, was über Kleingruppen hinausgeht, überfordert unsere natürliche Auffassungsgabe. Den Nahraum beherrschen wir schon, über Anschauungen vom Fernraum aber verfügen wir nur noch mithilfe von Modellvorstellungen. Es fehlen einige Sinnsysteme, es fehlt einiges an Wahrnehmungsvermögen, vor allem fehlen uns umfassende Auffassungsgaben, so wie sie in den Mythen nur Göttern zugesprochen werden. — Wir sind infolgedessen auf Bilder angewiesen, um uns doch noch vor Augen führen zu können, was wir nicht mehr mit den Sinnen und auch nicht mehr mit unserer Instrumenten wahrnehmen, sondern nur noch indirekt erschließen können.

Im Unterschied zur ideal gedachten göttlichen Erkenntnis, an der eben auch Maß genommen werden kann, ist es uns nicht gegeben, durch angewandte Intuition mühelos auf einen Blick bereits alles zu durchschauen und ad hoc verstanden zu haben. Laut Schöpfungsbericht genügt nur ein einziges Wort, um es über einer zukünftigen Welt hell werden zu lassen. — Wir verfügen dagegen nicht über die Gabe allgegenwärtiger Allwissenheit, sondern sind auf Sprache, Dialoge und Diskurse verwiesen. Aber so kann es dann doch noch gelingen, das Ganze zunächst wenigstens in Teilen und dann allmählich auch in seiner Ganzheit in den Blick zu bekommen.

In ein und derselben Angelegenheit sind häufig sehr viele unterschiedliche Perspektiven erforderlich, um tatsächlich umfassend zu verstehen. Daher ist es so entscheidend, endlich vom Singular in den Plural zu wechseln. Wir sollten uns mehr als nur ›ein‹ Bild machen, sondern möglichst viele davon, um dann alle erdenklichen Bilder als Vorstellungen über die gerade fragliche Angelegenheit zusammenzutragen. — Es gilt, zunächst beim Erschließen eines Themas eine ganze Galerie möglicher Bilder zur Sache zu finden und zu versammeln, denn unsere Einbildungskraft arbeitet vornehmlich zunächst auf der Grundlage von Bildern.

Jedes beliebige Thema läßt sich systematisch erschließen, wenn wir wie in einer Kunstgalerie von Bild zu Bild zu schreiten und immer wieder verweilen, um die Werke auf uns wirken zu lassen. Manche davon wirken nicht selten, als hätten sie so etwas wie Persönlichkeit. Das dürfte darauf zurückzuführen sein, daß wir sie bereits glauben zu kennen. Es ist aber wichtig, davon wieder absehen zu können und sich zu öffnen. Manche davon beginnen dann tatsäch-

lich sich mitzuteilen, denn es scheint, als ginge die Wirkung nicht von uns sondern von ihnen aus. — Derweil dürfte das Wechselbad der Gefühle außerordentlich sein, weil große Werke eine immense Ausstrahlung entwickeln können. Kunstausstellungen sind insofern ein äußerst interessantes Terrain, sich im diskursiven Perspektivismus zu erproben. Schließlich geht es darum, sich selbst beim Wechsel der Perspektiven zu beobachten.

Gerade der Bekanntheitsgrad, die Prominenz mancher Kunstwerke dürfte allerdings nicht unerheblich sein, wenn der Betrachter selbst mit in die Szenerie einbezogen wird, sich also angesprochen fühlen muß, nicht lediglich in seiner Rolle als passiver Rezipient, sondern als teilnehmender Beobachter. — In seiner Suite von 1874 *Bilder einer Ausstellung* vertonte MODEST MUSSORGSKY den Gang durch die von Freunden in Petersburg veranstaltete Ausstellung zum Angedenken an den kurz zuvor verstorbenen Maler VICTOR HARTMANN (1834–1873).

Lautmalerisch werden je nach Exponat changierende Stimmungen dargestellt, gefolgt vom bereits zu Beginn deklarierten Thema der ›Promenade‹, das viermal wiederkehrt. Der Zuhörer der Suite wird dabei zum Beobachter eines Besuchers dieser Ausstellung und sieht zwar nicht, was dieser sieht, spürt aber oder glaubt zu spüren anhand der jeweiligen Stimmung, welche Impressionen wohl vom jeweiligen Werk ausgegangen sein mag. Durch eine weitere Variation der Promenade begibt sich MUSSORGSKY schließlich selbst in die Szenerie und stellt sich neben dem Maler selbst als Betrachter dar. — Beobachten läßt sich also beobachten, Erleben läßt sich nochmals erleben; darauf kommt es an, daß auch ist es, was das Handwerk des Rezipierens selbst zur Kunst werden läßt.

Gerade Bilder haben mitunter eine immense Macht. Es geht eine Gewalt der Beeinflussung mit ihnen einher, die selbst nicht geheuer sein kann. Etwas ins Bild zu setzen, war und ist daher nicht selten ein Politikum, denn in der Regel wird Autorität damit verbunden, diese Definitionsmacht beanspruchen zu dürfen, Bilder zu machen, Bilder zu verändern und nicht selten, Bilder zu verbieten. — Wer über die Macht verfügt, Bilder zu besetzen, kann Gedanken, kann vielleicht sogar Denkmöglichkeiten und damit das überhaupt Denkbare beeinflussen.

Wenn nämlich Gefühle mit vermeintlichen Gewisheiten daherkommen, dann werden sie vieles andere einfach in den Schatten stellen. Davon wird sich das Vorstellungsvermögen sehr bald einschüchtern lassen, so daß man sich bald schon glaubt, dieselbe Sache überhaupt gar nicht mehr anders vorstellen zu können. Das ist der intellektuelle Super Gau: Mächtige Bilder können Gefühle so unmittelbar und stark beeinflussen, so daß sich unser Vorstellungsvermögen

außer Stande sieht, überhaupt noch alternative Sichtweisen in Erwägung zu ziehen.

Dem *Bilderverbot* als Topos läßt sich in Fragen der Zuschauerkunst daher manches abgewinnen. Dabei geht es allerdings nicht lediglich um die *Macht der Bilder*, sondern vor allem um die *Macht über die Bilder*. — In der Regel, so der Religionsphilosoph EUGEN BISER, gehört der *Bildersturm* nicht nur zu den periodisch wiederkehrenden Ereignissen der abendländischen Kulturgeschichte, sondern die Zerstörung von Bildern signalisiert zugleich auch oftmals das Ende einer Epoche,

*in der Wiedertäufer- und Schwarmgeistbewegung der Reformationszeit und im Zuge der Französischen und Bolschewistischen Revolution.*¹

Nun ist die Wut oder auch der Haß auf die Bilder als Reaktion auf ihre subtile und unberechenbare Macht zwar durchaus verständlich, aber kaum das rechte Mittel, sich zu versichern, nicht doch wieder von neuer und anderer Bildermacht und Machtmagie gefangen- und eingenommen zu werden. Die Macht der Bilder, gerade auch unter säkularen Bedingungen noch, rührt von ihrer zugleich heuristischen, also erschließenden und hermeneutischen, also erklärenden Valenz.² ›Bild‹ ist gleichursprünglich zu ›Sinn‹, notiert EUGEN BISER, weil bereits beim Beginn einer Bild-Betrachtung der gesuchte Sinn ›sinnlich‹ wird und sich als wahrnehmbare Struktur darstellt.

Der Rezipient wird also sehr schnell das Opfer der eigenen Imaginationskraft, die sich gar nicht so ›frei‹ einstellt und entwickelt, wie man selbst den Eindruck haben könnte. Das Bild, so wiederum BISER, wirkt noch vor der eigentlichen Sinn-Präsentation bereits sinnerschließend, indem es die Bedingungen seiner Wahrnehmung selbst schafft. Währenddessen leistet es dasselbe wie ein Modell, ohne deshalb bloßes Modell zu sein, denn im Unterschied zu Schema, Typus oder Modell ist ein Bild nie ein-deutig.³ Im weiteren Verlauf der Rezeption, im dialektischen Wechsel von Einsicht und Verfehlung, entfaltet sich dann der hermeneutische Prozeß fast wie von selbst. — Von unabhängigem und offenem

¹Eugen Biser: Bild. In: Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Hrsg. v. H. Krings, H.-M. Baumgartner, C. Wild; Bd. I; München 1973. S. 247–255. Zit. v. S. 249.

²Ebd. vgl. S. 251.

³Ebd. vgl. S. 252

Denken kann nicht mehr die Rede sein, wo Bilder wie Vor-Bilder wirken und ganze Klassen anderweitiger Sichtweisen einfach ausblenden. Autorität, herrschende Meinung und Meinungsmacht geht stets damit einher, das Bilder so besetzt werden, um den Diskursen ihre Offenheit und Eigenständigkeit zu nehmen.

Es ist erstaunlich, mit welcher Akribie über Fakten, deren Nachweisbarkeit und Bedeutung gestritten wird, mit Worten über Worte also und auch über die genauesten Formulierungen. Es ist umso erstaunlicher, daß dieselbe Aufmerksamkeit nicht auch praktiziert wird, wo Symbole, Bilder und Metaphern in Dienst genommen werden, wo schlußendlich die alles entscheidenden Modellvorstellungen entstehen. — Was wäre, wenn Bilder der Erkenntnis ganz und gar nicht einfach nur dienstbar sind, sondern wenn sie vielmehr die Erkenntnis selbst in eigene Dienste nähmen, in ihre Dienste? Wackelt der Hund mit dem Schwanz oder ist es umgekehrt?

Der Einsatz einer Metapher ist nur die eine Seite, die andere betrifft den Moment der Interaktion, in deren Verlauf ein konkretes Bild bemüht wird, der Augenblick und der Kontext, in dem die nun aktivierte Metapher zu operieren beginnt. — Gerade die Bilder bringen daher oft nicht eben marginale Nebenfolgen mit sich, weil bei der Berufung auf das in ihnen aufgehobene historisch gewachsene Orientierungswissen immer nur Teile davon aktiviert und aktualisiert werden können.

Daher sind Divergenzen zwischen Bild und Sache, zwischen Intention und Realisation von Interesse. Immer wird irgendetwas ins strahlende Licht getaucht, anderes dagegen wird in den Hintergrund gerückt, was der Aufmerksamkeit entgeht, vielleicht auch entgehen soll. Wer die Rhetorik der Bilder beherrscht, kann für sich und die seinen eine Definitionsmacht beanspruchen, die darüber entscheidet, wie und was von der Welt als Wirklichkeit überhaupt in Betracht kommen kann. Da ist es schon auch erstaunlich, wie es Meinungsmachern gelingt, das Alte unpassend und das Neue uralte erscheinen zu lassen. Irgendwie muß es schließlich nachvollziehbar gemacht werden, warum gerade das gänzlich Neue so häufig den Eindruck erweckt, längst bekannt gewesen zu sein.

Die sogenannte Wahrheit allein macht uns nicht frei, weil wir oft gar nicht wissen können, was denn die Wahrheit ist. Die Welt ist weitaus komplizierter, als daß sie sich mit einem wahr-falsch-Modus bewältigen ließe. Was hinter den

sogenannten Wahrheiten an Konstrukten, Bilder, Wertvorstellungen und tatsächlichen Interessen steht, ist daher sehr viel interessanter als die vielberufene nackte Wahrheit.

Vor diesem Hintergrund ist eine Bemerkung von HANS BLUMENBERG hilfreich, wonach zusätzlich noch zu unterscheiden wäre zwischen ›richtigem‹ und ›bedachtem‹ Denken, mit dem Hinweis, daß erst das bedachte Denken dem Anspruch von Vernunft auf Selbstkontrolle im Denken überhaupt gerecht werden kann:

Wer die Abhängigkeit des ›richtigen‹ Denkens vom ›bedachten‹ Denken nicht zugesteht, riskiert virtuell die Selbstkontrolle des Denkens und damit seine Unbrauchbarkeit für das Leben, die aber das Leben nicht ›durchgehen‹ läßt.¹

Frömler, Fanatiker und Fundamentalisten

In einem frühen Dialog von PLATON dem *Euthyphron* geht es zuletzt um die entscheidende Gewißheit, eine Sache nicht nur richtig einzuschätzen, sondern auch das richtige zu tun. Der betont religiöse EUTHYPHRON erzählt SOKRATES, er werden gegen seinen Vater wegen eines Tötungsdeliktes Anklage erheben. Der darauf sich entfaltende Dialog versucht das Verhältnis zwischen Frömmigkeit, Gewißheit und Ethik zu bestimmen, scheitert aber nicht nur, sondern führt, wie so oft in den so kunstvollen sokratischen Gesprächen in die Aporie, also in unauflösbare Widersprüche und Ausweglosigkeit.

EUTHYPHRON ist anfangs vollkommen überzeugt, das Recht auf seiner Seite zu haben und fromm zu handeln. SOKRATES führt eröffnet darauf einen philosophischen Dialog, um mit ihm gemeinsam zu klären, was *Frömmigkeit* eigentlich ausmacht. Dabei kommt es zur Darlegung des später so genannten *Euthyphron-Dilemma*:

Ist etwas moralisch korrekt, wenn es dem Willen eines Gottes entspricht, der die Normen setzt? Oder wird das ethisch Richtige nur von der Gottheit gefordert, weil es sich ganz unabhängig davon eben um das ethisch Richtige handelt?

¹Hans Blumenberg: Ein mögliches Selbstverständnis. Aus dem Nachlaß; Stuttgart 1997. S. 116.

Beide machen sich die zweite Auffassung zu eigen: Die Gottgefälligkeit selbst ist demnach nicht entscheidend für die ethische Richtigkeit einer Handlung, vielmehr kann nur gottgefällig sein, was richtig ist, eben weil es das Richtige ist. — Damit ist aber dem Prinzip der Frömmigkeit in diesem Dialog urplötzlich jegliche Legitimation abhanden gekommen. Es gelingt nicht mehr, *Frömmigkeit* als solche überhaupt noch zu definieren. Der Begriff ist leer, weil sie offenbar gar keine Funktion hat, jedenfalls nicht die, die sie vorgibt zu haben.

SOKRATES ist noch nicht zufrieden, er möchte es gern noch einmal anders versuchen. Aber EUTHYPHRON gibt auf und bricht das Gespräch ab, denn er hat offenbar bereits eingesehen, daß er den eigentlichen Beweggrund seines Vorhabens verloren hat. Er hatte seine Anzeige gegen den Vater als Gebot einer Frömmigkeit hinstellen wollen, die dem Willen der Götter entspricht, genau das ist ihm aber mißlungen. — Er wird sich in solchen Fragen fortan selbst befragen müssen, was er für richtig hält. Er wird die Moralität seiner ursprünglichen Intention, den Vater zu denunzieren, nunmehr selbst beurteilen und dafür auch selbst die Verantwortung übernehmen müssen.

Diese Konstellation bringt allerdings Licht in die dunklen Hintergründe, die ganz offenbar hinter der Frömmigkeit stehen. Es ist dem Frömmeler nicht gelungen, in einem philosophischen Dialog zu belegen, daß erst die Frömmigkeit zur Gottgefälligkeit führt, daß erst die vermeintlichen Gebote der Frömmigkeit dazu führen, erkennen zu können, was das Richtige und dann auch das Gottgefällige ist. — Stattdessen stellt sich heraus, daß es der Frömmigkeit gar nicht bedarf, weil Götter eben ideale Wesen sind und daher das Richtige immer zugleich auch gottgefällig ist.

Aber da sind noch andere Seiten im Spiel, die nicht nur in der Antike sondern auch in der Moderne noch immer eine unrühmliche Rolle spielen: Der Frömmeler kann alles, was er tun oder nicht tun wird, dem Phantom einer Frömmigkeit überantworten, die aber philosophisch gar nicht von Bedeutung sein kann. Er kann zu seiner eigenen Verteidigung, zur Berechtigung der Frömmigkeit als bessere Gesinnung, als Motiv eines vor den Göttern gerechtfertigten Willens nichts ins Feld führen, das überzeugend sein könnte. Daraus folgt, daß der fromme Mensch keineswegs der bessere Mensch sein muß, vielmehr kann sogar das Gegenteil der Fall sein.

Die Dialoge des PLATON zeigen SOKRATES als einen dialogischen Denker,

der noch an die magische Kraft der Worte glaubt. Wenn nur die richtigen Worte gesprochen werden, wenn nur der Inhalt eines Begriffs bestimmt worden ist, dann muß es sich in Wirklichkeit tatsächlich auch so verhalten, wie es die Theorie ans Licht gebracht hat. Das mag uns inzwischen auch etwas naiv erscheinen, aber es ist zugleich auch vorbildlich, mit welchem heiligen Ernst, mit welcher Mühe, Sorgfalt und Hoffnung hier vorgegangen wird. — Und dann werden, wie hier in diesem Dialog, urplötzlich Begriffe wie Bilder zerstört, weil sie nicht bewirken, was sie bewirken müßten, wenn tatsächlich hinter ihnen jene Wirklichkeit stünde, von der die Worte ihre Kraft haben müßten.

Dieser Dialog ist zweifelsohne selbst ein Sakrileg. Es dürfte manchem Zeitgenossen skandalös erschienen sein, solche Fragen überhaupt ernsthaft in Erwägung zu ziehen und in kritischer Distanz zu den gegebenen Verhältnissen, philosophisch systematisch danach zu fragen, ob denn die Frömmigkeit überhaupt eine Berechtigung hat, ob Gottgefälligkeit nicht eher eine Frage der Ethik ist und ein Problem des eigenen Beurteilungsvermögens. Dabei ist es erstaunlich, wie kraftlos die philosophische Selbstverteidigung des Frömmers ausfällt, wenn er danach befragt wird, was Frömmigkeit denn tatsächlich an Orientierungsarbeit leistet. — Vielleicht besteht ihre tatsächliche Leistung eher darin, sich selbst als gottgefällig in Szene zu setzen ohne es wirklich zu sein? Vielleicht kommt es wie bei jeder Heuchelei darauf an, nicht in den Augen der Götter, sondern vor den Menschen gut dazustehen?

Im *Euthyphron* wird zugleich exemplarisch demonstriert, wie der Umgang mit Mythen und die Berufung auf die Götter nur vonstatten gehen kann. Sie sind unsere Ideale, also können wir uns an ihnen ein Beispiel nehmen. Als solche mögen sie sogar wie Instanzen erscheinen, aber wir sind es, die schlußendlich selbst zu entscheiden haben, was Recht und was Unrecht sein soll.

Im Dialog beruft sich EUTHYPHRON auf Götter als Vorbild, bekommt aber Probleme zu rechtfertigen, was denn etwa an der Geschichte der Umstürze vorbildhaft sein soll. Er projiziert seine Vorstellungen einer tugendhaften Gerechtigkeit auf die Götter und versucht den notorisch wiederkehrenden Vatermord unter griechischen Gottvätern auf bigotte Weise zu rechtfertigen: KRONOS habe seinen Vater URANOS kastriert, um ihn für begangenes Unrecht zu bestrafen, und KRONOS sei wiederum seinerseits vom eigenen Sohn ZEUS gefesselt worden, weil er seine Söhne verschlungen habe, wozu er nicht berechtigt gewesen

sei. ZEUS, der allgemein als der beste und gerechteste Gott gilt, sei deshalb nicht davor zurückgeschreckt, gegen den eigenen Vater vorzugehen.

Wie bei jeder solcher Gelegenheit läßt SOKRATES auch hier wieder nebenher durchblicken, daß er einen kritischen Umgang mit dem Glauben und mit den Mythen pflegt, daß er sich eben eigene Gedanken darüber macht. Genau das ist es, was Dogmatikern oft so schwer fällt, sie trauen sich nicht, Hand anzulegen an die angeblich so reine Lehre, obwohl jede Art und Weise überhaupt irgendetwas zu deuten, zu verstehen und zu reinterpreten gar nichts anderes ist, als Hand anzulegen an Worte, Bedeutungen und Schlußfolgerungen, die geteilt werden können aber nicht geteilt werden müssen.

Da ist es weit vor der Zeit ein wohlthuender Ausdruck von Aufgeklärtheit und kritischem Bewußtsein, wenn SOKRATES zum Ausdruck bringt, daß er die Mythen von Feindschaften und Kämpfen unter Göttern für unglaubwürdig hält. Und zweifelsohne stößt er damit auf Verständnislosigkeit, einfach weil sein Geist weit vor der Zeit ist, in der Kritik als Gestus, als Haltung, als individuelle Einstellung überhaupt.

Beliebigkeit als Belastung

Was wurde und wird eigentlich konkret gesucht bei den Göttern, im Himmel wie auch auf der Erde? Worum geht es im *Stellenplan* am Götterhimmel, im *Lastenheft* dieser ultimativen Idole? — Wir sollten uns vorsehen und die Götter nicht voreilig für tot erklären, solange wir noch gar nicht ohne sie können, weil wir immerzu Maß nehmen müssen, um nach Antworten auf entscheidende Fragen zu suchen, die ansonsten offen bleiben müßten. Daher wäre es ganz besonders interessant, herauszubringen, welche Dienstleistungen der Orientierung es sind, die von jeher hatten sichergestellt werden müssen, — selbstverständlich auch noch in der *Moderne*.

Nichts entscheidet vernichtender über Erfolg oder Mißerfolg symbolischer (Selbst-)Inszenierungen, als dieses radikale Maßnehmen an der nach oben hin offenen Skala der Lächerlichkeit, sobald wir uns ernsthaft mit Göttern zu messen beginnen. Maßnehmen, Mißgunst und Neid sind dabei ganz auf Seiten des Menschen, denn zumeist dürfte ganz und gar nichts Erhabenes bei solchen Vergleichen herauskommen, allenfalls Anzeichen der Maßlosigkeit. — Genau davor warnen dann auch die Ursprungsmythen, daß es vordem immer schon eine

Vorzeit gegeben haben soll, deren Einwohner sich selbst ein Ende bereiteten, weil sie wie Götter sein wollten, was sie aber nicht waren. Stets wird dann näher erläutert, wie es kam, daß sie untergegangen, entscheidend geschwächt, verwirrt und schließlich auseinander getrieben worden sind.

Aber Frömmler, Fanatiker und Fundamentalisten haben es gar nicht so sehr darauf abgesehen, vor den Göttern gut dazustehen, ihre Ambitionen sind eher ausgerichtet auf diese Welt. Verschafft man sich doch durch ein nach außen hin sichtbar orthodoxes Verhalten einen gewissen Respekt. Man geht mit warnendem Beispiel voran und demonstriert, etwas ernst zu nehmen, was andere sträflich vernachlässigen. — Nicht für das Leben leben wir, sondern ganz offenbar zum Wohlgefallen irgendwelcher Götter, wie sie nur Extremisten sich einfallen lassen können. Aber es bot sich schon immer die Möglichkeit, unter Berufung auf schlecht gelaunte Götter den Anderen alles Erdenkliche abzutrotzen.

Die Götter sind also erzürnt, noch erzürnter sind deren Unheilspropheten und noch mehr sind es die Demagogen und Haßprediger. — Es ist dieser Impuls, mit dem öffentlichen Auftritt möglichst beunruhigende Zeichen zu setzen. Das macht den Ausdruck religiöser Bekenntnisse unmittelbar zu einem Politikum, wenn sie zum Übergriff neigen und anderen die Freiheit zur Selbstbestimmung gar nicht zugestehen wollen. Diese Anderen stören nämlich in den Augen solcher Fanatiker, sie stören durch und mit ihrem Anderssein die notwendige Einheit mit höheren Mächten, sie untergraben die heilige Arbeit an der Wiederherstellung einer heiliger Ordnung.

Das alles ist eigentlich nur noch psychologisch zu verstehen. Es gibt offenbar mehr oder minder nachvollziehbare Gründe, sich solchen Motiven ganz und gar zu verschreiben, die auf eine heilige Ordnung zielen, vor der angeblich alles andere nichts ist. Wer so denkt und fühlt und alles zu hassen beginnt, was auch nur einen Anflug von Selbst- oder auch Anderssein durchscheinen läßt, wird bald schon auch vor äußersten Mitteln nicht mehr zurückschrecken.

Zur Zivilisation gehört Religion von Anfang an, die urtümlichen Kulte der Vorzeit reichen bei weitem nicht mehr hin. Mit allen diesen Religionen gingen und gehen stets extreme Zwänge einher, weil sie Ängste bewältigen helfen, die erst in und mit der Zivilisation in die Welt gekommen sind. Trotzdem führt kein Weg zurück in diese Traumzeit. Gerade Frömmler, Fundamentalisten,

Haßprediger und Extremisten bieten keine wirklichen Alternativen. Bei solchen Vorstellungen von einer heiligen Ordnung, die nur wieder hergestellt werden müßte, handelt es sich keineswegs um eine Utopie, in der Freiheit, Glück und Gerechtigkeit herrschen, in der sich das Wahre mit dem Schönen und dem Guten verbinden. Religiös motivierter Wahn ist vielmehr ein Symptom, ein Menetekel, eben der Ausdruck dessen, daß bei manchen Zeitgenossen die Grenzen der psychischen Belastbarkeit schon seit geraumer Zeit überschritten worden sind.

Die Toleranz, die Fanatiker der Gesellschaft abverlangen, in der sie doch leben, kann bald schon die Grenzen zum Selbstwiderspruch erreichen. Es ist nicht zu tolerieren, wenn unter Beanspruchung von Toleranz die Bedingungen für die Möglichkeit von Toleranz selbst wieder untergraben werden sollen. Die Grenzen sind allerdings fließend, denn es geht allzu oft nicht wirklich um den vermeintlichen Willen der Götter. Eher ist es das Ziel, sich hervorzutun, sich hervorzuheben, nicht selten doch auch mit Verachtung allen gegenüber, die anders sind, denken, glauben und auch empfinden. — Mit Moralisierung im Namen von Freiheit und Toleranz ist dem Ganzen allerdings nicht zu begegnen. Gerade das kann selbst bereits wieder ein Ausdruck der Intoleranz sein.

Dagegen wäre es wirklich erhellend, genauer ins Dunkle zu schauen, um die Hintergründe zu erahnen und vielleicht zu erkennen, was hinter der politisch motivierten Frömmerei vermutet werden muß. Worum geht es wirklich? Die Grenzen sind fließend in vielerlei Hinsicht: Geht es wirklich darum, nur den vielleicht auch anspruchsvollen Geboten des eigenen Glaubens zu entsprechen? Sollen nicht manche dieser Gebote zugleich Ehrfurcht gebietende Zeichen setzen, die nicht mehr nur religiös sondern eben politisch adressiert sind? — Es gilt, eine Psychologie zu entwickeln, die in der Lage ist zu beschreiben, worum es bei diesen Auseinandersetzungen tatsächlich geht.

Seit Anbeginn der Zivilisation waren immer wieder solche Phasen zu verzeichnen, die von religiösem Wahn dominiert worden sind. Es ist erstaunlich, daß Religionskriege ganz offenbar auch nach Aufklärung, Moderne und Postmoderne noch immer möglich sind, vielleicht auch gerade deswegen. Hinzu kommen die gänzlich neuen Möglichkeiten und auch Notwendigkeiten, die mit dem Internet und der weltweiten Vernetzung in der Kommunikation und der Verbreitung von Bildern einhergehen. — Zeitgeistanalysen, um zu verstehen,

was gerade eigentlich vor sich geht, haben es nicht sonderlich leicht. Gerade die *Anthropologie der Moderne* dürfte derzeit selbst in einer Umbruchphase sein, weil womöglich noch gar nicht verstanden werden kann, was die weltweite Vernetzung mit sich bringt und was sie nach sich ziehen wird.

So viel allerdings läßt sich bereits jetzt vorweg nehmen: Wie seinerzeit mit der Einführung der Eisenbahn manches gleich gemacht, wenigstens angeglichen wurde, wie etwa die Ortszeit, so wird auch das Internet dazu führen, daß manches, was zuvor noch möglich war, wie etwa bewußt grobschlächtige Karikaturen über andernorts hochverehrte Religionsführer, so werden quasi mittelalterlich anmutende Verhältnisse unter den Geschlechtern oder auch in der Justiz, immer mehr ins Hintertreffen geraten.

Viele solcher Ereignisse bleiben eben nicht mehr lokal, sie können im Fall des Falles im Bruchteil von Sekunden eine weltweite Anteilnahme erhalten, die in ihrer Bedeutung erst ganz allmählich bewußt wird. Es wird zwangsläufig weltweit zu interkulturellen Angleichungsprozeduren kommen, auf der einen Seite werden religiöse Gefühle wieder mehr von Bedeutung sein, selbst wenn es gar nicht mehr um Gläubige aus dem eigenen Kulturkreis geht. Auf der anderen Seite wird sich das Niveau der Standards in der Rechtspraxis, in der Justiz speziell auch in Fragen der Menschenrechte, der Gleichberechtigung der Geschlechter, der individuellen Selbstbestimmung und der Meinungsfreiheit immer mehr angleichen.

Für die kommende Entwicklung gilt, was seinerzeit bereits zu beobachten war, als die Eisenbahn den Raum nicht nur erschlossen, sondern immer mehr auch angeglichen hat. Manche der Folgen und Wirkungen, die das Internet mit sich bringt, werden nach demselben Muster verlaufen. Es wird zu einer weiteren Angleichung mancher Ungleichzeitigkeiten kommen, was nicht selten auch zu bedauern sein wird, weil die Welt insgesamt an Farbe und Vielfalt verliert. Allenthalben wird der Lokalkolorit immer blasser, weltweit werden die Verhältnisse einander immer ähnlicher. Die Weite, das Ferne, das Fremde, das ganz Andere ist im Rückzug begriffen, kann in der Realwelt selbst immer selten tatsächlich selbst von vorgefunden werden, allenfalls noch als Inszenierung. Die Welt wächst immer mehr zusammen und die ehemals so entscheidenden Unterschiede schleifen sich ab, so wie es HEINRICH HEINE zum Ausdruck gebracht hat. Seinerzeit wurde der Raum ›getötet‹ es blieb nur noch die Zeit.

Nunmehr wird auch die Zeit ›überwunden‹, wenn Nachrichten, Bilder und Skandale im Bruchteil einer Sekunde gleich zweimal um den Globus kreisen.

Die Eröffnung der beiden neuen Eisenbahnen, wovon die eine nach Orléans, die andere nach Rouen führt, verursacht hier eine Erschütterung, die jeder mitempfindet, wenn er nicht etwa auf einem sozialen Isolierschemel steht. Die ganze Bevölkerung von Paris bildet in diesem Augenblick gleichsam eine Kette, wo einer dem andern den elektrischen Schlag mitteilt. Während aber die große Menge verduzt und betäubt die äußere Erscheinung der großen Bewegungsmächte anstarrt, erfaßt den Denker ein unheimliches Grauen, wie wir es immer empfinden, wenn das Ungeheuerste, das Unerhörteste geschieht, dessen Folgen unabsehbar und unberechenbar sind. Wir merken bloß, daß unsre ganze Existenz in neue Gleise fortgerissen, fortgeschleudert wird, daß neue Verhältnisse, Freuden und Drangsale uns erwarten, und das Unbekannte übt seinen schauerlichen Reiz, verlockend und zugleich beängstigend. So muß unsern Vätern zumut gewesen sein, als Amerika entdeckt wurde, als die Erfindung des Pulvers sich durch ihre ersten Schüsse ankündigte, als die Buchdruckerei die ersten Aushängebogen des göttlichen Wortes in die Welt schickte.

Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereignis, das der Menschheit einen neuen Umschwung gibt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte, und unsre Generation darf sich rühmen, daß sie dabeigewesen. Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig. Hätten wir nur Geld genug, um auch letztere anständig zu töten!¹

Moralisierung, Pauschalisierung und Dämonisierung kommen auf, wo Sprache, Intellekt und Beurteilungsvermögen längst ausgesetzt haben oder vielleicht auch nie entwickelt worden sind. Der kühle Kopf wird bewußt aufgegeben, stattdessen

¹Heinrich Heine: Lutetia. In: Werke und Briefe in zehn Bänden. Herausgegeben von Hans Kaufmann, 2. Auflage, Berlin und Weimar 1972. Bd. 6. S. 478f.

herrscht heilige Einfalt. — Frömmler, Fanatiker und Fundamentalisten machen aus dieser Not eine Tugend. Demonstrativ wird die eigene Freiheit aufgegeben, um sich fortan den einschlägigen Ritualen und Gesetzen eines Glaubens zu unterwerfen, der nicht selten den mißbilligenden Blick auf Andere ganz bewußt im Schilde führt. Noch immer wird vom Gottesstaat geträumt, obwohl doch gerade diese Utopie eine der schlimmsten in der Geschichte der Menschheit gewesen sein dürfte, angesichts der unübersehbaren Greuel, die im Namen der Götter angerichtet worden sind und noch immer angerichtet werden.

Wenn Götter ideal gedacht werden, wozu es schlechterdings keine Alternative geben kann, dann lieben sie ausnahmslos das Wahre, Gute und Schöne. Ansonsten wären es keine Götter, sondern eben Teufel, Dämonen oder böse Geister, die sich einfach nur verstellen. — Wenn sich also das Göttliche von Weisheit, Güte und Schönheit angezogen fühlt, dann folgt daraus, daß Philosophie, Ethik und Ästhetik bereits unter ihrem besonderen Schutz stehen. Es genügt vollauf, sich selbst zusammen mit anderen um Weisheit, Konzilianz und Schönheit zu bemühen, denn es gehen davon Heilkräfte aus, die zufrieden, glücklich und gesund machen können. Und, um einmal den erbärmlichen Leitspruch moderner Pseudowissenschaftlichkeit zu konterkarieren: Man muß keineswegs daran glauben ...

Also braucht es keine Priester, keine Propheten und auch keine Fanatiker, weil jeder selbst sollte entscheiden können und dürfen, was im gegebenen Fall für wahr, gut und schön befunden werden kann. Wir brauchen darüber die Dialoge und die Diskurse, aber diese Hirten wollten nie, daß sich die stets mit den neuesten Mitteln unmündig gehaltenen Schäfchen ein eigenes Urteil bilden, verlieren sie doch darüber die angestammte Autorität und die damit verbundene Vorrechte und Pfründe.

Aber genau dieser Grad an Freiheit, Urteilsvermögen und Selbstverantwortung ist etwas, das ganz offenbar auch ungeheuer erschreckt. Denn seltsamerweise wird der fundamentalistische Glaube gerade gesucht, um die Last dieser Freiheit, alles selbst entscheiden zu müssen, endlich wieder loszuwerden.

Religion als Politik

Hirtenidylle

[Ein Psalm Davids.] Der Herr ist mein Hirte; / nichts wird mir fehlen. Er läßt mich lagern auf grünen Auen / und führt mich zum Ruheplatz am Wasser. Er stillt mein Verlangen; / er leitet mich auf rechten Pfaden, treu seinem Namen. Muß ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil; denn du bist bei mir, dein Stock und dein Stab geben mir Zuversicht. Du deckst mir den Tisch vor den Augen meiner Feinde; Du salbst mein Haupt mit Öl, du füllst mir reichlich den Becher. Lauter Güte und Huld werden mir folgen mein Leben lang, und im Haus des Herrn darf ich wohnen für lange Zeit.¹

Selbstverständlich läßt sich die Metapher vom guten Hirten und seiner idyllisch weidenden Herde auch überweltlich deuten, als arkadischer Ausblick auf seligen Zeiten, wie sie den Verheißungen zufolge allen, die gottgefällig gelebt haben, im Jenseits dereinst beschieden sein würden. Aber die ganze Schäfer-Allegorie, die Symbolik vom Hirtenstab mit dem Zepter darin, die Erwähnung des Stocks, überhaupt, die hier so schamlos in Szene gesetzte exorbitante Unterwürfigkeit, die über Jahrhunderte zum allgemein verbindlichen Vorbild erhoben wurde, das alles ist eine einzige Verschwörung zur pflichtschuldigen Unmündigkeit und zur Bereitschaft, sich willenlos führen zu lassen von einer Obrigkeit, die sich umso gottgefälliger gab je selbstgefälliger sie war. Wo eine Religion sich so etabliert, daß es nichts anderes mehr gibt, dort werden Priester und Fürsten gemeinsame Sache machen.

Psalm 23 spiegelt zwar die Beziehung zu Gott, nur, dieser ist nicht anwesend, also sind letztlich die angesprochen, die sich als Stellvertreter auf Erden verstehen, die sich selbst den anmaßenden Titel geben, nicht nur Hirten, sondern auch noch gute Hirten zu sein. Als wäre Entmündigung und Paternalismus eine Wohltat und nicht vielmehr eine Plage. — Tatsächlich ist die Herkunft der Metapher und der gesamten Symbolik vom *Hirten* ab 3.000 v. u. Z. im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris für die dortigen Herrscherdynastien auch schriftlich nachweisbar. Das Phänomen selbst ist aber gewiß älter und

¹Psalm 23. Einheitsübersetzung. Stuttgart 1980.

reicht zurück in Epochen weit vor Erfindung der Schrift. Darüber läßt sich aber auf anderem Wege doch noch so einiges in Erfahrung bringen, insbesondere wenn Theorien über den Ursprung der Zivilisation zur Rate gezogen werden.

Bei LEWIS MUMFORD ist der Hirte einer von drei Typen, mit denen die spätere Zivilisation sich entwickeln wird, nachdem die Landwirtschaft und damit das Bauerntum in die Welt gekommen ist: Während *Jäger* als Krieger sich andienen, die in Krisenzeiten für Sicherheit sorgen, denen daher nicht selten auch die Macht übertragen wird, eignen sich *Hirten* als Priester, weil sie ein eher züchtendes Verhältnis zu ihrer Herde haben. Und die *Bauern* als dritter Stand werden alle diese Stände ernähren, sie sind eben die ›Schafe‹ und dazu da, daß alle anderen von ihnen leben.

Eine interessante Koinzidenz stellt sich ein, die vor allem doch auch symbolisch bis auf den heutigen Tag noch immer von großer Bedeutung ist: Wenn MUMFORD seinerzeit noch eher spekulativ die Szenerie der frühen Zivilisation schildert, dann erscheinen die nomadisierenden Jäger und Hirten auf der einen und die nunmehr sesshaften Bauern auf der anderen Seite. — Das schrankenlose Schweifen des Hirten mit seiner Herde machten ihn geistig eher dem Jäger als dem an die Scholle gebundenen Bauern verwandt:

Ja, man kann den Hirten als den geistigen Bruder des Jägers ansehen, als dessen besseres Ich, weil er mehr als Beschützer denn als Räuber auftritt. (...) Beide Berufe erfordern einerseits Führertum und Verantwortung und verlangen andererseits willige Fügsamkeit. Der Beruf des Jägers aber nährte den Willen zur Macht und übertrug schließlich seine Gabe, daß Wild zu töten, auf den komplizierteren Beruf, andere Menschen zu befehligen und zu töten. Dagegen zielte der Beruf des Hirten darauf ab, Gewalttätigkeit einzudämmen und ein gewisses Maß von Gerechtigkeit zu schaffen, durch das auch noch das schwächste Mitglied der Herde geschützt und ernährt werden konnte. Es bleibt jedenfalls, daß zugleich mit der allmählichen Verfestigung der frühen Stadtgemeinden auch Zwang und Überredung, Angriff von Schutz, Krieg und Recht, Macht und Liebe innerhalb ihrer Steineinfriedungen immer festere Gestalt annehmen. Sobald das Königtum erscheint, wird der Kriegsherr und Gesetzgeber auch Herr des Landes.¹

¹Lewis Mumford: Die Stadt. Geschichte und Ausblick. 2 Bde., München 1979.

Im Hintergrund der Neolithisierung standen die mächtigen Repräsentanten einer elitären Jägerkultur, die sich mit einem Tempel in unwirtlicher Gegend ein Heiligtum errichteten, das logistische Probleme bereitete. Es galt, eine große Zahl von Gläubigen über längere Zeit zu verköstigen, und bei dieser Gelegenheit muß es dann zur Erfindung der Landwirtschaft gekommen sein.

Als gäbe es so etwas wie einen Uradel doch, so stellt sich die Konstellation am Ursprung der Zivilisation tatsächlich dar, denn von dieser Jägerelite ist die Initiative zur Entwicklung und zur weiteren Verbreitung der Landwirtschaft ausgegangen. Sie dürften auch den weiteren Verlauf dieser Entwicklung begleitet, beaufsichtigt und koordiniert haben, aber nicht so, daß sie nun selbst Landwirtschaft betrieben hätten. Die Einführung des Bauerntums geht von Anfang an damit einher, daß der Landfrieden durch Herrschaften garantiert werden mußte, die sich ihre Dienste teuer bezahlen ließen. — Tatsächlich ist ein Weiler, eine Gehöft, eine kleine Kolonie von Agrariern schlichtweg nicht zu schützen, es sei denn, Herrschaften wachen darüber, als wären sie tatsächlich so etwas wie Hirten. Nur zu gern hat man sich dieser idyllischen Emblematis bedient, um zu verdecken, was wirklich vor sich ging.

Es dürfte nächtens unheimlich gewesen sein, in diesen gottverlassenen Winkeln, irgendwo in der Einöde. Allein die Vorstellung, aus dem Dunkel heraus gesehen werden zu können, aber nicht zu sehen, wer oder was da auf der Lauer liegt, dürfte Grauen hervorgerufen habe. Die ganze Metaphorik von der Dunkelheit, von Schreckgespenstern als Ausgeburten der eigenen Phantasie, von seltsamen Naturgeistern wie Kobolden, Nymphen oder auch Dämonen, tut ihr übriges, scheu, wortkarg und verängstigt zu bleiben und die eigenen Augen nicht wirklich selbst aufmachen zu wollen. — So läßt sich wenigstens erahnen, daß es eben auch als Entlastung empfunden werden kann, die eigenen Ängste zusammen mit der ganzen Entscheidungsfreiheit einfach anderen zu überantworten, einer Kaste von Herren und Priestern, die ihr Handwerk zu allen Zeiten verstanden, nachdem einmal die Initiative zum Prozeß der Zivilisation ergriffen worden war.

Nicht wenige Gebete haben auch heute noch immer etwas Beschwörendes, wenn die Rede ist davon, im Dunklen zu wandern, in Einsamkeit zu sein, umgeben und bedroht von schrecklichen Impressionen. Selbstmißtrauen ist

der Ungrund aller Unterwürfigkeit, nagende Selbstzweifel, eine schreckliche Angst vor der Beschämung, sich einfach nur als mißratenes schwarzes Schaf zu erleben. — Da erscheint es als kleineres Übel, alledem durch Fleiß, Gehorsam und Bescheidenheit aus dem Wege zu gehen.

Religion, Psyche und Relativismus

Menschen kommen nicht als Herren oder Knechte, als Hirten oder Schafe auf die Welt, wohl aber werden sie im Zuge der Zivilisierung dazu gemacht. Und so ist diese Phalanx aus Herrschern und Priestern gerade bei den Untertanen zuletzt doch hochwillkommen, nehmen alle diese höheren Mächte doch immerhin die Angst vor den Feinden in der Welt, vor dem Verlust der Seele in der eigenen Psyche, und vor allem die allergrößten Sorgen um das Leben nach dem Tod. Mitunter sind die Ängste so groß, daß keine Entwicklung, kein Mut, kein Wagnis möglich zu sein scheint. Es kommt dann zur Retardation, man versetzt sich selbst wieder zurück in ein früheres Stadium und verweigert alles darüber hinaus, schon gar nicht das Älterwerden und Verantwortlichsein. Jede Mündigkeit wird postwendend abgetreten und nur zu gern werden Priester dann als ›Vater‹ oder auch als ›heiliger Vater‹ tituliert, um sich selbst wieder als ›Kind‹ sehen und erfahren zu dürfen. — Wo solche Praxis ernsthaft zelebriert wird, muß damit gerechnet werden, daß es nicht hilfreich sein würde, sich zusätzlichen ehrfurchtgebietenden psychischen Belastungen noch auszusetzen, denn die damit einhergehenden Irritationen wären vermutlich einfach nicht auszuhalten.

Einer gern kritisierten etymologischen Deutung zufolge, wird Religion hergeleitet von ›religio‹, was so viel wie ›Rückbindung‹ bedeutet. Selbst wenn diese Herleitung nicht nachweisbar ist, als Metaphorik hat sie einiges für sich: Wer sich einer religiösen Rückbindung zu versichern weiß, hat eben einiges an Verlässlichkeiten im Rücken, vor allem doch, um Ängste zu bewältigen, weil es ein gutes Gefühl ist, nicht ganz auf sich allein gestellt zu sein. — Das macht dann auch die Suche nach neuer Religiosität, nach einer möglichst strengen Unterweisung vor allem in der Gegenwart wenigstens nachvollziehbar, verspricht man sich doch davon eine echte Alternative zu den schillernden Oberflächlichkeiten westlicher Konsumwelten.

Da wirkt es beruhigend wie in einer Therapie, endlich wieder einen geordneten Tagesablauf mit festen Zeiten für Wachen und Schlafen, für Essen, Beten, für

die Arbeit, für den Sex und für die nicht minder ritualisierte Körperpflege zu haben, zuzüglich einer Ausbildung an den Waffen und einer Unterweisung in der reinen Lehre. Da erscheint es noch reizvoller, den schillernd falschen Versprechungen der Warenwelt nicht mehr so heißhungrig ausgeliefert zu sein. Wer solche Religionen im eigenen Rücken verspürt, glaubt tatsächlich Rückhalt zu haben und kann urplötzlich sogar auftrumpfen allen gegenüber, die sich den Herausforderungen des Relativismus und der Eigenverantwortung stellen.

Dabei sind die Heilsbotschaften, wie sie tagtäglich in den schillernden Werbewelten verkündet werden, schon seit den 20er Jahren nicht mehr Information über Produkte, sondern selbst religiös motiviert. Das Ganze grenzt an Wiedertäuferi, denn das doch eigentlich so diesseitige Konsumverhalten ist inzwischen zur Glaubenssache geworden. — Marken wurden zum Fetisch, zu einer Art Stammeszeichen, zu Glaubensgemeinschaften derer, die sich damit identifizieren, als ginge tatsächlich Heil von diesen Sachen aus.

Ist es nicht auch ein Akt der Unterwerfung, Markentreue an den Tag zu legen? Ist es nicht auch ein Bekenntnis, ähnlich dem des Frömmers, der darauf vertraut, tatsächlich zu wissen, was dem Willen der Götter genehm ist? — Woher nehmen Konsum-, Wut- oder Haßbürger eigentlich die Selbstsicherheit, von oben herabzublicken auf alle, die anders sind, die vielleicht tatsächlich einer Religion den Vorzug geben und nicht irgendwelchen Markenprodukten? Es scheint als wäre das Heil, die Erlösung und sogar göttliche Liebe inzwischen wieder käuflich, als hätte es LUTHERS Protest gegen den Ablasshandel niemals gegeben.

Auch Konsumenten bilden Glaubensgemeinschaften: An ihren Logos, die sie zur Schau tragen, sollt ihr sie erkennen. Wo Produkte zum Fetisch werden, von denen wie auf magische Weise neuerdings das Heil ausgeht, Gesundheit, Jugend, Glück, Familienidylle, Freizeit, Freiheit, Erotik, ja sogar die Erfahrung romantischer Liebe, dort geht es eigentlich um Glaubensfragen. Wie ein Frömmel vollführt auch der Konsument auf seine Weise eine Unterwerfung, die nur nicht auffällt, weil sie allen viel zu nahe vor Augen steht. — Und der Skandal zorniger junger Männer, die sich abwenden von einer Gesellschaft, die ihnen in der Regel ohnehin keinen Raum zur Entfaltung bietet, liegt dann eben genau darin, diesen allgemeingültigen Glauben an die Konsumgesellschaft aufzukündigen, um den Teufel mit Beelzebub auszutreiben.

Hier wie dort obwalten religiöse Prinzipien nach dem Motto: Wer dazu gehören will zu denen, die es geschafft haben bereits im Zustand der Seligkeit zu sein, sollte sich zulegen, was *in* ist. Alle Anderen, die es sich vielleicht nicht leisten können oder wollen, sind *out*, was bedeutet, mehr als nur ausgegrenzt zu sein, sondern abgesondert, ausgestoßen, ausgebürgert. — So geht dann von Glaubensgemeinschaften, sollten sie ganze Gesellschaften für sich vereinnahmen können, eine große Gefahr aus, wenn die allgemeine Vielfalt und die individuelle Autonomie vernichten wollen, die Grundlagen jedweder Zivilisation.

Nur dort, wo Kulturen schiedlich friedlich miteinander koexistieren, wo sich beispielsweise die Töchter und Söhne unterschiedlicher Gemeinschaften ineinander verlieben können und dürfen, wo sie sich infolgedessen mit ihren angestammten Eigenheiten auseinandersetzen müssen, um neue Gemeinsamkeiten zu erfinden, überall dort entsteht, wächst und gedeiht Kultur wirklich. — Wer glaubt, Fremdeinflüsse abwehren zu müssen, um die eigene Kultur auf museale Weise zu wahren, hat überhaupt nicht verstanden, daß damit ihr Absterben nur beschleunigt wird. Kultur ist entweder lebendig oder sie stirbt, sie zeigt ihre eigentliche Stärke daher erst in der Begegnung mit dem Fremden.

Nicht selten führen gerade interkulturelle Begegnungen zu epochalen Blüten, über die man noch Jahrhunderte später ins Schwärmen gerät. Das ist die eine Seite, die wechselseitige Befruchtung, wenn man sich denn aufeinander einlassen kann, wenn eine Gesellschaft wirklich offen genug ist, sich leisten zu können, daß Andere anders sind und auch ruhig eigenartig sollen bleiben dürfen. Die andere Seite ist eben das, was eine Gesellschaft moderieren muß, daß keine dieser Glaubensgemeinschaften befugt sein soll, sich über alle anderen zu erheben. Genau das aber geschieht regelmäßig, wenn dem nichts entgegen gesetzt wird.

So gilt etwa ein Leitspruch der Kirche aus dem 15. Jahrhundert bis auf den heutigen Tag. Es versteht sich, daß es monotheistische Religionen nicht wirklich fertig bringen, mit der skandalösen Tatsache fertig zu werden, daß es neben dem eigenen, einzig wahren Gott doch noch andere geben soll, die auch einzig und wahr sein sollen.

Extra ecclesiam salus non est.
— *Außerhalb der Kirche gibt es kein Heil.*

So lautet der Leitspruch der Katholischen Kirche, von der Allgemeinen Kirchenversammlung zu Florenz in den Jahren 1438–1445 als kirchliches und

infolgedessen auch als politisches Dogma festgeschrieben. Dieser Anspruch auf *Suprematie* ist das eigentliche Problem, wenn mit ungeheuerlicher Kaltblütigkeit konstatiert, schriftlich fixiert und mit Gesetzeskraft festgelegt wird, es gebe nur einen einzig wahren Glauben, den eigenen selbstverständlich:

»[Die heilige römische Kirche, durch das Wort unseres Herrn und Erlösers gegründet,] glaubt fest, bekennt und verkündet, daß ›niemand außerhalb der katholischen Kirche — weder Heide noch Jude noch Ungläubiger oder ein von der Einheit Getrennter — des ewigen Lebens teilhaftig wird, vielmehr dem ewigen Feuer verfällt, das dem Teufel und seinen Engeln bereitet ist, wenn er sich nicht vor dem Tod ihr (der Kirche) anschließt. So viel bedeutet die Einheit des Leibes der Kirche, daß die kirchlichen Sakramente nur denen zum Heil gereichen, die in ihr bleiben, und daß nur ihnen Fasten, Almosen, andere fromme Werke und der Kriegsdienst des Christenlebens den ewigen Lohn erwirbt. Mag einer noch so viele Almosen geben, ja selbst sein Blut für den Namen Christi vergießen, so kann er doch nicht gerettet werden, wenn er nicht im Schoß und in der Einheit der katholischen Kirche bleibt« (Fulgentius).¹

Dieser Anspruch auf *Suprematie* ist das eigentliche Problem, nicht daß er nicht erhoben werden sollte. Niemand, der der festen Überzeugung ist, im Besitz der Wahrheit zu sein, wird sich davon abbringen lassen, diese frohe Botschaft auch anderen zu Teil werden zu lassen. Solange noch andere Bekenntnisse vor Ort sind, ist das noch keine Problem, schwierig wird es nur, wenn sich eines davon durchsetzt und daran geht, alles andere ausmerzen zu wollen. — Dann werden im Namen der Humanität, vor allem aber im Namen der Götter und unter Berufung auf angeblicher Gottesliebe die übelsten aller Verbrechen gegen die Menschlichkeit verübt, nicht selten geschürt von staatlichen oder auch wirtschaftlichen Interessensvertretern im Hintergrund, denen der Glaube an sich vollkommen gleichgültig ist.

Vielfalt ist eigentlich keine Bedrohung, solange keine Angst vor Überfremdung, Fremdbestimmung, Umerziehung oder Zwangstaufern aufkommen muß. Kulturelle Unterschiede bieten auch große Chancen, Erfahrungen, Erfindungen, Erkenntnisse und Einsichten zu machen, die ansonsten gar nicht zustande

¹Zit. n.: Extra ecclesiam nulla salus. In: [Wikipedia](#).

kommen könnten. Zwar haben multikulturelle Verhältnisse die schlechteren Prognosen, was die Stabilität, was die Dauerhaftigkeit von Partnerschaften betrifft, trotzdem erweitert allein die intensive Begegnung mit der anderen Kultur den Horizont auf eine Weise, wie es ansonsten allenfalls Bildung und Kunst noch zu bewirken vermögen. — Auch das Leben selbst kann eben ein sehr guter Lehrer sein: Wer sich selbst andernorts unter völlig anderen Umständen bereits erlebt hat, bekommt eine Ruhe, ein Selbstbewußtsein und eine Souveränität, die sich nur von denen erreichen läßt, die auch etwas riskieren, weil sie wissen, daß sie es sich zutrauen können.

Inspiration entsteht eben nicht, wo sich Jemand einfach nur ganz tief in sich selbst versenkt, um dann nach geraumer Weile mit einer zündenden Idee wieder aufzutauchen. Jede neue Idee ist selbst das Ergebnis von Begegnungen, Auseinandersetzungen, Erörterungen, Erwägungen, Versuchen und Fehlversuchen, eine Lösung zu finden, die zuvor noch niemals gedacht worden ist. — Wer stattdessen die Vielfalt in der Welt, in der Gesellschaft, im eigenen Leben oder auch in der eigenen Psyche glaubt eindämmen zu müssen, stets im Glauben an die heilige reine Einfalt, der irrt so wie nur Frömmeler sich irren können.

Nicht von ungefähr herrscht im Endzustand aller *Utopien* ein *Melancholieverbot*. Wenn demnach das tonnenschwere Glück unaufhaltsam über alle hereingebrochen sein wird, dann muß zweifelsohne die Pflicht zum Glücklichen sein zur Maxime einer allgemeinen Gesetzgebung werden. Wenn alles perfekt ist, sollten niemand mehr sich erdreisten, noch irgendetwas auszusetzen. Durch dieses Gedankenexperiment eines Endzustandes zeichnet sich ab, das Menschen eben keine Zootiere sind, die sich im Garten Eden oder in irgendeinem künstlichen Paradies auf lange Sicht halten ließen, ohne die menschliche Würde zu verlieren.

Nichts ist so tödlich wie die Langeweile, die aufkommt, wenn alles gleich geworden ist, wenn nichts mehr sein kann, das noch anders sein dürfte als es im Sinne der heiligen Einfalt wäre. Das ist der Moment, in dem sogar ein Paradies zur Hölle werden kann. — Was wäre, wenn die traumatisierte Glaubenskämpfer sich plötzlich nicht mehr auf Gewalt und Zwang, sondern auf Liebe und Hingabe, nicht mehr auf Angst, Wut und Zorn, sondern auf paradiesisch wohlbehagliche Glücksgefühle ein- und doch wohl auch umstellen müßte? Könnten sie das? Kriege traumatisieren so sehr, daß nichts wieder sein wird wie vorher, jedenfalls

nicht in der Wahrnehmung derer, die solchen Greuelthaten ausgesetzt waren, als Täter oder auch als Opfer.

Es würde alsbald so etwas aufkommen wie ein Bürgerkrieg im Paradies, weil die Aggressionen, die vorher noch unter Berufung auf heilige Pflichten schamlos an Andersdenkenden ausgelebt werden konnten, sich plötzlich nach innen, gegen die eigene Kultur, die eigene Gesellschaft, die eigene Gruppe, gegen das eigene Selbst oder auch gegen den eigenen Körper richten würden. — Daraus folgt, daß ganz offenbar die Vielfalt als solche selbst schützenswert ist. Vielfalt ist ein Wert in der Welt, in der Kultur, in der Gesellschaft, in der Gemeinde und nicht zuletzt im eigenen Selbst.

Alles bleibt, nichts geht verloren

Entmythologisierung bedeutet nicht, daß die Mythen verschwinden. Technisierung impliziert nicht, daß nicht doch noch magisches Denken allenthalben schlummert. Säkularisierung bedeutet keineswegs, daß der Glaube als solcher verschwindet. Es mag sein, daß alle diese Belange ihre Gestalt verändern, aber sie bleiben. — Es verhält sich wie mit dem sagenumwobenen *Troja*, wo inzwischen 10 Grabungsschichten über einen Zeitraum von 3000 Jahren hinweg einen Ort rekonstruieren, von dem noch immer umstritten ist, ob es sich tatsächlich um *Troja* handelt.

Anhand des Schichtenmodells einer Metropole wie der des legendären *Troja* läßt sich verdeutlichen, was es mit unserer *Psyche* auf sich haben dürfte. Sie ist wie eine solche Stadt, mit sehr vielen Epochen, die sich Schicht um Schicht auftürmen. Es sind vielerlei Ebenen, tiefere und höhere, alte, ältere, jüngere und jüngste zu verzeichnen. Alle waren sie bedeutend für ihre Zeit und manche sind von bleibender Bedeutung. — Das viel zu radikale Modell vom *Fortschritt* verdeckt, was in Wirklichkeit vor sich geht: Nichts vergeht, alles bleibt! Die jeweils neue Schicht legt sich einfach nur über die ältere, alles bleibt und ist daher auch später noch ansprechbar. Das alltägliche Entweder–Oder ist vollkommen verfehlt, immer kommt es beispielsweise in einer Psychotherapie darauf an, welche dieser Ebenen betroffen ist.

Die Metatheorie vom Fortschritt, der mit irgendetwas endgültig Schluß macht, um etwas gänzlich Neues stattdessen zu beginnen, ist ein sehr schlechter Ratgeber. So suggeriert der Begriff von der *Säkularisierung*, daß beizeiten

vieles der Kirche genommen worden ist, nicht nur Güter sondern vor allem auch Geltungsansprüche. Darauf erscheint es dann so, als habe sich das Religiöse, wie beispielsweise der Glaube an den ›guten Hirten‹, inzwischen mehr oder minder in Luft aufgelöst.

Tatsächlich aber verhält es sich anders, nichts geht verloren, nicht in der Kultur und schon gar nicht in der Psyche: So übernahmen Ärzte über Jahrhunderte die vakant gewordene Rolle von Priestern, um die möglichst umfassende Disziplinierung ganzer Epochen mit medizinischen Mitteln fortzusetzen. Und die Werbung betreibt inzwischen ›Seelsorge‹ auf ureigene Weise. Sie hat erfolgreich einige Zuständigkeiten an sich gebracht, beispielsweise die Vorstellungen von dem was schön, angemessen und erstrebenswert ist. So wird dann auch die Moral alsbald zu einem Lifestyle-Produkt, so wie auch der gestylte Körper immer mehr zu einem Produkt wird, das Anstrengungen, Mühe, Zeit und vor allem Geld kostet.

Gerade die modernen Warenwelten haben sich reichlich bedient an den Ikonen der Hoffnung, an den Metaphern des Glücks, an Bildern paradiesischer Zustände, wie sie eigentlich nur in der Liebe erlebt werden können. Aber sogar die Erfahrung romantischer Liebe ist eine Frage des Konsums, was jedoch gekonnt überspielt wird, denn der Konsum dient dem Herstellen und dem Erleben von Situationen, die als authentisch erfahren werden, sofern sie wenigstens mustergültig sind.

Die romantische Utopie stützt sich auf Symbole des guten Lebens, welche die Werte des Kapitalismus zugleich verkörpern und leugnen.,¹ konstatiert EVA ILLOUZ.

Im Zentrum der heutigen westlichen Kultur steht die Trennung zwischen dem ›Rollen-Ich‹, das sich in der öffentlichen Sphäre darstellt, und dem ›wahren‹ Ich, das in der Privatsphäre der Familie, der Liebe und der Gefühle zu Hause ist. Die heutige Werbung geht zwar in gewisser Weise von dieser Zweiteilung aus, suggeriert aber gleichzeitig, daß das echte und authentische romantische Ich sich weniger in den privaten Begrenzungen der häuslichen Sphäre oder in den bevölkerten Räumen kommerzieller Unterhaltung zeigt als

¹Eva Illouz: Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus. Frankfurt am Main 2007. Vgl. S. 126.

vielmehr in der dazwischen liegenden, liminalen Zone der Freizeit, des Reisens und der Natur. Die Natur bildet dabei die romantische Dekoration par excellence, denn sie ist der einzige symbolische Ort, der die Hinweise auf soziale, familiäre oder geschlechtsspezifische Rollen minimiert oder sogar ganz eliminiert und damit die ›reinen‹ Gefühle am vollständigsten zum Ausdruck bringt und somit das authentische Ich offenbart. (...) Der idealtypische romantische Augenblick stellt sich an einem entfernten Ort ein, auf einer exotischen Insel, am Meer, in einem dichten Wald, an einem ruhigen See — kurz: an einem Ort, der in symbolischer Weise von der industriellen und städtischen Welt der Arbeit, der Börse und des Geschäftslebens abgeschnitten ist.¹

Kulturwissenschaftlichen Analysen zufolge, gehen mit dem Ideal der romantischen Liebe einige Irritationen einher: Die Trennung zwischen ›romantisch‹ und ›unromantisch‹ steht in enger Verbindung zur Trennung zwischen ›männlichen‹ und ›weiblichen‹ Sphären, so weiter ILLOUZ. Im Verlauf der Zeit sei die romantische Liebe ›feminisiert‹ worden.

Um romantisch zu sein, müssen Männer (zumindest zeitweise) ihre emotionale Kontrolle und die ihnen zugesprochene Autorität aufgeben und zu Eigenschaften wie ›Offenheit‹, ›Vornehmheit‹ und ›Fürsorge‹ überwechseln. Frauen hingegen müssen nur so bleiben, wie sie ›von Natur aus‹ sind. Damit neutralisiert das Bild der Romantik ... die Geschlechterunterschiede, indem es Männer wie Frauen in die weibliche Gefühlssphäre versetzt.²

Mit der Relativierung ehemals verbindlicher Rollenbilder dürften weltweit große Irritationen einher gehen. Nachrichten, Filme und Bilder über die neue Liebesordnung westlichen Stils geraten fast schon in die letzten Winkel einer inzwischen globalisierten Welt. Ganz besonders gefährdet erscheint die angestammte Autorität männlicher Macht.

Der mondäne westliche Lebensstil stellt die Kulturen der Welt vor ganz große Herausforderungen. Auch die Psyche des Einzelnen sieht sich mit Irritationen konfrontiert, die vielleicht gar nicht aus der eigenen Lebenswelt stammen.

¹Ebd. S. 127.

²Ebd. S. 131.

Gleichwohl hat man ständig vor Augen, was alles disponibel geworden ist, woran vielleicht von sich aus noch kaum jemand rühren würde.

Das Problem dieser im Prinzip eigentlich bereits globalen Kulturrevolution ist der damit einhergehende Relativismus. Es wird immer mehr von dem, was zuvor noch fraglos schien, zu einer Frage der Selbstbestimmung, der Identität und der Selbstinszenierung. Es gilt alles Erdenkliche zu entscheiden, worüber zu anderen Zeiten und in anderen Kulturen keineswegs der Einzelne selbst zu befinden hatte. — Solche Freiheit kann durchaus verängstigen, weil sie ›von außen betrachtet‹ befremdlich erscheint und dann auch noch schillernder und freiheitlicher in Szene gesetzt wird, als sie es tatsächlich ist. So mag dann andernorts die Zunahme objektiver Wahlfreiheit als Bedrohung wahrgenommen werden:

Die Zunahme an objektiver Wahlfreiheit, zu entscheiden, wen man liebt und wen nicht, und die Vorstellung von Liebe als einem Feld persönlicher Experimente haben dem absoluten Charakter der Liebesrhetorik... einen tödlichen Stoß versetzt, indem sie die Liebe dem moralischen und emotionalen Relativismus unterworfen haben, der die säkulare Kultur insgesamt durchdrungen hat.¹

Tatsächlich ist die Authentizität romantischer Momente ganz und gar nicht so intensiv, wie es denen, die es erleben, selbst erscheinen mag oder auch, wie es in den Augen eines Betrachters aus einem anderen Kulturkreis mit traditionellen Geschlechterrollen erscheinen dürfte. — Längst sind aber die Identitäten selbst multipel geworden unter dem Eindruck der Postmoderne, die ohnehin ihrerseits eher die Bindungsphobie zelebriert. Denn der *postmodernen Affäre* liege, so weiter ILLOUZ, ein verändertes Verständnis von *Identität* zugrunde, mit der Möglichkeit der Wahl zwischen verschiedenen Lebensstilen und Konsumentenrationalitäten.²

Es kommt damit zur Aufspaltung des romantischen Ichs in miteinander konfligierende Erzählstrukturen, womit die Erfahrung neuer psychologischer Widersprüche einhergeht.³ — Traditionelle Rollenverständnisse sind zwar nach wie

¹Ebd. S. 182.

²Vgl. ebd. S. 218.

³Vgl. ebd. S. 214.

vor möglich, zugleich ist aber eine große Vielfalt an Möglichkeiten in die Welt gekommen, eine Vielfalt, die als solche bereits verängstigen kann.

Das heutige romantische Ich zeichnet sich durch seinen fortwährenden, sisyphusgleichen Versuch aus, die lokal begrenzte und flüchtige Intensität der Liebesaffäre innerhalb langfristiger, globaler Liebeserzählungen (wie etwa der Ehe) heraufzubeschwören, ein übergreifendes Narrativ dauerhafter Liebe mit der fragmentarischen Intensität der Affären zu versöhnen. Diese Aufspaltung des romantischen Ichs in unvereinbare Erzählstrukturen, das Einfügen eigenständiger, diskontinuierlicher Affären in Narrative lebenslanger Liebe löst das kohärente, ›heroische‹ Ich der Moderne in eine ›Collage‹ konfligierender narrativer Ichs auf.¹

Unter den Bedingungen von Zivilisation und Geschichte unterliegt nicht nur die Kultur umfassenden Wandlungsprozessen, auch die *Psyche* eines jeden Einzelnen sieht sich immer wieder vor immense neue Herausforderungen gestellt. Beim Versuch, den bisherigen Verlauf der *Psychogenese* zu überblicken, um die Tendenzen dann einfach in die Zukunft zu verlängern, zeigt sich, daß die vormalige Fremdsteuerung im Verlauf dieser Genese ganz offenbar immer mehr durch zunehmende Selbstorientierung ersetzt wird.

Dazu müssen die ehemaligen externe Instanzen internalisiert werden. Dementsprechend verschwindet der sogenannte ›Gute Hirte‹ nicht etwa, wenn und weil Priester in der Postmoderne immer mehr Einfluß verlieren. Die Figur oder besser noch, die Funktion des Priesters kehrt in veränderter Gestalt, wenn auch schwer erkennbar, in unserem Inneren wieder zurück und bildet eine Schicht, die vielleicht bald schon bedeckt wird, von den psychischen Sedimenten der nächsten Dekaden.

Führt man sich nun genauer vor Augen, was das eigentlich sein soll, das postmoderne Ich, das inzwischen multipel wird, weil es konfligierende Narrative miteinander zu versöhnen versucht, die sich nicht mehr zusammenbringen lassen, dann könnte genau darin das Rezept liegen, mit der bedrohlich zunehmenden Vielfalt im Orientierungsvermögen tatsächlich noch individuell ganz bewußt umzugehen. — Während die vormals so überaus bedeutsamen Religionen, Traditionen und Autoritäten ihren vielleicht kurz zuvor noch unumstrittenen

¹Ebd. S. 219.

Anspruch auf Führung ultimativ einbüßen, steigen die psychischen Anforderungen durch die zunehmende Selbstorientierung immens. Anstelle der heteronomen Orientierung soll immer mehr Autonomie an den Tag gelegt werden, aber die Beliebigkeit, der Relativismus und die zunehmende Unsicherheit muß nicht unbedingt als Freiheit willkommen, sie kann manchen auch als Bedrohung erscheinen.

Wenn also angestammte Disziplinierungsweisen sich anders geben und nicht selten ins Innere der Psyche des Einzelnen verlegt werden, so bedeutet das beileibe nicht, daß diese Instanzen nunmehr spurlos verschwunden sind. Die Aufgabe besteht vielmehr darin, sie in ihrer neuer Gestalt im Inneren der eigenen Psyche wiederzuerkennen.

Derweil hat sich die Ausdifferenzierung unserer Innenwelten immer weiter fortgesetzt, so daß nicht mehr die eine, alles übergreifende Identität erwartet werden kann. ›Wir alle spielen Theater‹, hieß es noch in den 70er Jahren, wobei eben immer undeutlicher wurde, was denn dabei das Identische, was dabei das Selbst oder vielleicht auch das in manchen Seminaren gesuchte ›wahre Selbst‹ sein soll. — Die Erwartung, eine einzige Identität, eine einzige Wahrheit, eine einzige Sicht auf sich selbst und auf die Welt zu haben, dürfte souffliert worden sein durch die Jahrhunderte währende Prägung, einem Monotheismus gerecht zu werden, der eifersüchtig darüber wachte, daß aus der Einheit nicht wieder eine Vielfalt wird.

Genau das ist inzwischen aber geschehen, wir selbst sind viele. Es kommt eben darauf an, mit Selbstbewußtsein souverän darüber zu befinden, welches Selbstverständnis gerade angemessen ist, welches nicht. Damit ist zwar die vermeintliche Eindeutigkeit verloren, die allerdings eher etwas Zwanghaftes hatte, dafür ist sehr viel mehr Spielraum gewonnen, sich selbst zu interpretieren, vielleicht auch, mit sich selbst zu experimentieren.

Die Moderne und der Geist der Sachen

NARRATIVE ALS MYTHEN DES ALLTAGS — VOM MODERNEN ICH ZUR POST-MODERNEN IDENTITÄT — INDIVIDUALISMUS UND AUTHENTIZITÄT — DIE FAKTEN, DAS ERLEBEN UND ›CAMP‹ — VON MENSCHEN UND MASKEN — IN FREMDER GESTALT ERSCHEINEN — MULTIPLE IDENTITÄTEN UND GESCHLECHTERROLLEN — BDSM ALS SYMBOLISCHE LÖSUNG IN ›SHADES OF GREY‹ — LIEBE, SELBST UND SOUVERÄNITÄT — ROMANTISCHE LIEBE, MÄNNLICHE MACHT UND FEMININE SEHNSUCHT — BDSM ALS GEGENDISKURS — POSTFEMINISMUS UND KONSENSGESELLSCHAFT — BEGEHREN IST NICHT VERHANDELBAR — GABE UND GEGENGABE — DER GEIST DER SACHEN WILL ZUM URSPRUNG ZURÜCK — WIE DIE LACHSE ZUR LAICHZEIT — RITUAL, ERFAHRUNG, GEWISSHEIT — DER WEG DES MÄRCHENHELDEN

Über die neue Liebesunordnung	163
Multiple Identitäten	163
Die Masken der Götter	171
Der Auftritt der ›inneren Göttin‹	174
Ritual und Selbstverhältnis	184

Über die neue Liebesunordnung

Multiple Identitäten

Alles ist immer schon gesagt worden, noch dazu auf eine Weise, die sehr viel eindrucksvoller, eben einfach perfekt bereits in Szene gesetzt und zum Ausdruck gebracht hat, was man nur zu gern auch selbst erleben, erfahren und miteinander teilen würde. *Narrative* sind Mythen des Alltags, ein mustergültiger Fundus für Möglichkeiten der Inszenierung und der Selbsterfahrung. Es scheint, als bräuchten wir noch sehr viel mehr von diesen mustergültigen Geschichten, in die wir uns verstricken können, um zu erleben, was mit uns ist,

was wir auch sind, wer wir sein würden. — Wenn spätestens mit dem Roman neben den Mythen noch ganz andere Plots treten, dann zeigt sich, daß nicht nur die Welt, sondern daß auch die Identitäten selbst vielfältiger geworden sind.

Der Umgang mit Vielfalt ist mehr als gewöhnungsbedürftig, denn die eine einzige ganz allgemein verbindliche Sicht auf die Welt und auf sich selbst ist verschwunden, kein monotheistischer Gott, keine noch so radikale Priesterschaft, keine Ideologie und auch keine Wissenschaft wird jemals wieder auf Dauer so etwas, wie eine einzige Wahrheit allein für sich beanspruchen dürfen. Jede Vielfalt ist eine Herausforderung, denn es ist immer auch eine Leistung damit verbunden, sich dann noch zu orientieren, als Naturwesen, als Kulturwesen, als Mensch.

Jede neuerliche Vielfalt birgt daher auch gänzlich neue Herausforderungen, sowohl für die Makrostrukturen der Kulturen, Gesellschaften und Staaten, als auch für Mikrostrukturen wie die der Familie und nicht zuletzt der Geschlechterrollen, die gerade in den letzten Dekaden mit einer bislang kaum geahnten neuen Vielfalt in Erscheinung treten. Mit alledem gehen jedoch immense Irritationen einher, eine Zunahme der Vielfalt ist eine Zunahme von Komplexität, bei der alte Orientierungsmuster unter Umständen sehr schnell versagen. Damit gehen wiederum große Herausforderungen für jeden Einzelnen und für die eigene Psyche einher. — Die Frage nach Sicherheit, besser noch die nach dem Vertrauen, stellt sich so umfassend und so vielfältig wie nie, in der Politik, im Soziokulturellen und in der Psychologie. Der Umgang mit denen, die Ängste verspüren, ist alles andere als tolerant, wenn immer wieder gerade im Namen der Toleranz ein hochmoralischer Druck in Szene gesetzt wird, der einfach nur einschüchternd ist.

Zugleich kommt mit dem Anspruch auf Individualität die Sehnsucht in die Welt, sich selbst spüren, sich unterscheiden zu wollen, es nicht nur anderen gleich zu tun, sondern auf eigenen Weise, nach eigener Art zu leben, zu fühlen, zu denken, zu sein. Aber gerade die Plots, die für tiefe Begegnungen und Selbsterfahrungen entstehen, sind allesamt nur längst bekannte Standards mustergültiger Erzählungserzählungen. Es sind alles nur Narrative und so stellt sich dem Einzelnen die Frage, was denn eigentlich daran noch authentisch sein kann, wenn das, was erlebt und empfunden wird, doch vielleicht nur nacherlebt und nachempfunden worden ist.

Da wirkt es befremdlich und kann Sorge bereiten, sich selbst zu erfahren als Jemand mit intensiven Begegnungen und tiefen Erfahrungen, wenn zugleich Zweifel aufkommen am eigenen Erleben, am Selbst, an der Identität und an

der eigenen Rolle. Die Kunst dürfte darin bestehen, solche Widersprüche neuerdings eher hinzunehmen aber nicht mehr unbedingt auflösen zu müssen, was allerdings fürs erste gar nicht geheuer sein kann, sich selbst als Jemanden zu erfahren, der eins ist aber auch viele. — Derweil zeigt sich, daß diese neue Lebens-Kunst inzwischen tatsächlich gelingt, innere Widersprüche nicht mehr nur zu unterdrücken, sondern als Ausdruck des eigenen Individualismus zu betrachten. Schließlich spaltet die Moderne alles und jedes immer weiter auf und zerlegt es in widersprüchliche Momente, was noch in der Antike für unspaltbar galt, das unteilbare *Atom* ebenso wie das angeblich nicht auseinander zu dividierende *Individuum*.

Das Prinzip dieser neuen Multiperspektivität lautet, das eine zu tun, ohne das andere zu lassen. Es ist möglich, zum einen möglichst umfassend sämtliche Widersprüche zur Kenntnis zu nehmen, um doch jeweils immer nur eine einzige Identität zum Ausdruck zu bringen, die sich allerdings zusammensetzt aus diesen verschiedenen Aspekten, Nuancen und Differenzen. — Und so geht es dann inzwischen in unserer eigenen *Psyche* zu, wie in der Politik, wo, wenn man gar nicht mehr weiter weiß, stets neue Institutionen gegründet werden. Derweil ist gerade das Prinzip der *Gewaltenteilung* selbst geradezu mustergültig, denn auch das menschliche Bewußtsein macht ganz offenbar wieder und wieder Gebrauch davon, daß eine Beobachtung als solche wiederum aus anderer Perspektive beobachtet und in seiner Bedeutung nivelliert wird. Dabei versprechen feinste Differenzen einen großen Zugewinn an Orientierung.

Viele dieser oft unterschwelligsten Abstimmungs-Prozeduren, von denen sehr viele unwillkürlich vonstatten gehen, lassen sich als Kommunikationsprozesse beschreiben, in denen hoch komplexe Koordination entsteht, die zumeist noch nicht einmal auf Bewußtsein angewiesen ist. Durch Stereosynästhesie, etwa wenn zwei Ohren oder zwei Augen miteinander koordiniert werden, läßt sich anhand verschwindend kleiner Differenzen ein Zusatznutzen erzielen. Anhand kleinster Zeitdifferenzen läßt sich beispielsweise die Geräuschquelle lokalisieren, so wie es auch erst zwei Augen dem Hirn erlauben, die Geschwindigkeit abschätzen zu können, mit der sich ein Objekt relativ zum Betrachter bewegt, insbesondere wie schnell es sich auf den Beobachter zu oder auch von ihm weg bewegt. — Wir müssen nur probierhalber ein Ohr oder auch ein Auge zuhalten, um uns selbst davon zu überzeugen, daß sich auf der Grundlage kleinster Differenzen erstaunlich große Unterscheidungen machen lassen.

Manche der Instanzen unserer Psyche lassen sich wie politische Institutionen betrachten, zu denen nunmehr eine neue hinzukommen wird, einfach weil sie hinzukommen muß: Das *multiple Selbst* ist eine große Herausforderung, weil

es nun darum geht, zwischen allen erdenklichen Perspektiven zu moderieren und zwar in dem Bewußtsein, daß keine dieser Hinsichten den Anspruch hegen darf, allein gültig zu sein. Es gilt, das eine zu tun ohne das andere zu lassen. — Allerdings kann es ein großes nicht rein intellektuelles Vergnügen bereiten, Gefühle einerseits authentisch zu erfahren, um gleichwohl zugleich ketzerisch das eigene Empfinden ironisch zu spiegeln.

Zu jeder modernen Psyche gehört es eben, nicht nur die vormals externen Instanzen der Ordnung, der Disziplin und der Bestrafung als Selbstdisziplinierung in sich aufgenommen zu haben. Es gehört ebenso mit dazu, daß wir zugleich eine ganze Ketzerversammlung in uns mit herumführen, die nur auf eine Gelegenheit warten, alles, was heilig sein soll, vom Sockel zu stoßen. — Es kommt eben darauf an, selbstbewußt genug zu sein, alle diese inneren Widersprüche nicht mehr zu kaschieren, sondern ganz im Gegenteil, sie als Perspektiven zu würdigen, jede, wie es ihr zukommt.

Also: Wird eine Situation als romantisch empfunden, weil sie bestimmten Bildern, Vorstellungen und einschlägigen Narrativen entspricht? — Solche Fragen haben das Format von Glaubenskonflikten, wie sie Priester seit jeher hatten, wenn sie vor ihrer Gemeinde auftreten mußten, aber nicht offenbar werden lassen durften, daß sie vielleicht selbst sich ihres Glaubens gar nicht mehr so sicher waren. Lange Zeit wurde erwartet, daß sie nicht durchblicken lassen, wie es um den eigenen Glauben steht, weil sie doch die ihnen anvertrauten Schafe in einen panischen Schrecken versetzen könnten.

Zweifel werden nie gern gesehen, schon gar nicht von denen, die das Sagen haben. Die Komplexität der Welt und ihre Vielfalt wird gern überspielt, weil es große Schwierigkeiten bereitet, tatsächlich zum Ausdruck zu bringen, was denn nun aus eigener Erfahrung höchst persönlich empfunden, geglaubt und geheiligt werden soll. — *Autonomie* ist diese Fähigkeit und der Anspruch, sich selbst ein eigenes, noch besser sogar, ein unterscheidbares Bild von der Welt und den Sachen zu machen, selbst wenn sie uns zutiefst berühren.

Es ist möglich, zugleich etwas zu erleben, also mitten drin zu sein und dennoch sich selbst und das ganze Szenario von außen zu betrachten. Und im übrigen ist das erst wahres Glück, sich inmitten erfüllender Erlebnisses zu finden, die vielleicht tatsächlich mustergültig sind, so wie es die Narrative vorsehen, um sich selbst darin als authentisch zu erfahren und zugleich selbstironisch den Überschwang der eigenen Gefühle zu spiegeln. Das alles ist offenbar möglich und erst das wäre tatsächlich ein Ausdruck von Autonomie, Souveränität und Selbstbewußtsein. — Entscheidend wäre nur, ob denn die Erlebnisse tatsächlich auch welche sind, oder ob es nur rein äußerlich um eine Inszenierung geht, die

allenfalls dazu angetan ist, mit dem Handy festgehalten zu werden aber nicht mit dem eigenen Herzen.

Es gilt, alle Perspektiven ernst zu nehmen, um die Multiperspektivität dann auch präsent zu haben, ohne das eine Sicht die andere schmälern sollte. Dieses Vermögen zu entwickeln, scheint der Tendenz zu entsprechen, die sich inzwischen absehen läßt. Denn wenn wir den bisherigen Verlauf der *Psychogenese* in die Zukunft verlängern, dann wird absehbar, daß weitere Internalisierungen folgen werden, selbstverständlich gerade solche, die Probleme bereiten, weil sie miteinander im Hader liegen wie Priester und Ketzer, wie Schamanen und Wissenschaftler, wie Natur- und Kulturwissenschaften. — Es wird ganz gewiß nicht leichter, sondern komplexer, wenn nunmehr weitere widersprüchliche Figuren und Narrative hinzukommen, so, wie wir inzwischen bereits den ganzen Götterhimmel in uns haben als Teil unserer Psyche.

Nicht nur die soziale Außenwelt sondern auch die psychischen Innenwelten differenzieren sich im Verlauf der Kulturgeschichte immer weiter aus. Wenn die Welt, weniger die natürliche Umwelt als vielmehr die soziokulturelle zweite Natur, immer komplexer wird, dann steigen die Anforderungen, auch dort noch, unter ganz gewiß stetig steigenden Anforderungen, noch immer adäquat zu agieren. Es sollte daher möglich sein, die inhärente Dialektik verschiedener Perspektiven mit allen einschlägigen Differenzen ganz bewußt in Dienst zu nehmen, um sodann selbst denken und sich an der Stelle eine jeden anderen versetzen zu können, um schließlich im Bewußtsein aller dieser unterschiedlichen Stimmen aufzutreten.

Die Maximen einer *vorurteilsfreien, erweiterten und konsequenten Denkungsart*, wie sie IMMANUEL KANT in seiner *Kritik der Urteilskraft* so exemplarisch dargestellt hat, sollten allerdings im letzten Punkt, in dem der *Einstimmigkeit*, nicht falsch verstanden werden: Es kann nicht darauf ankommen, in einem naiven Verständnis von *Identität* immer und überall derselbe zu sein, um es auch zu bleiben. Ganz im Gegenteil, es geht um die Ratschlüsse der Vernunft, also um den jeweils höchst subtilen Sinn für Angemessenheit als Ausdruck für individuelle Urteilskraft, Souveränität und persönlichen Geschmack. — Wenn daher das jeweils angemessene Verhalten von Situation zu Situation variiert, so deutet das noch lange nicht hin auf einen Widerspruch in der Person, in der Identität und in der Authentizität. Ganz im Gegenteil, nur was angemessen ist und dann auch so erlebt, gelebt und erfahren werden kann, wird überhaupt erst als authentisch empfunden. Es kann also nicht nur, es muß je nach Situation immer mal die eine, dann aber auch wieder die andere Seite hervorgehoben werden.

Die Frage ist eben immer, wie auf der Suche nach der persönlichen Stellungnahme möglichst systematisch vorgegangen werden soll. Und dabei ist die Aufgabe der *Vernunft* keinesfalls zu unterschätzen. — KANT zufolge sind drei *Maximen des gemeinen Menschenverstandes* äußerst hilfreich, wenn und wo es um individuelle Meinungsbildung geht:

Es sind folgende: 1. Selbstdenken; 2. An der Stelle jedes andern denken; 3. Jederzeit mit sich selbst einstimmig denken. Die erste ist die Maxime der vorurteilsfreien, die zweite der erweiterten, die dritte der konsequenten Denkungsart. Die erste ist die Maxime einer niemals passiven Vernunft. (...) Was die zweite Maxime der Denkungsart betrifft, so sind wir sonst wohl gewohnt, denjenigen eingeschränkt (borniert, das Gegenteil von erweitert) zu nennen, dessen Talente zu keinem großen Gebrauche (vornehmlich dem intensiven) zulangen. (...) Die dritte Maxime, nämlich die der konsequenten Denkungsart, ist am schwersten zu erreichen, und kann auch nur durch die Verbindung beider ersten, und nach einer zur Fertigkeit gewordenen öfteren Befolgung derselben, erreicht werden. Man kann sagen: die erste dieser Maximen ist die Maxime des Verstandes; die zweite der Urteilskraft, die dritte der Vernunft.¹

Das, was da spätestens seit der *Aufklärung* als *Vernunft* angesprochen werden soll, ist eigentlich genau das, was zuvor einmal im Geisterreich, im Götterhimmel und schlußendlich im monotheistischen Gott kulminierte. Wir haben nur im weiteren Verlauf der Kulturgeschichte, also im Zuge der *Psychogenese* immer mehr von den Autoritäten aber auch von den Antiautoritäten in uns hinein genommen. Was im Verlauf der Zeit zum Bestandteil der eigenen *Psyche* geworden ist, vor zuvor einmal ganz woanders erfahren worden, nämlich als leibhaftiger Ausdruck von Göttlichkeit oder zumindest von ihrer Verkörperung.

Wir sollten gerade im Namen der *Vernunft* wieder zurückkommen auf alle ehedem göttlichen Instanzen, die inzwischen internalisiert auf den Rängen darunter zu lokalisieren sind, im Schichtenmodell einer Psyche, in der nichts verloren, sondern alles erhalten bleibt. Dabei wäre es wünschenswert, wenn es nicht nur im Denken sondern auch im Empfinden zu einem Wechsel kommt, der vom Monotheismus wieder zum Polytheismus zurückführt. — Ebenso wenig wie

¹Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. In: Werke in zwölf Bänden. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main 1977. Bd. 10, S. 227f.

sich die Vielfalt der Welt mit einer einzigen Religion, einem einzigen Gott und einer einzigen Kultur bewältigen, geschweige denn abbilden oder ›vertreten‹ läßt, ebenso verhält es sich inzwischen auch mit der Vielfalt der eigenen *Psyche* unter den Bedingungen der Postmoderne, die ihrerseits bereits in die Jahre gekommen ist.

Diesen Wechsel im Selbstverständnis vom modernen Ich zur postmodernen Haltung eines ironisierenden Relativismus, der sich darauf versteht, zwischen vielen Identitäten zu wechseln, um eventuell dem eigenen Selbst ganz neue Seiten abzugewinnen, hat der Semiotiker UMBERTO ECO sehr beeindruckend als Fähigkeit charakterisiert, vor dem Hintergrund übermächtiger Narrative sich gleichwohl als Individuum mit eigener Souveränität zu behaupten:

Die postmoderne Haltung erscheint mir wie die eines Mannes, der eine kluge und sehr belesene Frau liebt und daher weiß, daß er ihr nicht sagen kann: »Ich liebe dich inniglich«, weil er weiß, daß sie weiß (und daß sie weiß, daß er weiß), daß genau diese Worte schon, sagen wir, von Liala geschrieben worden sind. Es gibt jedoch eine Lösung. Er kann ihr sagen: »Wie jetzt Liala sagen würde: Ich liebe dich inniglich.« In diesem Moment, nachdem er die falsche Unschuld vermieden hat, nachdem er klar zum Ausdruck gebracht hat, daß man nicht mehr unschuldig reden kann, hat er gleichwohl der Frau gesagt, was er ihr sagen wollte, nämlich daß er sie liebt, aber daß er sie in einer Zeit der verlorenen Unschuld liebt. Wenn sie das Spiel mitmacht, hat sie in gleicher Weise eine Liebeserklärung entgegengenommen. Keiner der beiden Gesprächspartner braucht sich naiv zu fühlen, beide akzeptieren die Herausforderung der Vergangenheit, des längst schon Gesagten, das man nicht einfach wegweisen kann, beide spielen bewußt und mit Vergnügen das Spiel der Ironie. Aber beiden ist es gelungen, noch einmal von Liebe zu reden.¹

Bei der hier erwähnten LIALA handelt es sich um ein Pseudonym der italienischen Autorin AMALIA LIANA CAMBIASI NEGRETTI ODESCALCHI (1897–1995), die triviale Erzählungen und Romane verfaßt hat. Dagegen wiederum wandte sich die im Jahre 1963 in Palermo gegründete *Gruppo 63*, der sich

¹Umberto Eco: Nachschrift zu ›Der Name der Rose‹, München 1986. S. 78f.

auch UMBERTO ECO anschloß. Die als viel zu traditionell und schematisch empfundenen Ausdrucksformen der Italienischen Literatur der 1950er Jahre wurden mit Polemiken bedacht, und der überkommene Stil wurde ironisch als ›lial‹ bezeichnet. — Gleichwohl wirkt die Sequenz, *sagen wir... Liala*, wie eine Anspielung auf den Geniestreich von SUSAN SONNTAG, die in *Against Interpretation* eigens ein Rätsel-Wort erfand, um ein ästhetisches Phänomen zu definieren, das selbst undefinierbar ist und es auch bleiben muß: Sagen wir *Camp*.

Und tatsächlich geht um jene weichen Erfahrungen, die sich mit harten Fakten nicht auf eine Stufe stellen lassen. Es ist eine vollkommen andere Welt, eine völlig andere Hinsicht, wenn es ums Erleben geht und vor allem darum, daß ästhetisches Empfinden keineswegs ›einfach nur‹ Geschmackssache ist, wo doch gerade der Geschmack jede frei menschliche Reaktion regiert:

Eine Erlebnisweise (im Gegensatz zu einer Idee) gehört zu den Dingen, über die sich am schwersten reden läßt, aber es hat seine besonderen Gründe, daß gerade der Begriff ›Camp‹ nie erörtert worden ist. Camp ist keine natürliche Weise des Erlebens. Zum Wesen des Camp gehört vielmehr die Liebe zum Unnatürlichen: zum Trick und zur Übertreibung. Und Camp ist esoterisch — eine Art Geheimkode, ein Erkennungszeichen kleiner urbaner Gruppen. (...) Obgleich ich von nichts weiter als von der Erlebnisweise spreche — und dazu von einer Erlebnisweise, die das Ernste ins Frivole verwandelt —, geht es hier um gewichtige Angelegenheiten. Für die meisten Menschen gehören Erlebnisweise und Geschmack dem Bereich rein subjektiver Wahl an, dem Bereich jener geheimnisvollen, vorwiegend sensuellen Reize, die nicht unter die Botmäßigkeit der Vernunft gestellt sind. Sie lassen es hingehen, daß geschmackliche Erwägungen in ihrem Verhalten gegenüber anderen Menschen und Kunstwerken eine Rolle spielen. Diese Haltung aber ist naiv. Und schlimmer noch. Den Geschmackssinn mit Herablassung behandeln heißt sich selbst mit Herablassung behandeln. Denn der Geschmack regiert jede freie menschliche Reaktion — im Gegensatz zur rein mechanischen. Nichts hat eine größere Prägekraft. Es gibt einen Geschmack in der Beurteilung von Menschen, einen visuellen Geschmack, einen Geschmack in Dingen des Gefühls — und es gibt einen Geschmack, der sich im Handeln bekundet, einen Geschmack

*auf moralischem Gebiet. Ebenso ist Intelligenz im Grunde eine Art des Geschmacks: Geschmack im Bereich des Denkens.*¹

Das Rätselwort hat selbst keinen Inhalt, sondern eben eine Leerstelle, die dafür steht, daß es auf die Wirkung ankommt. Und so wäre es dann auch wünschenswert für das, worum es im Folgenden geht, wäre es interessant, ein ähnliches Rätselwort zur Verfügung zu haben, wie ›Camp‹ von SUSAN SONNTAG. Denn es geht nicht um Fakten, sondern ums Erleben, ja mehr noch, es geht um das reflektierte Erleben des eigenen Erlebens. Auf dieser Ebene stellen sich die Probleme, die hier und im folgenden als Beispiel dienen sollen, um die multiple Identität näher in Augenschein zu nehmen. Die Frage lautet daher: Wie kann das eigene Erleben selbst nochmals aus möglichst unterschiedlichen, ja sogar miteinander hadernden Perspektiven erlebt, nachempfunden und reflektiert werden?

Die Masken der Götter

Allerdings sind die Götter auch dabei auf ihre Weise wieder einmal vorbildhaft, wenn sie in fremder Gestalt erscheinen und sich selbst doch immer dabei treu bleiben. Sie beherrschen eben die Kunst, durch Metamorphosen nach Belieben die eigene Gestalt und das Erscheinungsbild zu verändern, ein Vermögen, das bis in die Zeit des Schamanismus zurückreicht.

Es kam schließlich bereits den ersten Jägern der Menschheitsgeschichte ganz explizit darauf an, in fremder Gestalt zu erscheinen. Sich der Jagdbeute möglichst unbemerkt anzunähern, ist eine Frage der Tarnung, und dazu ist es nicht unbedingt erforderlich, sich zu verbergen. Gänzliche Unsichtbarkeit ist jedoch nicht unbedingt erforderlich, es genügt bereits, in einer Gestalt aufzutreten, die als solche dem Beutetier nicht bedrohlich vorkommt. Das dürfte eine der ersten Urerfahrungen sein, diese Möglichkeit, sich rein äußerlich zu verändern, um dann ganz anders wahrgenommen zu werden.

Wo ganz im Sinne eines Panpsychismus erwartet wird, daß erst die Seele ein Lebewesen auf typische Weise lebendig werden läßt, gerade auch mit den spezifischen Eigenschaften, dort muß der Gestaltwandel zum Phänomen werden.

¹Susan Sontag: *Against Interpretation* — Anmerkungen zu Camp. Frankfurt am Main 1982, S. 322.

— Schon früh dürften sich gewisse Phänomene und Fragen aufgedrängt haben: Wie kommt denn der Hirsch zu seinen typischen Eigenheiten? Und wie ist es zu erklären, daß ein Schamane in einem Hirschkostüm dessen Seele verkörpern kann, also das, was den Hirschen zu dem macht, was er ›ist‹?

Daraus erwuchs die Erwartung, daß, wer eine *Maske* trägt, mit dem Geist dessen, was da verkörpert werden soll, auf gutem Fuße stehen muß. Und so wurden Schamanen zu Spezialisten mit der Fähigkeit, sich in Wesen verwandeln zu können auf die es ankommt, und dabei sollten sie nicht nur *wie*, sondern *als* Geist der Sache selbst erscheinen. — Noch weit vor der *Sprache*, die erst allmählich immer differenzierter wurde, bis beispielsweise ihre magische Kraft erschlossen wurde, daß es möglich ist, über abwesende Dinge zu sprechen, dürfte es ein anderes Medium der Verständigung bereits gegeben haben, den *Tanz*.

Noch immer fehlen die Worte nicht selten genau dann, wenn es darauf ankommt, die richtigen zur Verfügung zu haben. Wer etwas mit Worten nur schwer zur Darstellung bringen kann, neigt daher auch heute noch mitunter dazu, es einfach vorzumachen. Und genau darum geht es im Schamanismus. Es gilt Erfahrungen zu machen, die anders sind, als das, was der Mensch der Moderne glaubt als einzig wirkliche Wirklichkeit leibhaftig vor Augen zu haben. Unter den spiegelglatten Oberflächen unserer überzivilisierten Welten sind die anderen Ebenen wie selbstverständlich parat, aber nicht passiv im Traum, sondern nicht selten höchst aktiv, weil sich vieles eben nicht nur an der Oberfläche abspielt sondern sehr viel tiefer reicht. Es gibt eben viele Ebenen und vielerlei Wirklichkeit, es wäre daher äußerst interessant, gäbe es wieder mehr von den Zugängen, die zwischenzeitlich verschüttet worden sind. Noch interessanter wäre es, in Erfahrung zu bringen, was denn wohl die Maske aller Masken sein würde. Und die Antwort kann nur lauten, es ist eine Kultur-Theorie, die sich darauf versteht, verständlich zu machen, was das Maskieren dem Menschen bedeutet.

Gerade griechische Götter geben immer wieder eine recht bemerkenswerte Selbstdarstellung, wenn sie ihre Masken wie ein Visier hochgeklappt haben. Sie wirken dann wie Schauspieler in der Umbaupause, während eines der vielen Stücke, in denen sie sich selbst verkörpern. Interessant wäre, sie würden noch rauchen derweil oder im Streitfall wie eine gekränkte Diva den Filmset wutentbrannt verlassen mit dem einschlägigen Ausruf: *I'll Be In My Trailer!*

Die Götter der Antike sind wie die Stars unserer Tage, die Sterne von damals sind die Sternchen von heute. — Alle ihre einzelnen Fähigkeiten, mit denen sie sich im Verlaufe der Zeit angereichert haben, lassen sich oft noch an den vielen Beinamen erkennen, es sind Spuren vereinnahmter Häuptlingstümer, es sind die Geister von Clans, Landschaften und der Natur, die längst aufgegangen sind im größeren Ganzen dieser Göttergestalten. Gerade Götter verfügen über *multiple Identitäten*, daher fällt es ihnen so leicht, in fremder Gestalt aufzutreten, um doch sich selbst dabei treu zu bleiben.

Die Götter beherrschen das Spiel mit den Masken. Besonders ZEUS wechselt ein ums andere Mal für Liebesabenteuer äußerst spektakulär die eigene Gestalt: Er nähert sich seiner späteren Gattin HERA als durchnäßter, zitternder Kuckuck, als Stier der EUROPA, als Schwan der LEDA, als goldener Regen der DANAË und um den HERAKLES zu zeugen, verwandelt er sich in AMPHITRYON, den Gatten der ALKMENE. — Ganz offenbar besteht für ihn nicht der geringste Anlaß zur Sorge, daß die fremde Gestalt auch vollkommen fremde Erfahrungen beim Liebesspiel mit sich bringen könnte.

Götter wie ZEUS beherrschen einfach dieses bedeutende Kunststück, sich auch in fremder GESTALT noch immer selbst treu zu bleiben. — Und das nunmehr im Zuge der *Psychogenese* anstehende *multiple Selbst* wird seinerseits über diese entscheidende göttliche Fähigkeit verfügen, sich anverwandeln zu können. Die Einwände dagegen, es sei keine Wahrhaftigkeit, sondern Inszenierung, es sei keine Authentizität sondern Vorspiegelung im Spiele, können nicht verfangen, weil unterstellt wird, was gar nicht sein Fall kann: Wir haben nicht die eine einzig wahre Natur, das innere, einzig verbindliche Selbst oder irgendeine ein für alle Mal fixierte Identität in uns, die ehrlichkeitshalber nur zum Ausdruck gebracht werden muß, während alles andere nur Lug und Trug sein würde.

Die Frage nach der Wahrhaftigkeit eines Gottes, der eine Metamorphose vollzogen hat, ist ebenso unangebracht wie einem Schamanen oder einem Schauspieler gegenüber. Es ist irrelevant, daß im Schamanenkostüm oder in der Tarnung eines Jägers noch immer derselbe Mensch steckt, es kommt darauf an, was sich in und mit der Wahrnehmung darauf ereignet. Auf die Fakten kommt es nicht mehr ganz so sehr an, entscheidend ist vielmehr das Erleben: Selbstverständlich *ist* der Darsteller, was er vorgibt zu sein, ebenso wie auch der Schamane den gerufenen Geist möglichst authentisch verkörpert.

Wir alle spielen Theater, was eben nicht bedeutet, daß es uns nicht ernst damit wäre. Das Maskenspiel ist dabei mehr als nur eine ausgezeichnete Metaphorik für das, was sich da eigentlich ereignet, es ist der Bruch mit der naiven Erwartung, daß wir immer dieselben sind und es auch bleiben. Wer eine Maske aufsetzt, übernimmt eine Rolle, wird somit zu jemand Anderen, wechselt also die Identität.

Anhand eines sagenhaft erfolgreichen Trivialromans, zu dem dieser Tage der bemerkenswert kitschige Film in die Kinos gekommen ist, soll daher im Folgenden erläutert werden, was es wohl mit dem multiplen Selbst auf sich haben dürfte, weil sich auch hier Widersprüche auftun, die nicht aufgelöst sondern zum Ausdruck gebracht werden. — Die berechtigte Häme im Feuilleton übertönt wieder einmal, was gleichwohl von Interesse wäre, daß hier nicht der Kitsch gefeiert wird, sondern ganz offenbar das Aufkommen einer neuen *multiplen Identität*. Ganz offenbar ist die Idee inzwischen im Mainstream angekommen, daß sich mancher Widerspruch in der Postmoderne gar nicht mehr überbrücken, geschweige denn lösen, sondern nur noch leben läßt.

Der Auftritt der ›inneren Göttin‹

Die bereits zitierte EVA ILLOUZ hat sich in einem Essay eigens damit befaßt, den sagenhaften Erfolg von *Fifty Shades of Grey* sozial- und kulturwissenschaftlich zu ergründen. Dabei eröffnen sich Einblicke in einen gravierenden Wertewandel, der zwischenzeitlich stattgefunden haben muß.¹

Die Frage ist nicht marginal, wie zu erklären ist, warum gerade dieses Buch sich in einem ansonsten stark umkämpften Marktsegment derart hat durchsetzen können. Es sei ganz offenbar einer jener Augenblicke, so ILLOUZ, in dem eine Botschaft exakt auf die Bereitschaft gestoßen sein muß, sie auch zu hören, ja förmlich, sie zu erwarten.² — Der Zeitgeist scheint also eine ganz gehörige Rolle gespielt zu haben, so daß wir Gelegenheit finden, angesichts dieser Erfolgsgeschichte erste Einsichten in die Hintergründe gewinnen zu können. Dabei ist allerdings weniger der Roman, als vielmehr das, was die überwiegend weibliche Leserschaft daraus gezogen haben dürfte, von besonderem Interesse.

¹Eva Illouz: Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und ›Shades of Grey‹. Frankfurt am Main 2013. Vgl. S. 11.

²Vgl. ebd. S. 17.

E. L. JAMES ist das Pseudonym der britischen Bestsellerautorin ERIKA LEONARD, die im Jahre 2011 die erotische Roman-Trilogie *Fifty Shades of Grey* veröffentlicht, von der weltweit inzwischen 100 Millionen Exemplare gekauft wurden.¹ — Das Werk durchläuft einen durchaus abenteuerlichen Gestehungsprozeß als Fanfiktion im Internet, es entsteht zunächst als Vampirroman, wird dann aber wegen seiner BDSM-Inhalte der Plattform verwiesen, um andernorts weiter gestaltet zu werden.

E. L. JAMES veröffentlichte ›Fifty Shades of Grey‹ zunächst ab 2009 unter dem Titel ›The Master of the Universe‹ als Fan-Fiction zu STEPHENIE MEYERS Twilight Saga auf Fanfiction-Webseiten unter dem Pseudonym SNOWQUEENS ICEDRAGON, die Protagonisten waren ursprünglich Edward Cullen und Bella Swan.

Nach Kritik an den Details von BDSM-Praktiken, die von Dominanz und Unterwerfung, spielerischer Bestrafung sowie Lustschmerz oder Fesselungsspielen handeln, entwarf E. L. JAMES die Fortsetzungsgeschichten und veröffentlichte sie auf ihrer eigenen Webseite unter FiftyShades.com. Später änderte die Autorin die Namen ihrer Hauptfiguren in Anastasia Steele und Christian Grey und löschte die Geschichte auf FiftyShades.com. Die überarbeitete Version erschien als E-Book und ab Mai 2011 als Taschenbuch erstmals unter dem Titel ›Fifty Shades of Grey‹, herausgegeben von dem Independent-Verlag ›The Writer's Coffee Shop‹ in Australien.²

Begeisterte Leserinnen empfehlen einander das Buch und bald schon kommt es zu diesen exorbitanten Verkaufszahlen innerhalb weniger Monate, wobei EVA ILLOUZ nun zu klären versucht, warum dieses Buch einer bestimmten Leserschaft ein so intensives Lektürevergnügen bereitet.

Meine These ist, daß das Erfolgsgeheimnis des Buches nicht in seinem erotisch/pornographischen Inhalt zu suchen ist, sondern in der Art und Weise, wie in der sadomasochistischen Beziehung des

¹E. L. James: *Shades of Grey*. 3 Bde. München 2012. — Die Verkaufszahlen beliefen sich am 4. März 2014 auf insgesamt 100 Millionen, davon 45 Millionen allein in den USA. Siehe: [›Fifty Shades‹: 100 Millionen verkaufte Bücher. News, Penguin Random House, New York, London, München, Barcelona, 04.03.2014.](#)

²Shades of Grey. In: [Wikipedia](#) [15.02.15].

*Romans die Verfassung der Beziehungen zwischen Männern und Frauen in der Spätmoderne mitschwingt ...*¹

Allerdings spielt das Internet mit seinen Besonderheiten tatsächlich bereits beim Verfassen dieses Buchs eine nicht unwesentliche Rolle, denn es wurde zunächst als Amateurliteratur verfaßt, so daß die Reaktionen der Leserschaft noch während des Verfassens ganz gewiß eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben. Es war eben nicht das stille Kämmerlein, sondern ein mehr oder minder offener Produktionsprozeß in einschlägigen Foren, in denen die rund 1700 Seiten des dreibändigen Werkes verfaßt worden sind.

Dabei handelt es sich eigentlich um einen klassischen Liebesroman, der allerdings an die gegenwärtige Bedingungen angepaßt wurde. Eine BDSM-Beziehung² steht im Mittelpunkt, was ganz offenbar von entscheidender Bedeutung ist für den Erfolg dieses Trivialromans, zu dem der Film dieser Tage in die Kinos kommt.³

Wir haben es, so weiter ILLOUZ, mit einer klassischen romantischen Liebesgeschichte zu tun, die an die Bedingungen einer Gegenwart angepaßt wurde, in der die Sexualität einerseits Frauen und Männer voneinander trennt, andererseits aber zugleich einen Ort darstellt, an dem sich ihre Verschmelzung bewerkstelligen läßt.⁴

Diese Geschichte führt derweil die vielen Aporien vor Augen, wie sie für die sexuellen Beziehungen zwischen Männern und Frauen in der Gegenwart kennzeichnend sind. Zugleich wird aber ein Verfahren zur symbolischen Lösung angeboten, vielleicht sogar zur Überwindung der Ausweglosigkeiten. Und genau das muß den Nerv der Zeit getroffen haben. — Die Phantasie-Figuren

¹Eva Illouz: Die neue Liebesordnung. A. a. O. S. 23.

²*BDSM ist die heute in der Fachliteratur gebräuchliche Sammelbezeichnung für eine Gruppe miteinander verwandter sexueller Vorlieben, die oft unschärfer als Sado-masochismus (kurz: SM oder Sado-Maso) bezeichnet werden. (...) Der Begriff BDSM, der sich aus den Anfangsbuchstaben der englischen Bezeichnungen ›Bondage & Discipline, Dominance & Submission, Sadism & Masochism‹ zusammensetzt, umschreibt eine sehr vielgestaltige Gruppe von meist sexuellen Verhaltensweisen, die unter anderem mit Dominanz und Unterwerfung, spielerischer Bestrafung sowie Lustschmerz oder Fesselungsspielen in Zusammenhang stehen können.* (BDSM. in: [Wikipedia](#).)

³Fifty Shades of Grey. Regie: Sam Taylor-Johnson, USA 2015.

⁴Vgl. ebd. S. 23.

des Romans seien dazu angetan, so ILLOUZ, ganz im Sinne von FREUDS *Traumanalyse* die geheimen Wünsche zugleich zum Ausdruck zu bringen und zu verleugnen. So werde es möglich, sich an die Realität heranzutasten, sich auf sie einzulassen, in ihr zu leben, sich aber zugleich auch gegen sie zu wehren.¹ Mithilfe von BDSM würden in diesem Roman die Spannungen innerhalb der Geschlechter symbolisch überwunden. Das Buch sei dazu angetan, als Anleitung zur Selbsthilfe gelesen zu werden, als Rezept für ein in sexueller und romantischer Hinsicht erfülltes Leben.² — Derweil bringt dieser Roman mit äußerst groben Schnitten die entscheidenden Aporien vieler gegenwärtiger heterosexueller Beziehungen verschlüsselt zum Ausdruck und eröffnet dann einen phantastischen Ausweg. Hier wird offenkundig ein neues *Narrativ* etabliert, denn es gelingt der Romanheldin, eine multiple Identität zu entwickeln.

E. L. JAMES *hat sich für Anas Ambivalenz — sie ist ja auf der Suche nach einer noch unbekanntem Lust — eine geschickte Instanzenlehre ausgedacht, die da lautet: ›innere Göttin‹ versus ›mein Unterbewußtsein‹. (Letzteres muß man sich als Vulgärfassung des Freud'schen Unbewußten vorstellen.) Wenn Anas ›innere Göttin‹ jubiliert, schlägt ihr ›Unterbewußtsein‹ schon mal Alarm. Eigentlich ist dieses ›Unterbewußtsein‹ eher eine Art Über-Ich, ein moralischer Aufpasser, während die ›innere Göttin‹ Anas tiefe Wünsche repräsentiert. Man könnte sagen: Juliette und Justine in Personalunion.*³

Wenn EVA ILLOUZ allerdings behauptet, es ginge dabei um die *Rückgewinnung der eigenen Körperlichkeit und Sexualität*,⁴ so soll diese Hypothese nicht unwidersprochen bleiben: ›Rückgewinnung‹, das würde bedeuten, Frauen hätten sich zuvor bereits als individuelle Identität mit eigenen Bedürfnissen, eigenen Rechten, eigener Lust und insofern als Person mit eigenem Innenleben betrachtet. Dann sei ihnen diese Freiheit und das Recht auf Selbstbestimmung und eigene Gefühle jedoch wieder ›genommen‹ worden. — Diese weit verbreiteten Auffassung ist kulturgeschichtlich jedoch unhaltbar, weil dabei die

¹Vgl. ebd. S. 28.

²Vgl. ebd. S. 31.

³Ina Hartwig: Sadomaso-Sex und Schleichwerbung in simpler Prosa. In: Süddeutsche Zeitung, 9. Juli 2012.

⁴Vgl. ebd. S. 36.

Psychogenese nicht berücksichtigt wird. Vielmehr muß konstatiert werden, daß jeglicher Individualismus sehr viel später erst aufkommt und niemals zuvor solche Autonomie überhaupt möglich gewesen sein kann. Wir betreten also Neuland mit alledem, vor allem mit dem Modell vom *multiplen Selbst*.

Der Roman als solcher und die Ideale romantischer Liebe mit allen ihren Paradoxien spielen eine ganz entscheidende Rolle bei der weiteren Ausdifferenzierung unserer Innenwelten. Es scheint, als ginge es um einen Machtkampf zwischen den Geschlechtern auf der einen Seite und auf der anderen Seite um das magische Dreieck zwischen Leidenschaft, Selbstaufgabe und Selbstbestimmung. — Obwohl es anders erscheint, führt die Romanheldin von Anfang an die Regie in diesem Plot, nur sie verfügt schließlich über ein *multiplenes Selbst*, also über Selbstbetrachtung von außen, Selbstreflexion und Selbstkritik von innen. Ganz im Sinne der Romantik wird Liebe zur universellen Heilungsprozedur. Die Rollenattribute verschränken sich, als ginge es um ›Übertragung‹ ganz im Sinne der Psychoanalyse, und so erscheint schließlich das Weibliche am Mann und das Männliche an der Frau:

So wie wir es bei Grey mit einer Kombination aus großer männlicher Macht und der femininen Sehnsucht nach einer emotionalen Symbiose zu tun haben, nimmt Ana umgekehrt Merkmale männlicher Autonomie an: Die ganzen drei Bände hindurch kämpft sie leidenschaftlich um ihre Selbstbestimmung, die sie schließlich nach und nach durch die Liebe gewinnt. Als Romanfigur verfügt sie über eine innere Stimme, die das Geschehen kommentiert, während wir Grey durch ihre Augen sehen, wodurch für die Leserin der Eindruck entsteht, sie sei in einer Weise autonom, die ihm nicht gegeben ist.¹

In der Erzählung werden manche dieser Widersprüche zunächst erfolgreich geschlichtet mit heftigem SM–Sex, durch den die angestammten Geschlechteridentitäten stets wieder hergestellt werden. Es sind eigentlich *Rituale*, die dafür zu sorgen haben, daß nicht die Wirklichkeit, sondern das Ideal erneut die Oberhand gewinnt. Das wirft zugleich ein interessantes Licht auf die Hintergrundmotive, wie sie für die Rolle des Mannes mit dem Aufkommen des Kapitalismus typisch geworden sind, nämlich möglichst viel wirtschaftliche und gesellschaftliche Macht anzuhäufen. Genau das repräsentiert dann auch die

¹Ebd. S. 45.

männliche Hauptfigur: Er ist ein verwunschener Prinz, sein Pferd ist ein weißer Helikopter, sein Schloß ist das Hochhaus eines Konzerns, der seinen Namen trägt. Aber so stark er sich äußerlich gibt, so schwach ist er innerlich. — Es ist immer nur ein und dieselbe Rolle, die er allenthalben anzuwenden versucht, bei Geschäften, in der Liebe und auch dann noch, wenn ganz eindeutig eigene Ängste, wenn die eigene problematische Vergangenheit ins Spiel kommt. Zugleich, und das wirft ein weiteres ganz entscheidendes Licht in die Hintergründe der Aporien zwischen den Geschlechtern, treten beide Reiche immer weiter auseinander: Auf der einen Seite die *Domäne des Weiblichen* mit der Zuständigkeit für Gefühle und Häuslichkeit, und auf der anderen Seite die *Domäne des Mannes von Welt*, also Erfolg, Reichtum und Macht. — Aber nichts ist schlußendlich wirklich so extrem, ohne nicht zugleich bereits den Geist des Selbstwiderspruchs in sich zu tragen.

Der Anspruch, den Anforderungen romantischer Liebe gerecht werden zu können, besteht dementsprechend darin, den Selbstwiderspruch zu riskieren. Der Programmatik zufolge soll sich das Männliche wieder mehr von den verlorenen femininen Züge zulegen, die durch Anpassung an ritterliche, monarchistische, militärische oder totalitäre ›Tugenden‹ zum Leitbild und zum Erziehungsziel wurden und ganze Generationen von Männern psychisch deformiert hat. Die ehemals über Epochen hinweg immerzu als Härte, Rationalität und vor allem als unsentimentale Gefühllosigkeit gefeierte vermeintliche Männlichkeit wird von einer Romantik dekonstruiert, die nicht nur mit Gefühl sondern im Zweifelsfall auch mit Ironie gegen alle diese Verhärtungen vorgehen kann. Der Held mag noch so viel Erfolg im Geschäftsleben vorweisen, allein die Inszenierung romantischer Liebe verlangt ganz offenbar, aus der angestammten Rolle zu fallen.

Die Mißhandlung, Demütigung und Unterdrückung jedweder Individualität dürfte obligatorisch gewesen sein für Generationen von Männern, die nach außen hin noch so mächtig erscheinen mochten, die nach innen hin sich jedoch nicht ein einziges Gefühl hätten erlauben können, ohne zu kollabieren. — So wie jene, ist auch die männliche Hauptfigur in diesem Trivialroman nichts weiter als eine *Charaktermaske*. Er verkörpert die Ideale der Ökonomie: Jugend, Reichtum und Macht, alles in Perfektion, wozu auch die schwierige Kindheit zählt, denn nur so läßt sich dieser immense Erfolg selbst magisch deuten und nicht einfach nur als eiskalte Vorteilsnahme im Getriebe der Hörigkeit.

Christian Grey wirkt wie einer, der es schon ganz früh geschafft hat. Dabei ist das Gegenteil der Fall, es handelt sich eigentlich um einen defizitären Charakter. Er ist die Vollendung des seriellen Typs eines Erfolgsmenschen, der jenseits tatsächlicher Individualität sein ebenso mondänes wie trauriges Dasein fristet. Er verfügt im Unterschied zu *Ana Steel* eben nicht über die Gegenstimme einer ›inneren Göttin‹, sondern ist auf eine banale Weise ganz einfach gestrickt. Der verwunschene Prinz ist auf die Prinzessin angewiesen, weil nur sie den Bann lösen kann. Wie im Märchen wird er als widerspenstiger Prinz durch manche Lektion einer Normalität zugeführt, die vielleicht zur Entwicklung einer *multiplen Identität* führen könnte, wenn nicht der Kitsch in Buch und Film und die Erwartungen seiner Leserschaft befürchten lassen, daß es nur darum ging, dem Prinzen eine andere Charaktermaske zu verpassen, die des treusorgenden Familienvaters. — Aber lassen wir uns nicht davon beirren, es sind eben oft verschiedene Ebenen möglich, ein und dieselbe Sache zu deuten. Wir bevorzugen diejenige, die weiter führen kann im Verständnis dessen, wie es weiter gehen soll in der Selbstvergewisserung, wenn inzwischen dazu bereits ein multiples Selbst erforderlich wird. Und dazu bietet dieser einfach Plot das Beispiel für ein neues Narrativ, das ganz offenbar dazu angelegt ist, auch die eigene Identität als Vielfalt zu betrachten, bis hin dazu, daß die Geschlechterrollen selbst disponibel werden.

Sich zu verlieben heißt, Souveränität einzubüßen. In der Epoche der Romantik wurde dies als die erhabene und unmittelbare Erfahrung einer Leidenschaft von ursprünglicher, roher Naturgewalt empfunden. In der Moderne stellt ein solcher Souveränitätsverlust jedoch ein Problem dar: Die Integrität des Selbst wird bedroht, weil dieses Selbst seine Autonomie in Frage stellt, indem es sich scheinbar dem Willen einer anderen Person beugt. Das ist vor allem deshalb problematisch, weil Autonomie zu einem zentralen Merkmal des modernen Menschen geworden ist, zu einer Anforderung, die nicht nur in den Sphären des Rechts und der Ökonomie eine große Rolle spielt, sondern auch im Bereich des psychischen Wohlbefindens.¹

Ursprünglich entstammt dieser Plot dem Genre des Vampirromans. Nicht von ungefähr, denn dort konzentriert sich alles auf den überwältigenden Kuß,

¹Ebd. S. 47.

auf die Übermacht des äußerst begehrenswerten Vampirs als Edelmann und auf die exzessive Hingabe seines willfähigen weiblichen Opfers. Hier wie dort geht es um ultimative Überwältigung, um die Lust an der Hingabe und nicht zuletzt um die Sehnsucht nach einer Unterwerfung, die, romantisch verklärt, wie eine ultimative Steigerung erlebter Weiblichkeit wahrgenommen werden kann. — Mit dem Wechsel der Internetplattform, aufgrund von Beschwerden wegen viel zu eindeutiger SM-Szenen, wandelt sich der vormalige Vampirroman allmählich zu diesem Plot. Ein geradezu genialer Wink, konsequent genau dieses Narrativ weiter auszubauen, das sich in der Schauerliteratur zwar entfalten aber noch nicht offenbaren konnte, um eine im Vampirroman noch maskierte Lust am weiblichen Masochismus tatsächlich in Szene zu setzen, als symbolische Lösung moderner Rollenkonflikte.

Der Hype um diesen Plot, das Buch, den Film und alle erdenklichen Fetisch-Produkte im Umfeld von alledem, ist ein Lehrstück der Zeitgeist-Dialektik, denn die Analyse kommt zu einem erstaunlichen Befund: Zeitgleich mit dem *Feminismus* kommt ganz offenbar im Untergrund der Gegendiskurs zum Zuge. Was erst mit dem Postfeminismus denkbar wird, wird tatsächlich zur Möglichkeit, das eine zu tun oder vom anderen lassen zu müssen.

Die Dialektik beider Diskurse erscheint wie die Quadratur des Kreises, denn das Spektrum dazwischen eröffnete die weitaus größten Spielräume. Es lassen sich sehr wohl einander widersprechende Attitüden leben, sogar der Widerspruch selbst kann dann zusätzlich noch zum Ausdruck gebracht werden. — Einerseits waren da also die Diskurse der Frauenbewegung, die auf Autonomie, Unabhängigkeit und Selbstverwirklichung zielen, andererseits entfaltete sich zur selben Zeit ein bis heute in dieser Wichtigkeit noch nicht gewürdigter Diskurs im Untergrund, gleichsam als das dialektisch ganz Andere.

Das Ergebnis beider Diskurse zusammengefaßt besagt nichts anderes, als daß es auf das biologische Geschlecht kaum mehr ankommt, weil alle Attitüden eigentlich von allen Akteuren frei nach Belieben gewählt, inszeniert und somit vertreten werden können. — Zugleich hat damit die Beliebigkeit, die Verwirrung und die allgemeine Irritation ganz beträchtlich zugenommen, so daß dieser Untergrund-Diskurs wie ein Joker im Spiel die Regeln verändert.

Parallel zur Entfaltung des Feminismus kommt es zu einer Verlagerung der Sexualität auf das Feld der Identität und damit nicht nur zu weiteren Freiheiten

sondern eben auch zu noch mehr Unklarheit. Denn inzwischen sind die ehemals fixierten Identitätsmerkmale der Geschlechter fast schon beliebig austauschbar geworden, bis hin zum androgynen Vexierspiel der Ununterscheidbarkeit:

Die heutige Heterosexualität basiert auf einer Unklarheit über die Rollen, in denen Männer und Frauen ihre Identitätsmerkmale miteinander tauschen, so daß beide effektiv androgyn werden und jede stabile Geschlechtsidentität grundsätzlich in Frage stellen müssen. Christian Gray und Anastasia Steele etwa tauschen nach und nach viele ihrer jeweiligen Geschlechtereigenschaften. Im BDSM hingegen werden Rollen wiederhergestellt — freilich in einer Form, die nicht unbedingt deckungsgleich mit dem sozialen Geschlecht ist.¹

Wir leben in einer Konsensgesellschaft, alles ist im Prinzip verhandelbar. Die schrecklichen Zeiten, als eine Phalanx aus Kirche, Staat, Militär, Schule, Obrigkeit und restriktiver Moral noch ganze Biographien vernichten konnte, sind endlich vorüber. Gleichwohl sind damit die Herausforderungen gestiegen, die Welt ist noch vielfältiger geworden und der Konsens über den Konsens ist nicht eben einfach zu haben. — Für die anstehende Verhandlungsgesellschaft sind mündige Menschen erforderlich, vor allem solche, die eben nicht gefangen sind in den Strukturen vorgefertigter Charaktermasken, sondern die sich tatsächlich auf dem Weg zu sich selbst befinden. Die Frage ist aber, wer denn tatsächlich bereits souverän genug ist, über sich selbst zu verfügen, so wie es etwa die Libertins des MARQUIS DE SADE so mustergültig vorgemacht haben. Hinzu kommt vor allem ein ganz zentrales Problem, worauf EVA ILLOUZ abschließend noch einmal explizit aufmerksam macht, daß sich *Begehren* selbst nicht verhandeln läßt. Es *ist* oder es *ist nicht*. Es muß schon freiwillig gegeben werden und kann gar nicht zum Gegenstand einer Vereinbarung werden. Ganz offenbar ist also das Konsensparadigma nicht hinreichend, weil sich eben nicht über alles restlos verhandelt läßt, ohne daß der Geist der Erotik, der Liebe, das Gefühl, die Attraktivität, die Spannung selbst darüber verloren würde. Und so kommt es zur Einführung dieser bemerkenswerten Metakonsense, durch die das Unmögliche wieder möglich gemacht werden kann. Es kommt zur Kreation höchst subtiler, intimer und privater Rituale. — Im ehemaligen

¹Ebd. S. 67.

Untergrund-Diskurs des BDSM sind gleichsam die Gegengewichte gegen das vorherrschende Autonomie-Prinzip entwickelt worden, so daß nicht nur die Unabhängigkeit, sondern auch die Unterwerfung in Szene gesetzt werden kann, von einem auch dann noch immer autonomen, allerdings in der Tat *multiplen Selbst*, bei dem es sich selbstverständlich auch um einen Mann handeln könnte.

Der Erfolg dieses Romans rührt demensprechend daher, daß hier de facto eine Form sexueller Selbsthilfe angegliedert wird. Die Lektüre wird zu einem paradigmatischen Akt des modernen Seins, zu einem Akt der Selbstermächtigung und der Selbstverbesserung.¹ Tatsächlich hat sich die Selbsthilfe zum Kern moderner Subjektivität entwickelt und das Entscheidende daran ist zunächst einmal, daß sich der Einzelne als veränderbar, als souverän und als entwicklungsfähig begreift.

Gerade weil die Moderne aus Sicht des Individuums mit einer großen Verunsicherung im Hinblick auf den eigenen Wert sowie die für Beziehungen relevanten Normen und Moralvorstellungen einhergeht, verwandelt sich die Selbsthilfe in einen Königsweg zur Gestaltung des Selbst.

›Shades of Grey‹, so können wir zusammenfassend sagen, entwickelte sich zu einem weltweiten Bestseller, weil sich die Trilogie über das Internet verbreitete, weil sie in der altbewährten Tradition des Liebesromans steht, weil BDSM viele der Probleme des zeitgenössischen Liebeslebens symbolisch löst und weil ihr Effekt der performativ ist, also die sexuellen und romantischen Praktiken verändert, indem sie sie beschreibt. (...)(...)

Wenn die moderne Moral von dem Problem der Ambivalenz, der Ungewißheit und der Unbestimmtheit heimgesucht wird, die allesamt aus dem Zusammenbruch eines geordneten moralischen Kosmos resultieren, und wenn sie keine Gewißheit auf der Grundlage transzendenter moralischer Bezugssysteme mehr herstellen kann, dann muß sie immanente Lösungen für die Frage finden, wie man das Handeln auf selbsterzeugte Formen von Gewißheit stützt. BDSM ist eine brillante Lösung für die strukturelle Instabilität von Liebesbeziehung, gerade weil es sich um ein immanentes, in einer hedonistischen Definition des Subjekts verankertes Ritual handelt, das Ge-

¹Ebd. vgl. S. 74.

wißheit über Rollen, Schmerz und die Kontrolle des Schmerzes sowie die Grenzen des Konsenses verspricht. Dies ist auch der Grund, warum sich die Selbsthilfe zum wichtigen kulturellen Modus der Gestaltung der eigenen Individualität entwickelt hat: weil sie eine immanente Antwort auf die Frage bietet, wie man ein Selbst formt und wie man zu angemessenen Beziehungen und einem angemessenen Selbst findet. Wenn wir keine Regeln, Normen oder Moral haben, aus der sich Gewißheiten und Orientierungen ableiten ließen, dann werden BDSM und Selbsthilfe zu einem unmittelbaren Ersatz für sie.¹

Ritual und Selbstverhältnis

Masken ermöglichen es, in eine andere Haut zu schlüpfen, sie erfordern, daß gelten soll, was vorgespiegelt wird. Das macht es möglich, sich selbst anders zu erfahren, Veränderung überhaupt erst erfahrbar werden zu lassen. Sämtliche Rituale operieren in diesem Spannungsfeld, Passagen zu ermöglichen: Übergänge von einem Zustand in einen anderen, vom Alten ins Neue, vom Jungen zum Mann, vom Mädchen zur Frau. Dazu muß das Alte erst einmal sterben, es muß in der Tat abgefunden werden, weil es nicht von sich aus gehen wollen wird. Daher sind Opfer erforderlich, denn das, was bald schon nicht mehr gelten soll, war schließlich gleichwohl lange Zeit zuvor die vorherrschende Identität, die Rolle, das Sein, also das ureigenste Wesen. Genau davon möchte man sich aber lösen, und die Frage ist in der Tat, wie so etwas denn überhaupt vonstatten gehen kann. Daher sind *Rituale* von so außerordentlicher Bedeutung, weil sie das Soziale erst spürbar machen, weil sie es der Haut einverschreiben, die Veränderung erlebbar, erfahrbar und fühlbar machen. Hinterher soll und wird ein Jeder glauben, tatsächlich den Prozeß der Veränderung, den Übergang, das Anders-Gewordensein ganz bewußt miterlebt zu haben.

Wo das nicht geschieht, dort ist der Geist längst vergangener Zeiten vermutlich noch immer aktiv. Er stört dann jede weitere Entwicklung, so wie im zitierten Trivialroman die männliche Hauptfigur dazu verurteilt zu sein scheint, sich im Status quo gewaltsam zu behaupten. Die SM-Spiele, die dort betrieben werden, sind eigentlich keine, weil es bitter ernst ist, dadurch zu konservieren, was längst

¹Ebd. S. 75ff.

hätte überwunden sein müssen. Die bindenden, vielleicht traumatisierenden Erfahrungen aus der Kindheit der männlichen Romanfigur, sind längst nicht mehr und sollten daher eigentlich auch keine Macht mehr über ihn haben.

Es gibt einen Gedankengang, der sich über das Standardwerk *Die Gabe* von MARCEL MAUSS herleiten läßt, mit dem sich sehr gut ein ganz eigenartiger Aspekt des ursprünglichen Denkens rekonstruieren läßt. Es ist eine Weltauffassung, die mit dem Ursprung der Dinge zu tun hat, die sich aber nicht ohne weiteres unter den Bedingungen der Moderne nachvollziehen läßt. — Es ist jedoch überaus wichtig, sich mithilfe der Ethno-Psychologie diesen Blick für den ›Ursprung der Sachen‹ wieder neu zu erschließen. Auch sollten wir uns wieder dessen bewußt werden, daß wir *Rituale* brauchen. Es gilt auf dem Umweg über den eigenen Körper, über die Sinne und den Geist, manches zu spüren und selbst in Erfahrung zu bringen, das ansonsten zwar immensen Einfluß ausüben, aber gar nicht wahrgenommen werden kann.

Es gilt zu verstehen, was es eigentlich mit dem ›Geist der Sachen‹ auf sich hat, mit der ›Seele‹, die dem archaischen Denken zufolge erst dafür sorgt, daß beispielsweise ein Körper mit dem Aussehen eines Hirschen tatsächlich auch vom ›Geist‹ eines ebensolchen beseelt wird. Nicht nur theoretisch könnte nämlich auch ein anderer Geist von ihm ›Besitz ergreifen‹, so daß sich dieser dann nicht gerade ›artgerecht‹ verhalten würde. — Ein solcher *Panpsychismus*, sieht und spürt hinter allem immer einen ganz spezifischen Geist, der Ansprüche hat, dem wir unsere Referenz erweisen müssen. Unserem Verständnis zufolge kommt das Wesen einer Sache zu dieser selbst noch hinzu, eben ihr Geist. Dieser muß die Sache selbst erst noch beseelen und dafür sorgen, daß ein Wesen dann tatsächlich mit sich selbst identisch ist und zu dem wird, was es sein sollte oder auch sein würde, wenn es sich denn frei hat entfalten können.

Indirekt läßt sich diese Weltauffassung gleichwohl in Erfahrung bringen, mithilfe von Studien aus der Ethnologie, wie sie beispielsweise MARCEL MAUSS vorgelegt hat, als es ihm darum ging, das universelle Prinzip von Gabe und Gegengabe verständlich und nachvollziehbar zu machen. — Hier geht es um die Frage, notiert MARCEL MAUSS gleich zu Beginn, was eigentlich dieses Prinzip, daß die Gabe eine Gegengabe erforderlich macht, derart bedeutend macht, so daß es sich in sämtlichen archaischen Gesellschaften wiederfinden läßt:

*Welches ist der Grundsatz des Rechts und Interesses, der bewirkt, daß in den rückständigen oder archaischen Gesellschaften das empfangene Geschenk zwangsläufig erwidert wird? Was liegt in der gegebenen Sache für eine Kraft, die bewirkt, daß der Empfänger sie erwidert?*¹

Die Antwort ist eine, die sich mit dem Geist der Moderne zunächst kaum vereinbaren läßt, etwa wenn der Leitgedanke des Rechts der MAORI aus Neuseeland zum Verständnis angeführt wird. Demnach rührt die Verpflichtung, ein Geschenk mit einer Gegengabe zu erwidern, daher, daß die empfangene Sache nicht leblos sei, sondern eben beseelt.²

Die wahren Eigentümer einer Sache sind demnach Geister, die dafür sorgen, daß die Sachen jene Seele haben, die sie erst zu dem macht, was sie sind. Aber so läßt sich noch immer nicht verstehen, was denn eigentlich das Besondere, eben das Verpflichtende ist, wie der ›Geist der Sachen‹ nicht nur das ›Wesen der Dinge‹ bestimmt, sondern daß dieser Geist eben selbst Ansprüche stellt, denen nachzukommen überaus wichtig erscheint.

Bei MAUSS findet sich aber ein weiterführendes Beispiel, das ebenfalls von den MAORI stammt: Demnach gibt eine Person einen Gegenstand an eine andere Person, die dann ihrerseits denselben Gegenstand an eine dritte Person weiter verschenkt. Wenn sich nun diese dritte Person der zweiten Person gegenüber erkenntlich zeigt, so schuldet diese jedoch die Gegengabe der ersten Person, von der die Kette aller dieser Schenkungen ausging. — Dieser Gedanke ist für unser Denken und für unser Rechtsempfinden allerdings ausgesprochen gewöhnungsbedürftig. Daher ist es interessant, eigens ein Beispiel zu konstruieren, bei dem die Prinzipien noch deutlicher werden, die hinter dem archaischen Rechtsempfinden stehen.

Ein Kunstwerk beispielsweise, das von einem Besitzer an einen anderen verschenkt wird und von diesem wiederum weiter gegeben wird, könnte sich unverhofft als wertvolles Meisterwerk entpuppen. Wenn nun diese dritte Person davon Kenntnis erhält und das Werk tatsächlich für eine gute Summe Geldes verkauft, so schuldet diese Person den gesamten Erlös derjenigen Person, von der dieser ganze Tausch ausgegangen ist.

¹Marcel Mauss: Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften. Übers. v. Eva Moldenhauer; Frankfurt am Main 1990. S. 18.

²Vgl. ebd. S. 33 u. 35.

Um mögliche Einwände, die nicht von Bedeutung sein sollen, noch weiter einzuschränken: Es könnte sich bei dem ›Werk‹ auch um einen Stein handeln, der irgendwo gefunden wurde, der dann verschenkt wird, um wiederum an eine dritte Person weiter gegeben zu werden. Angenommen, dieser Stein fällt auf den Boden, bricht auf und es zeigt sich, daß ein hochkarätiger Edelstein darin liegt, der nun mit großem Gewinn verkauft werden kann, so schuldet die dritte Person der ersten Person diese Summe.

Der für uns und unser Denken zunächst unerfindliche Grund liegt darin, daß eben der Geist der Sachen selbst bestimmte Ansprüche stellt. Das läßt sich wiederum am Beispiel von erlegtem Wild deutlicher machen: Die Gaben wollen nicht nur, sie müssen zum Ursprung zurück, also dorthin, wo sie hergekommen sind, zurück zu den Quellen, wie die Lachse zu Laichzeit. Dementsprechend strebt beispielsweise der Geist eines erlegten Hirschen *zum Ort seines Ursprungs, zur geheiligten Stätte des Waldes und des Clans und zum Eigentümer zurück*.¹

Wie wesentlich dieses Prinzip, selbst wenn es uns zunächst gar nicht einsichtig scheint, dennoch auch für uns noch immer ist, läßt sich anhand eines Diebstahls erläutern. Denn tatsächlich, wie auch MARCEL MAUSS konstatiert, bildet diese archaische Moral noch immer unterschwellig die Basis auch für unser Rechtsempfinden. Der Diebstahl wird als Sünde dem Nichtbezahlen oder auch dem Nichterwidern einer Leistung gleichgestellt und tatsächlich so aufgefaßt, als wäre es nicht nur die Entwendung der Seele der fraglichen Sache, sondern vielmehr der Verzehr dieser Seele selbst.² — Damit läßt sich das Prinzip nachvollziehen: Es geht also darum, die Seele der Sachen, den Geist der Dinge, das Wesen der Phänomene auf dem Weg zurück zu den Quellen, zum eigenen Ursprung nicht zu behindern. Würde der Geist einer Sache nämlich dort nicht wieder anlangen, er könnte nicht ›wiedergeboren‹ werden, würde sich nicht erneuern und dann auch nicht mehr zeigen.

Ganz besonders fatal ist daher der Diebstahl, er wird nicht ganz unberechtigt als ›Verzehren der Seele‹ betrachtet. Denn wir haben zu Gegenständen, die sich in unserem Besitz befinden oder befanden, ein ganz eigentümliches Verhältnis. Es kann sein, daß wir etwas verschenkt haben, oder verkauft oder verloren. Wir haben uns dann von der Sache und dementsprechend von ihrem Geist

¹Vgl. S. 34.

²Vgl. ebd. Anm. 30, S. 34.

verabschiedet und die Verbindung gelöst. Die ganze Angelegenheit ist aus unserem Leben ausgeschieden. — Anders verhält es sich seltsamerweise mit solchen Sachen, die entwendet worden sind. Der Geist ist gleichsam noch da, aber die Sache selbst ist verschwunden.

Es versteht sich, daß alles das sich auch übertragen läßt auf Beziehungsverhältnisse aber auch auf Selbstverhältnisse. Oft sind ›Trennungen‹ nicht vollzogen, mitunter werden sie mehr oder minder bewußt verweigert. Demnach wäre der Geist einer Beziehung noch da, während die Begebenheit oder die Lebensphase ›eigentlich‹ längst vorüber ist. Die Person ist und bleibt aber besetzt von einem nicht abgefundenen Geist aus längst vergangenen Zeiten, der die Szene noch immer beherrscht. Und dieser Geist wird nicht gehen, weil er nicht gehen kann, solange er nicht gewürdigt worden ist. Es kommt eben darauf an, zur Sprache zu bringen, was gesagt worden sein muß. Dann wird man darauf zählen dürfen, daß vielleicht sogar fast wie im Märchen der böse Zauber sich löst.

Der Hintergrund dieser Gedanken scheint der zu sein, daß, dem archaischen Verständnis zufolge, die Seele der Sache ihren Weg nehmen muß, der nicht behindert oder verstellt werden darf. Wie die Lachse zur Laichzeit, muß der Geist eines Tieres zum Ursprung zurück, um sich dort zu erneuern. Wer daher diesen Weg zurück zu den Quellen behindert oder durch Diebstahl vereitelt, macht sich am Geist der Sache selbst schuldig. Es kann dann eben keine Lachse, keine Hirsche, keine Kunstwerke oder auch keine neue Liebe mehr geben, wenn sich der jeweilige Geist verfangen hat, so daß er seinen Weg zum Ursprung nicht gehen kann, um sich endlich wieder zu erneuern.

Kulturen sind ganz gewiß auch so aufzufassen, daß sie wie Clans mit manchen Geistern auf gutem, mit anderen dagegen auf schlechtem Fuß stehen. Der Gedanke des Polyperspektivismus legt aber im Namen der Vernunft nahe, sich mit möglichst vielen dieser Hinsichten zu arrangieren. — Zu fragen wäre daher, welche dieser verschütteten Perspektiven eigentlich unabdingbar sind für ein multiples Selbst, für multiple Identitäten: Welche davon wurden hinzugewonnen im Zuge der Zivilisation, der Modernisierung und der Individualisierung, welche sind zugleich und vielleicht auch infolgedessen verloren gegangen? Welche wären dringend erforderlich, darunter auch solche, über die wir womöglich noch nie verfügt haben? Und zu guter Letzt: Ist es eigentlich möglich, einen Pantheon

aller Götter, Geister und Narrative so zu konzipieren, daß sich daran ablesen läßt, was so alles erforderlich ist?

Die Götter, die Geister und auch die Narrative sind schließlich nichts weiter als manifest gewordene Erfahrungen, mit den Unwägbarkeiten des Lebens, der Kultur, Gesellschaft, Gemeinschaft, mit Liebe, Erotik, nicht zuletzt auch mit der eigenen Psyche und vor allem mit sich selbst ein Auskommen zu haben, von dem zu guter Letzt alles abhängig ist, was überhaupt Lebensglück genannt zu werden verdient.

Während das moderne Denken stets Wert legt auf Widerspruchsfreiheit, versteht sich die archaische Vorstellungswelt ganz offenbar besser auf die Vielheit. Wo es uns in der Regel um Fakten geht, dort läßt sich auch danach fragen, wie es um das Erleben steht. — Auf seinem Weg zurück zu den Quellen kann der Geist einer Sache vom Wege abkommen, verhindert sein oder auch gehindert werden. Es sind zumeist Sachen der Psyche, die davon betroffen sind.

Längst vergangene Zeiten können dann noch immer präsent sein und eine Gegenwart bestimmen, zu der sie eigentlich gar nicht mehr gehören. Erst wenn die atemberaubende Vielheit solcher Konstellationen wieder in den Blick kommt und nachempfunden werden kann, erst dann wird es gelingen, wie im archaischen Denken, zusammen mit dem Geist der Sachen, den Weg zu den Quellen tatsächlich zu gehen. Manches dürfte dann nachvollziehbar werden, zu dem uns einfach noch das Verständnis fehlt, vielleicht weil es abhanden gekommen ist, vielleicht auch, weil es zugeht wie im Märchen, wo mitunter verwunschene Verhältnisse vorherrschen. Und wie im Märchen müssen sich Helden immer wieder auf den Weg machen, von sich weg, zu sich hin.

Literaturverzeichnis

ADORNO, THEODOR W.

1977 *Gesammelte Schriften*. Frankfurt am Main.

BISER, EUGEN

1973 *Bild*. In: Handbuch philosophischer Grundbegriffe. Hrsg. v. H. Krings, H.-M. Baumgartner, C. Wild; Bd. I; München. S. 247–255.

BLUMENBERG, HANS

1989 *Höhlenausgänge*. Frankfurt am Main.

1997 *Ein mögliches Selbstverständnis. Aus dem Nachlaß*; Stuttgart.

CLAESSENS, DIETER

1980 *Das Konkrete und das Abstrakte. Soziologische Skizzen zur Anthropologie*; Frankfurt am Main 1980.

COLLOUD–STREIT, MARLIS

2005 *Fünf platonische Mythen im Verhältnis zu ihren Textumfeldern*. Freiburg, Schweiz.

DESCARTES, RENÉ

1870 *Abhandlung über die Methode, richtig zu denken und Wahrheit in den Wissenschaften zu suchen*. In: René Descartes' philosophische Werke. Übersetzt, erl. von J. H. von Kirchmann, Abteilung I-III, Berlin 1870 (Philosophische Bibliothek, Bd. 25/26).

DRESSLER, JAN

2010 *Philosophie vs. Religion? Die Asebie-Verfahren gegen Anaxagoras, Protagoras und Sokrates im Athen des fünften Jahrhunderts v. Chr.* Norderstedt 2010.

ECO, UMBERTO

1986 *Nachschrift zu ›Der Name der Rose‹*. München.

GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON

1960 *Berliner Ausgabe*. Berlin.

GRIMM, GEBRÜDER

1977 *Kinder- und Hausmärchen*. Ges. d. d. Brüder Grimm, München.

HARTWIG, INA

2012 *Sadomaso–Sex und Schleichwerbung in simpler Prosa*. In: Süddeutsche Zeitung, 9. Juli 2012.

HEINE, HEINRICH

1972 *Werke und Briefe in zehn Bänden*. Herausgegeben von Hans Kaufmann, 2. Auflage, Berlin und Weimar 1972.

ILLOUZ, EVA

2007 *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt am Main.

2013 *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und ›Shades of Grey‹*. Frankfurt am Main.

JAMES, E. L.

2012 *Shades of Grey*. 3 Bde., München.

KANT, IMMANUEL

1977 *Werke in zwölf Bänden*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Frankfurt am Main.

KONERSMANN, RALF

1989 *Geduld zur Sache. Ausblick auf eine Philosophie für Leser*. In: Neue Rundschau 109. Jg. 1989, Heft 1. Frankfurt am Main 1989. S. 30–46.

MARQUARD, ODO

2003 *Wir brauchen viele Götter*. Spiegelinterview mit Elke Schmitter und Mathias Schreiber. In: Der Spiegel 9/2003.

MAUSS, MARCEL

1990 *Die Gabe. Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften*. Übers. v. Eva Moldenhauer; Frankfurt am Main.

MAY, KARL

1910 *Mein Leben und Streben*. Freiburg i. Br. o.J.

MUMFORD, LEWIS

1979 *Die Stadt. Geschichte und Ausblick*. 2 Bde., München.

NAGEL, THOMAS

1974 *What Is It Like to Be a Bat?* In: The Philosophical Review. Vol. 83, No. 4. (1974), S. 435–450. — [PDF](#), [Online](#).

NENNEN, HEINZ–ULRICH

1991 *Ökologie im Diskurs. Studien zu Grundfragen der Anthropologie, Ökologie und zur Ethik der Wissenschaften*. Mit einem Vorwort von Dieter Birnbacher; Opladen.

2015 *Die Masken der Götter. Über Zivilisation, Religion und den Schlaf der Vernunft.* Münster.

NESTLE, WILHELM

1940 *Vom Mythos zum Logos. Die Selbstentfaltung des griechischen Denkens von Homer bis auf die Sophistik und Sokrates und Griechische Geistesgeschichte von Homer bis Lukian in ihrer Entfaltung vom mythischen zum rationalen Denken dargestellt.* Stuttgart.

NIETZSCHE, FRIEDRICH

1954 *Werke in drei Bänden.* Hrsg. von Karl Schlechta. München.

PARZINGER, HERMANN

2014 *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift;* München.

PLATON

1990 *Werke in acht Bänden.* Grch. u. Dtsch. Übers. v. F. Schleiermacher; Darmstadt.

POE, EDGAR ALLEN

1902 *The Complete Works of Edgar Allan Poe. Vol. I.* New York.

RITTER, JOACHIM; GRÜNDER, KONRAD (HRSG.)

1995 *Historisches Wörterbuch der Philosophie;* Basel.

SERVICE, ELMAN R.

1977 *Ursprünge des Staates und der Zivilisation. Der Prozeß der kulturellen Evolution.* Übers. v. H. Fließbach; Frankfurt.

SONTAG, SUSAN

1982 *Against Interpretation — Anmerkungen zu Camp.* Frankfurt am Main.

UEXKÜLL, JACOB VON UEXKÜLL; KRISZAT, GEORG

1970 *Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen. Ein Bilderbuch unsichtbarer Welten. Bedeutungslehre;* Frankfurt. — [PDF Online](#).

UGOLINI, GHERARDO

1995 *Untersuchungen zur Figur des Sehers Teiresias.* (Classica Monacensia; Bd. 12) Tübingen.

VERNE, JULES

1875 *Reise um die Erde in 80 Tagen. Bekannte und unbekannte Welten. Abenteuerliche Reisen von Julius Verne, Band VI,* Wien, Pest, Leipzig.

WATZLAWICK, PAUL; BEAVIN, JANET H.; JACKSON, DON D.

1969 *Menschliche Kommunikation.* Bern, Stuttgart, Wien.

WEBER, MAX

1980 *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5., rev. Aufl. Bes. von Johannes Winckelmann. Tübingen.

WHITEHEAD, ALFRED NOTH

1913 *The Aims of Education*. New York.

WHITEHEAD, ALFRED NORTH

1979 *Prozeß und Realität. Entwurf einer Kosmologie*. Frankfurt am Main.

WITTGENSTEIN, LUDWIG

1980 *Tractatus logico-philosophicus*. Logisch-philosophische Abhandlung, Frankfurt.